Herm. Hirschfeld,

Hexe von Scharnrode

M. von Pelzeln,

Prinzessin Irrlicht.

Herm.

P. o. germ. 1807 ll Hirschfeld

Zwei-Mark-Bände.

Bachem's Roman-Sammlung.



Aus der Bibliothek

von

....

....

34,760

Bachem's Roman-Sammlung.

Zwei-Mark-Bände.

Der durchschlagende Erfolg, welchen die erste Serie von „Bachem's Novellen-Sammlung" (20 Bände à 1 Mark gebunden) erzielt hat, und die ausnahmslos anerkennenden Aeußerungen, mit welchen dieselbe von der Kritik jeglicher Richtung begleitet worden ist, bestimmten die unterfertigte Verlagshandlung, mit der Ausgabe einer Reihe von 20 doppeltstarken Bänden (à 2 Mark elegant gebunden) unter vorstehendem Titel zu beginnen, um eine Anzahl vorzüglicher Romane größern Umfangs, die in den Rahmen der Ein-Mark-Bände nicht passen, bringen zu können.

Für den sorgfältig gewählten Inhalt dieser Zwei-Mark-Bände gelten dieselben Grundsätze, welche der „Novellen-Sammlung" die **Gunst des Publicums im Fluge erobert** haben. Es wird also auch fernerhin die Rücksicht auf „**Gediegenheit, fesselnde Gestaltung und sittliche Reinheit des Inhalts, Schönheit der Form und reichen Wechsel der Stoffe und der Scenerie**" bei der Auswahl maßgebend sein. Bis jetzt sind erschienen:

Stimmen der Kritik siehe am Ende ds. Bds.

Band 1: **Trüber Morgen, goldener Tag.** Roman v. **M. Lenzen di Sebregondi.**

Ein an reizvollen Bildern reiches Meisterstück feiner Erzählungskunst — eines der letzten und besten Werke der geschätzten geistvollen Schriftstellerin.

Band 2: **Der Erbe von Weidenhof.** Roman von **F. von Pelzeln.**

Die bewegte Handlung des sensationellen Romans spielt vorwiegend in und bei der Kaiserstadt an der Donau.

Band 3: **Alda Renzoni.** Roman. Frei nach **Melati von Java** von **Leo van Heemstede.**

Ein Lichtblick. Novelle von **M. Herbert.**

Ein interessanter holländischer Künstler-Roman mit einer kleinen reizenden Novelle zu einem Bande vereinigt.

Band 4: **Ein stolzes Herz.** Roman von **Cuno Bach.**

Die Wüstenräuber. Africanische Erlebnisse auf einer Sahara-Expedition. Von **Dr. Karl May.**

Mit letztgenanntem Werk wird eine Literatur-Specialität in die „Roman-Sammlung" eingeführt, deren Eigenart dem bekannten weitgereisten Verfasser neue Freunde erwerben wird.

Band 5: **Die Hexe von Scharnrode.** Roman von **Herm. Hirschfeld.**

Prinzessin Irrlicht. Roman von **M. v. Pelzeln.**

H. Hirschfeld erzählt spannend aus Hamburg's Vergangenheit zur Zeit des ersten Napoleon, während M. v. Pelzeln eine Herzensgeschichte aus der höheren Gesellschaft mit merkwürdigem Vorwurf behandelt.

verte

Alsdann folgen (Abänderung vorbehalten):

Die Osteringen-Haldenstein. Roman von Paula Ried.
Im fernen Westen. Americ. Roman von L. v. Berlepsch.
Drückende Fesseln. Roman von M. Lenzen di Sebregondi.
Durch Kampf zum Ziel. Roman von Jos. Flach.
Die Komödianten-Toni. Roman von Walter Vogel.
Feuerhand. Americ. Reise-Erlebnisse von Dr. Karl May.
Das Opfer der Ehre. Roman von P. Ried.
Hagar's Geheimniß. Americ. Roman von L. v. Berlepsch.
Zwischen den Hügeln. Roman von Cuno Bach.

u. a. m.

Diese Zwei-Mark-Bände gelangen alle zwei bis drei Monate im Umfang von über 400 Seiten zur Ausgabe. Auf die elegante Druck-Ausstattung ist besonderer Werth gelegt. Starker, reichverzierter Original-Einband in dunkelgrün Calico mit Goldpressung.

Wie die erste Serie der „Novellen-Sammlung" einen Ehrenplatz in den bellettristischen Hausbibliotheken sich errungen hat, so wird die Stelle neben ihr der „Roman-Sammlung" nirgendwo versagt werden. Das unbestreitbare Lesebedürfniß unserer Zeit bedarf guter, ja vortrefflicher Nahrung, damit es nicht unter nachtheiligen Einflüssen ausarte und schlechte Früchte zeitige. Hier wird eine solche Geistesnahrung geboten zu einem Preise, der auch für die Kräfte des Minderbemittelten erschwinglich ist.

Geist- und herzanregende, poesie- und phantasiereiche, vielfach auch dem wirklichen Leben entnommene Stoffe,
Mustergültige Vollendung der Form,
Gewählte, ganz aparte Ausstattung und dabei
Fast unerreichte Billigkeit,

die nur in der erwarteten großen Verbreitung ihre Erklärung findet, werden der „Roman-Sammlung" die gehoffte Anerkennung rasch erzwingen und ihre Bände in Tausende von Familien als gern gesehene Hausfreunde einziehen lassen.

Zum Abonnement (bei allen Buchhandlungen) ladet ein

Köln, 1885.

Die Verlagshandlung
J. P. Bachem.

Jeder Band, ein abgeschlossenes Ganzes bildend, ist auch einzeln käuflich.

Jeder Band gebunden 2 Mark — Fl. 1.20 — Frs. 2.70 — 80 Cents.
In Deutschland franco Mark 2.20.

Bachem's Roman-Sammlung.

(Zwei-Mark-Bände.)

Eine belletristische

Haus- und Familien-Bibliothek.

Band 5.

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximilianspl. 18

Die Hexe von Scharnrode.

Roman

von

Hermann Hirschfeld.

Prinzessin Irrlicht.

Roman

von

M. von Pelzeln.

Bayerische Staatsbibliothek München

J. Lindauer'sche Leihbibliothek München Maximilians-pl. 16

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Köln am Rhein.

[1885]

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1818
J. P. BACHEM BUCHDRUCKEREI
KÖLN
41285

Alle Rechte, besonders das der Uebersetzung, vorbehalten.

Die Hexe von Scharnrode.

Roman

von

Hermann Hirschfeld.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

1.

Ein Hurrah dem Moosbauern, dem Hochzeitsvater, für die Eßhochzeit!" so rief einer der stämmigen Altländer Burschen, die sich mit den geputzten Mädchen auf dem Plane vor dem blumengeschmückten Hochzeitshause herumschwenkten, den am Eingange postirten Musikanten zu, die jeden ankommenden Gast mit schmetterndem Tusch empfingen. Der jungen Welt spielten sie zum Tanze auf bis der Geistliche anlangte, die Trauung der Tochter des Moosbauern mit dem Sohne eines reichen Nachbarn zu vollziehen, welcher Ceremonie ein festliches Mahl folgen sollte. In riesigen Kesseln siederen die Dorfmetzger, denen diese culinarische Pflicht von Alters her oblag, drei Ochsen, denn es galt, einige Hundert Personen zu sättigen. Zu einer der seltenen „Eßhochzeiten" im Alten Lande strömt die Verwandtschaft von Nah und Fern herbei; denn insgemein bilden, trotz der Wohlhabenheit der Altländer, Topfkuchen und Kaffee die Tafelfreuden bei Vermählungen.

So ist es heute noch in jenem Landstriche, der, einige Meilen von Hamburg entfernt, durch seine Obst-

cultur als eine der Fruchtkammern Deutschlands zu bezeichnen ist. Noch strenger als in der Gegenwart hielt man sich vor siebenzig Jahren an die Sitten und Gebräuche, die dem zum damaligen Kurfürstenthum Hannover gehörigen Elbküstenstriche erb- und eigenthümlich waren.

Die herbstliche Sonne des Jahres 1808 beglänzte die hochzeitlichen Zurüstungen auf des Moosbauern Hofe, der sich trotz der schweren, vom Drangsal der Franzosenherrschaft heimgesuchten Zeit bis zu einer „Eßhochzeit" verstiegen.

Auch im Dorfe Scharnrode lag ein Detachement französischer Besatzung unter Führung des Lieutenants Maubourg. Es waren Douaniers, zur Ueberwachung der Elbküste des kleinen Gebietes bestimmt. Auf dieser Strecke machte der Schmuggel englischer Waaren, trotz der Continentalsperre Napoleon's, deren Uebertretung mit den schärfsten Strafen geahndet ward, den französischen Behörden viel zu schaffen. Die reichen Kaufherren der nahen Hansestadt Hamburg waren eben die rechten Männer, zu Unternehmungen ihre Mitwirkung zu leihen, die, wenn sie glückten, ihnen nicht nur Gewinn sicherten, sondern zugleich Gelegenheit boten, dem verhaßten Landesfeinde einen Streich zu spielen. Zudem war die Lage dieser Gegend, in der die Elbe schon als ein Theil des Meeres erscheint, mit ihren Buchten und von Einschnitten durchbrochenen Deichen den Schmugglern besonders günstig. Sie waren stets im Voraus von dem Eintreffen englischer Fahrzeuge

unterrichtet, denen die Tiefe des Stromes gestattete, in der Nähe der Küste unter dem Schutze der Nacht Anker zu werfen.

Daß weder die französische Mannschaft noch ihr junger Führer besonders gut bei den Bewohnern des Alten Landes angeschrieben waren, ist selbstverständlich. Heute aber schien die fröhliche Stimmung des hochzeitlichen Tages die sonst geflissentlich zur Schau getragene Abneigung des Volksstammes, der sich von jeher durch seine Anhänglichkeit an sein Herrscherhaus ausgezeichnet, gemildert zu haben; denn man erblickte unter geladenen und ungeladenen Gästen einige französische Douanier-Uniformen, die das farbenprächtige Bild der nationalen Tracht noch erhöhten.

„Ein Hurrah dem Moosbauern!" Jubelnd schallte es aus Hunderten von Kehlen durch die Luft, die Musik blies eine schmetternde Fanfare dazu. Dann ging sie in einen lustigen Hopser über, der die Jugend in Bewegung setzte, während der Gefeierte würdevoll, in befriedigtem Stolz vor sich hinschmunzelnd, durch die Reihen seiner Gäste schritt. Höher, ausgelassener schwoll die Lust, als ob die Welt im Frühling sei, und es nicht blutigen Krieg gäbe mit Noth und Elend, wohin Aug und Ohr sich wandte im deutschen Vaterlande und weithin über dessen Grenzen.

In einiger Entfernung vom Tanzplatze, hinter einer dickstämmigen Buche, saß auf einem Holzsitze eine Frau von etwa sechszig Jahren. Sie trug den kurzen, enggefalteten Wollenrock der Altländerinnen, aber er war

von schwarzer Farbe. Um so greller stach das brandrothe Kopftuch dagegen ab, das nach der Landessitte den Kopf mit den scharf ausgeprägten, von Runzeln durchfurchten Zügen umwand, das aber bei alten Frauen stets schwarz zu sein pflegte.

Es war Altmariken, die „weise Frau" der Gegend, eines Dorfschulmeisters Wittwe. Durch eingetroffene Vorhersagungen und zufällig geglückte Kuren hatte Altmariken sich ein kleines Vermögen und eine bevorzugte Stellung zu erringen gewußt. Zu einer Festlichkeit sie nicht zu laden, bedeutete für die Scharnroder selbstbeschworenes Unheil.

Sie saß, der Festlichkeit den Rücken zukehrend. Aber nicht zu dem Treiben der Jugend wandte sie das Haupt zurück, sie hatte es zu dem jungen, etwa neunzehnjährigen Burschen erhoben, der, ebenfalls durch den Buchenstamm gedeckt, regungslos dastand, auf das Getümmel starrend, das sich vor seinen Blicken entfaltete. Es war ein hübscher Mensch mit gutmüthigen Zügen; aber so traurig sah er darein, als sei er gebannt aus der Fröhlichen Kreis, und Sang und Tanz ihm mißgönnt.

Die Musik begann eine neue Weise, — ein tiefer Seufzer entrang sich des Jünglings Brust.

Höher hob die Alte das Haupt, ein Ausdruck leidenschaftlicher Liebe lag in dem Blicke, den sie auf den Traurigen richtete, als wolle sie in seiner Seele Tiefe dringen.

„Friede, magst du nicht tanzen?“ fragte sie, und ihre sonst so herbe Stimme klang weich und mild. „Ich säh dich gern unter den Dirnen. Es ist ja Lust heute in Scharnrode und Jubel rings. Selbst der Franzmann bekommt sein Theil. Und du . . .“

Friedrich, nach der Abkürzung des Landes „Friede“ genannt, der Sohn der einzigen, kurz nach der Geburt desselben verstorbenen Tochter Altmarikens und eines gleichfalls verstorbenen kleinen Bauern, schüttelte den blonden Kopf.

„Laß mich bei dir bleiben, Großmutter,“ sagte er. „Es wäre mir ohnedies lieber gewesen, hätte ich ruhig bei dir in unserm Gärtchen sitzen können, — zum letzten Male, Großmutter, ehe ich scheide. Wer weiß, ob wir je wieder neben einander sitzen werden in unserer Gaisblattlaube! Mein Herz ist schwer, Großmutter, und nun noch schwerer. Laß uns heimkehren.“

„Friede, Friede, meinst du, daß ich vergnügt sei und Ergötzen fände am Klingklang?“ sagte die Alte. „Aber ich konnte des Moosbauern Einladung nicht ausschlagen und dachte, das lustige Treiben werde dich zerstreuen und aufheitern. Sprich nicht von Trennung, Friede! Ich ertrag's nicht, wenn ich denke, daß du morgen schon Scharnrode und die alte Großmutter hinter dir hast, dem tückischen Meere dein Leben zu vertrauen und Heilung zu suchen von dem Leid, das Anna dir angethan. Diese wetterwendische Dirne . . . meinem lieben Friede, meinem Enkelkinde . . . eines Laffen halber! Ist sie's denn werth, daß du den Platz

räumst? Ist er's, der Bursch, der sich Schiffer nennt, hinter dem ich aber etwas ganz Anderes vermuthe? Gib Acht, Friede, gib Acht; es kommt noch der Tag, da Uebermuth bestraft wird. Auch dein Tag kommt, und die Stolze . . ."

„Nicht weiter, Großmutter!" unterbrach sie der Jüngling. „Schelte mir die Anna nicht, sie ist gut und treu. Ist es ihre Schuld, wenn sie nicht erwidern kann, was Friede Backer für sie empfindet, der sich glücklich preisen muß, daß die Bauern ihn seiner Großmutter willen nicht mißachten? Darum ist es besser, ich gehe zur See und werde ein tüchtiger Schiffer, der sich und Euch Ehre macht, — und suche zu vergessen . . . wenn ich's kann."

„Du bist brav, Friede, und meinst es gut mit Jedem," sagte die Alte. „Hast du auch vielleicht für den Sponsirer der Anna, für den Franz, ein gutes Wort? Wohl dir, daß du das weiche Gemüth deiner Mutter geerbt. Ich" — ein wildes Feuer glühte in ihren Augen — „sähe ich meine Liebste in eines Andern Arm, gleichviel ob sie mich will oder nicht . . . ich handelte anders."

Sie hatte die letzten Worte halblaut hervorgestoßen; aber sie waren dem Ohr des Enkels nicht entgangen.

Er lächelte. „Kännte ich dich nicht als so gut und lieb, Großmutter, ich könnte die Furcht theilen, die man davor hegt, dich zu beleidigen. . . . Nein, das Lamm bin ich nicht, für das du mich zu halten scheinst. Ich hab's vor einem Jahre im Wirthshause dem Peter

Wilders bewiesen, der sich einen schlechten Witz über Anna Werner erlaubte; ich meine, er spürt's noch. Aber bei dem Franz, ja, da ist's ein Anderes; der hat so etwas Feines, obwohl er nur ein Schiffer ist, oder sein will, etwas Gutes und Offenes. Ich meine, man muß ihm gut sein und kann darum der Anna nimmer zürnen."

„Und hast du nicht Verdacht, daß hinter dem Schiffer etwas Anderes steckt? Ein feines Herrchen aus Hamburg etwa, wie wir deren schon mehr verkleidet hier gehabt, die da des Schmuggels halber kommen und gehen? Wüßte ich nur Genaues, es wäre nur ein Wort an den Lieutenant Maubourg nöthig, und du wärst eine gefährliche Nebenbuhlerschaft los. Ich brauchte dann auf meine alten Tage nicht meinen Friede zu missen, mein einziges Glück, — brauchte nicht unter Fremden zu sterben! Friede, Friede! Meinst du, es kostete mir ein Bedenken, den glatten Burschen zu opfern, um dich zu behalten? . . . Darf ich's?"

Der junge Mann hatte zärtlich den Arm um der Großmutter Nacken geschlungen; jetzt zog er ihn zurück.

„Ich könnte dich nicht mehr lieb haben," erwiderte er. „Meine Großmutter war das nicht, die so sprechen konnte. Wie es möglich ist, zu tödten, begreife ich, wie es aber möglich ist, als Deutscher einen Deutschen dem Landesfeinde zu verrathen, für den Gedanken habe ich keinen Raum. Und am wenigsten den Schifferfranz. Mag er sein, wer er will, ich halte ihn für ehrlich."

„Ich traue Keinem, der sich Mensch nennt,“ grollte Altmariken, „außer meinem Friede. Meinst du vielleicht, der Lieutenant Maubourg, so jung wie er ist, sei vom Schicksal stets mit Rosenhänden angefaßt? Ich lese in den Augen: in den seinen steht mancherlei. Kenne wohl diese traurigen Augen. Auch Meta Ehrenkranz, die Schwester des reichen Hamburger Kaufmanns, deren Kammermädchen ich war, hatte solche Augen, — und viel Unsegen dazu, das arme Kind.“

„Ich kenne die Geschichte,“ unterbrach Friede die Alte. „Sie ließ sich von einem französischen Emigranten nach dem Tode ihres Vaters entführen, da der harte Bruder seine Einwilligung zur Heirath versagte. Erst auf ihrem Todtenbette, seit lange Wittwe, wandte sie sich an Ehrenkranz, um ihm den Sohn zu übergeben. Laß das Vergangene ruhen, Großmutter, die Gegenwart ist traurig genug.“

Aber Altmariken schien dieser Gegenwart entrückt. „Ja,“ sagte sie leise, „ein harter Mann war Thomas Ehrenkranz. Er wußte wohl den Knaben nicht zu nehmen. Henry, so heißt der Neffe, mochte etwa fünfzehn Jahre zählen, als es hieß, des Oheims Strenge habe ihn, eines leichtsinnigen Streiches halber, aus dem Hause getrieben. Seit Jahren habe ich nichts gehört noch gesehen von Ehrenkranz. Er soll einer der Reichsten Hamburg's sein, sagen sie, aber hart und kalt, wie er's war vor Jahren. Er hat einen einzigen Sohn und Erben . . . ob der ihm gleicht?“

„An ehrenhafter Gesinnung denke ich; an Härte — nein!“ So unterbrach eine jugendfrische Stimme die Worte Altmariken's, während eine gebräunte, aber fein geformte Hand auf Friede Backer's Schultern sich legte. „Als Matrose hatte ich bei Bestellungen meines Capitains, der für »Haus Ehrenkranz« fährt, mehr als einmal Gelegenheit, Vater und Sohn zu sehen und zu sprechen.“

„So?“ fragte die Alte gedehnt, den jungen Mann in der rothen Matrosenblouse mit der blauen Jacke darüber, den getheerten Hut auf dem dunkelblonden Haupte, von oben bis unten messend. „Der junge Herr Ehrenkranz mag wohl etwas mehr denn zwanzig zählen, just wie Ihr. Ist's ein hübscher Bursch?“

Schifferfranz lachte. „Nun, die Schönheit beschwert ihn eben nicht. Aber gutmüthig ist er, das kann ich bezeugen; lebt und läßt leben, und gönnt Jedem sein Recht Doch lassen wir die Ehrenkranz. Warum kommst du nicht zum Tanz? Anna hat schon mehr als ein Mal nach dir gefragt,“ wandte er sich zu Friede.

„Warum?“ Der Bursche ward roth. „Nun, du weißt, ich scheide von Scharnrode, habe die Papiere bei mir, alles Nöthige erledigt, und möchte in der Frühe fort. Da ist Einem nicht tänzerisch zu Muthe. Und dann . . . Anna war ja versorgt.“

„Friede, dir hätte ich sie abgetreten,“ sagte Schifferfranz herzlich. „Warst du nicht von Kindheit her der Waise Schutz und Freund? Anna hat dir viel zu

danken, und schlecht wäre, der sie heimführt und dir den Platz an seinem Herde weigern wollte."

„Herrenreden, Herrenflausen!" murmelte Altmariken. Friede aber drückte des Matrosen Hand und sagte: „Das ist ein gutes Wort, Schifferfranz; ich werd's dir gedenken. Aber zum Tanz ist's zu spät, — da kommt der Herr Pastor eben zur Trauung. . . . Komm in die Flur."

„Auch Ihr, Altmariken, wenn Ihr das geistliche Kleid in Euerer Eigenschaft nicht fürchtet?"

„Als Hexe meinst du, Schifferfranz?" fragte die Alte scharf. „Nimm's zurück, das Wort, soll ich dir rathen! Hexenblick dringt durch die Hüllen, die Stand und Namen bergen. Möchtest du, daß ich ihn hätte?"

Franz lachte. „Nicht so grimmig, Großmutter!" sagte er gutmüthig. „Wen kümmert die Hülle, wenn der Kern sich nur als echt bewährt? Ich hoff's Euch zu beweisen."

Er faßte Friede's Arm und zog ihn mit sich dem Hause zu.

Altmariken erhob sich, den jungen Leuten zu folgen; sie bediente sich beim Gehen eines Krückstockes, mehr aus Gewohnheit, als aus Nothwendigkeit, zum Theil auch, um ihr Ansehen äußerlich auszuzeichnen.

Ein schmetternder Tusch der Musik hatte die Ankunft des Geistlichen — die Alten Lande sind bekanntlich durchgehends evangelischer Confession — verkündet. Er begrüßte das Brautpaar und dessen Eltern; dann gab er ein Zeichen, und ein Choral ertönte, unter dessen

klängen Alle sich in den Flur des Bauernhauses drängten, der groß genug war, etwa vierhundert Gästen, freilich dann etwas beengten Raum zu bieten.

Ein Tisch, mit weißer Decke behangen, mit zwei Kerzen und einem Crucifix darauf, diente als Altar. Vor ihm stand ein Stuhl, für den Geistlichen bestimmt; hinter ihm das Brautpaar, in der hochzeitlichen Tracht der Alten Lande: der Bräutigam in langem, silberknöpfigem Rocke und rother Weste; die Braut in dem üblichen rothen Wollenrocke, der die schneeweißen Strümpfe und die schwarzen Hackenschuhe nicht verbarg, die weite Battistschürze darüber; ein schwarzes Sammetmieder mit goldbrocatenem Brustlatz umschloß die schlanke Büste des Mädchens. Vom Halse hing eine dreifache Kette von Goldperlen bis zum Gürtel nieder, während das Haar vollständig von einer eng anliegenden Goldhaube verborgen ward, von der aus zwei Hörner von rothem Wollenstoff emporragten, die sich aus einem Kranze bunter Blumen zu beträchtlicher Höhe erhoben.

Die Musik schwieg, Stille trat ein. Der Pastor begann die Trauungsrede. Freilich schweifte während derselben manches Auge in sehnsüchtigem Verlangen seitwärts auf die langen, mit weißen Laken bedeckten Tische. Noch trugen sie nichts als die irdenen Teller und einige mächtige Kannen Anisschnaps, die das Getränk der Festtafel bildeten. Das nöthige Couvert mußte — so ist es noch heute der Brauch — jeder Gast, ausgenommen die in dem Ehrenzimmer anwesenden Honoratioren, sich selber besorgen, wie auch an

den Flurtischen ein Glas für etwa zwanzig Trinker Genüge zu leisten hat.

Wohl keiner der Zuhörer, die Braut nicht ausgenommen, zeigte sich von der heiligen Handlung so ergriffen, als Anna Werner, die an der Seite Franzens im Hintergrunde des Flures ihr beiwohnte. Mehr als ein Mal drückte sie ihr Tuch an die Augen, um die heißen Thränen zu stillen, die aus ihnen hervorquollen. Aber daß diese Thränen keine Zähren des Seelenleidens waren, bewies das milde, beinahe glückliche Lächeln des feingeschnittenen Mundes, so oft die Hand des jungen Schiffers, und nicht ohne Absicht geschah's, die ihre berührte.

Anna Werner, eine Lehrerwaise, war bei einer alten, kränklichen Verwandten in Scharnrode erzogen. Sie war keine Schönheit zu nennen; aber ein Ausdruck der Anmuth und der Herzensgüte, eine Bildung, weit über jene Ansprüche, die man an ein Dorfkind stellen mag, gewannen ihr jedes Herz. Nicht der kleinste Flecken trübte den Ruf des etwa achtzehnjährigen Mädchens, und selbst ihre Neigung für Franz ward bei der Beliebtheit, die der junge Schiffer während seines häufigen Aufenthaltes in Scharnrode seit einem Jahre sich erworben, nicht mit gehässigem Blicke betrachtet. Man gönnte die jungen Leute einander.

Die heilige Handlung war vollzogen. Abermals ertönte ein Choral, und unter den Klängen desselben zog die ganze Versammlung an dem Geistlichen vorüber, der würdevoll, mit halb geschlossenen Augen auf

seinem Sessel Platz genommen. Nach seinen Verhältnissen legte ein Jeder seine Spende auf den Tisch vor Se. Hochwürden, — „opfern" nennt sich dieser Brauch. Er wiederholt sich nach der Mahlzeit, nur daß dann statt des Pfarrers die Braut hinter dem Tische sitzt, die Gaben, meist in Geld bestehend, in verdeckter Schüssel zu empfangen, deren Enthüllung eine besondere Sonntagsfreude bildet.

Schon trugen die Metzgerburschen, von Dorfmädchen unterstützt, die kräftige Rindfleischsuppe in riesigen Kumpen auf; große Fleischstücke, dicke Graupen und Rosinen schwammen darin. Jeder schöpfte mit seinem Löffel in den vor ihm stehenden Teller, um, wenn dessen Inhalt geleert, von neuem in die Schüssel zu langen. Diesem Hauptgange folgte das Suppenstück mit gebackenen Pflaumen und festen Mehlklößen. Die „Brautbutter", von der jeder Gast ein Stück mit nach Hause nimmt, bildete den Nachtisch des Mahles, während dessen die verschiedenen Kräfte, die für Sicherheit, Gaumen und Ohr der Gäste thätig gewesen, die Runde machten und die Beutel derselben in Contribution setzten. Endlich stimmte die Musik vom leisen Summen der Versammlung begleitet, das uralte Lied an:

„Nu bringt de Brut de Gav hen,
Denn ju hebt all wat eten!" *)

Der Gesang verstummte, nur die Musikanten spielten pflichtschuldigst weiter. Die Reihen der am Haupt-

*) Bringt nun der Braut die Gabe hin, denn ihr habt alle nun gegessen.

eingange befindlichen Personen theilten sich, und ein neuer Gast betrat den Flur, einen Augenblick auf der Schwelle stehen bleibend, um das bunte Bild, das die Versammlung bot, zu überblicken. Dann schritt er auf das Brautpaar zu, das sich, obwohl sichtlich widerwillig, bei seinem Nahen erhob.

Der Kommende trug die dunkele Offiziers-Uniform der französischen Douaniers. Es war der Lieutenant Henry Maubourg, der Führer des Detachements der Küstenbesatzung, die in Scharnrode ihr Hauptquartier hatte. Der Lieutenant mochte die Mitte der Zwanzig wohl kaum erreicht haben; aber der dunkele, wenngleich nicht starke Bart, das gebräunte Antlitz und vor allem der beinahe finstere Ausdruck seiner Züge ließen ihn seinem Alter vorangeeilt erscheinen. Er hatte sich keine Sympathie zu erringen gewußt, obwohl er geläufig deutsch sprach und keiner ihn der geringsten Unehrenhaftigkeit oder Ungerechtigkeit zeihen konnte. Aber abgesehen von der Abneigung, die dem deutschen Landmanne die Franzosen-Uniform und zumeist die der Douaniers einflößte, war es die Persönlichkeit Maubourg's, die wie ein Alp auf Scharnrode lastete.

„Ich komme," nahm er das Wort, während die Musikanten die Melodie des Gabenliedes weiter spielten, „um Ihnen für den Antheil zu danken, den Sie meinen Leuten an Ihrem Feste gestatten. Ich hoffe, sie betragen sich der Gunst würdig."

Die Braut, ein echtes Landmädchen, war purpurroth bei der Anrede des Offiziers geworden; der

Bräutigam drehte, halb trotzig, halb verlegen, die Kanten seines Hutes. Der Moosbauer aber nahm das Wort: „Es ist heut' ein Tag der Freude, Herr Lieutenant, wo der Mensch den Menschen sieht und nicht das Kleid. Wir haben Euere Leute nicht geladen, Herr; aber so lange sie sich betragen, wie sich's ziemt, werden wir ihnen den Platz nicht mißgönnen."

„Ich danke Ihnen," antwortete der Lieutenant. „Erlauben Sie mir, zum Ausdruck des Dankes, diese Spende der Braut darzubringen. ... Lieutenant Maubourg ist nicht reich und will sein Glück erst finden."

Er zog bei diesen Worten einen blitzenden Napoleonsd'or aus der Tasche seiner Uniform und legte ihn auf den Gabenteller. „Darf ich den Tanz mit der Braut eröffnen?" fragte er dabei.

Der Bräutigam blickte finster, und der Schwiegervater sagte hastig: „Mit Verlaub, das wäre wider Altländer Herkommen; die Braut gehört dem Bräutigam, die Frau dem Manne."

Der Lieutenant blickte ringsum. Es ward ihm sichtlich schwer, liebenswürdig zu sein; in keinem Antlitze mochte er Sympathie lesen.

Sein Auge fiel auf Anna, und die Wolke schwand von seiner Stirne. Mit raschen Schritten trat er zu dem jungen Mädchen. Unwillkürlich ballte Friede die Faust, und die elastische Gestalt des Schifferfranz richtete sich höher auf.

„Und Sie, Mademoiselle," fuhr der Franzose fort, „haben auch Sie Grund, mir einen Tanz zu versagen?"

„Ja, Herr Lieutenant.“ Höflich, aber fest klang Franzens Stimme. „Anna Werner hat mir und dem Friede Backer dort die ersten Tänze zugesagt. Für den Nachschub meine ich, haltet Ihr Euch doch zu gut.“

Von oben bis unten maß der junge Offizier den Redenden; unter den dunkeln Brauen flammte es auf. „Seid Ihr der Vormund dieses Mädchens, daß Ihr Euere Zunge für sie leiht?“ fragte er. „Ich finde Euch sehr keck, mein Freund, einem Offizier Frankreichs gegenüber.“

„Nicht keck, Herr Lieutenant, kühn, der ganzen Welt gegenüber, wenn es sich um mein Recht handelt,“ entgegnete Franz in demselben Tone. „Will Anna es uns kürzen, mag sie Euch Euere Bitte gewähren.“

„Euer Recht, ja das ewige Wort des Deutschen, der sich noch an seinen Schatten protestirend hängt, ohne es mit starker Faust zu halten. Ich will an diesem Tage Euer Recht nicht prüfen; es ist vielleicht so unklar und windig wie Ihr selber.“

„Herr Lieutenant, ich habe meine Papiere; der französische Maire in Hamburg hat sie beglaubigt. Der Fischer Nielsen ist mein Großoheim, er mag's bezeugen.“

Ein hünenhafter Mann in langem Altländer Fest-tagsrocke trat vor. „Das ist wahr, Herr Lieutenant,“ sagte er in plattdeutscher Sprache, dem Idiom der ganzen Gegend. „Der Franz Hesse ist mein Neffe, und seine Papiere sind in Ordnung. Könnt Ihr ihm was Unrechtes nachweisen?“

„Könnte ich's und stände ihm so gegenüber, dann verletzte ich meine Pflicht," sagte der Offizier. „Er hüte sich davor. Gäbe ich etwas auf Ohrenbläser und Flüsterzungen ohne Beweise, ich handelte anders. Ich habe Macht und Befugniß. Doch genug . . . Was entscheidet Ihr, holdes Kind?" wandte er sich zu Anna.

„Gern käme ich Ihrem Wunsche nach," erwiderte das junge Mädchen, das zitternd dem Wortwechsel zugehört und dessen Heftigerwerden befürchtete; „allein selbst dem Franz und Friede kann ich mein Versprechen nicht halten. Mein Kopf schmerzt, und ich fühle, daß ich Ruhe brauche und frische Luft. Ich muß dem Tanz entsagen."

Mit diesen Worten neigte sie sich leicht vor dem Lieutenant und verließ den Flur. Des jungen Offiziers Miene war noch finsterer geworden, fast rauh. Ohne weitere Anfrage nahm er den Arm eines zunächst stehenden robusten Bauernmädchens und schwenkte dasselbe, da eben die Musikanten einen Walzer anstimmten, im Kreise herum. Darauf nöthigten der Brautvater und der Geistliche ihn des Anstandes halber in's Honoratiorenzimmer.

Auch der Schifferfranz hatte bald nach Anna die Gesellschaft verlassen. Er trat vor den Eingang und spähte nach dem Mädchen. Unter dem breitästigen Baume saß Altmariken, die sich nach der Trauung sofort entfernt hatte, augenscheinlich trüben Gedanken hingegeben. Von Anna war keine Spur zu erblicken. Er wandte sich zu dem seitwärts am Hause liegenden

Garten, diesmal mit besserm Erfolge. In einer Laube fand er das junge Mädchen. Erschreckt fuhr sie empor, da sie Tritte vernahm; ihre Augen waren geröthet, noch perlten Thränen an ihren Wimpern.

„Anna, du hast dich um mich geängstigt?“ Weich und sanft klang des jungen Mannes Ton.

In seine ausgebreiteten Arme warf sich die Aufgeregte; sie wagte nichts, denn kein Zeuge drohte ihrer Einsamkeit Gefahr. Alles war im Hause, von dessen Flur die Tanzmusik gedämpft herüber klang; friedliche Stille herrschte um sie her. Ein sanfter Hauch ging durch die hohen Kronen der Bäume, deren Laub der Herbst bereits zu welken begann; ab und zu rasselte ein müdes Blatt zur Erde und sang ein Vogel sein letztes Lied vor dem Scheiden. Vom blauen Himmel schien die Sonne auf das junge Paar; sie schien auf Baum, auf Blume, auf Vogel. Aber es war wie ein letzter, wehmuthsvoller Gruß der Liebe: Herbst war es, des Abschiedes ernste Zeit. Wer konnte des Winters Macht ermessen? Wird der Baum, der sterbende, wieder grünen, der entblätterte Rosenstock neu knospen, der scheidende Vogel je wiederkehren?

Und war es des Augenblickes schwere Stimmung, die bis in des Menschenherzens Tiefe drang und auf des jungen Mannes Lippe seine Frage drängte?

„Ja, Franz,“ entgegnete Anna einfach und innig, „die Gefahr, der du seit einem Jahre Trotz bietest, macht dich tollkühn und unbesonnen. Warum den Franzosen reizen, der dir schon ohnehin um meinetwillen

gram ist? Daß er dir mißtraut, hat er es nicht offen zugestanden, eben noch? . . . O Franz, Franz, wann wird das furchtbare Spiel enden, das du elenden Gewinnes halber treibst? Du wagst als Einsatz dein Leben, das du außer für mich, dein treues Weib, auch für unsern Sohn erhalten mußt. Ein Jahr der Seligkeit, aber ein Jahr der Hölle zugleich, ist mir verstrichen, seit ich dich mein nennen durfte: wann sollen diese Qualen enden? Ich will alles tragen, auch unserer Ehe Heimlichkeit — denn du bist gut und edel —, nur nicht die Angst um dich, wenn ich in dunkeler, schlafloser Nacht an dich denke, wie du inmitten rauher Gesellen, oft in Sturm und Regen, in heimlicher That, die der französische Tyrann mit dem Tode bedroht, preisgegeben bist jeder mörderischen Kugel, die Zufall oder Verrath . . ."

„Du regst dich auf, liebe Anna," sagte der junge Mann beruhigend. „Sei ohne Sorge; der Schutz Gottes, der mich bis heute dir bewahrte, wird mir ferner zur Seite stehen. Nicht Habsucht ist meiner Handlung Triebfeder; es ist der Kaufmannsgeist und das Gelüsten, obgleich ein simpler Kaufmann, dem Ursurpator, so groß, so stark er ist, Trotz zu bieten. . . . Freilich," fuhr er lächelnd fort, „hätte ich meine Mission schon eher beendigen können. Der Vater überwacht ohnedies meine Ausflüge hierher, so gewinnbringend ihr Erfolg dem Hause Ehrenkranz ist, dessen Größe und Ehre zu erhalten, die Aufgabe seines Daseins bildet. Er scheint einen unbestimmten Verdacht in Bezug auf mein Ver-

hältniß zu dir gefaßt zu haben, das freilich schlecht mit seinen Heirathsplänen für mich zusammenpaßt. Unsere Devise ist eine verschiedene. Geld zu Geld sagt er; ich meine: Herz zu Herz."

„Ach Franz, Franz," sagte das junge Weib, „mir ist so bang! Zu leicht nimmst du den furchtbaren Ernst des Augenblickes. Ich fürchte die Härte deines Vaters für dich, nicht für mich; denn ich bin darauf vorbereitet, zu dulden und zu tragen. Aber für das unschuldige Wesen, das deinen Namen trägt, Franz, für unser Kind fürchte ich."

„Sorge nicht, Anna," unterbrach sie der junge Mann. „Glückt das heutige Unternehmen — und alle Umstände sind dazu günstig: ein englisches Schiff wird dicht an die Küste kommen, die Douaniers sprechen dem Anisschnaps mehr zu, als Wachsamkeit vertragen kann —, so ist unserer Speculation damit die Krone aufgesetzt und meine Thätigkeit im Alten Lande zu Ende. Der Vater wird, hoch befriedigt von seines Sohnes Umsicht und Energie, mich in Hamburg empfangen und mir den Dank nicht weigern. Er wird dich sehen, dich, mein geliebtes Weib, und unsern Knaben, seinen Enkel; er wird uns segnen . . ."

„Gebe es der allmächtige Gott!" entwand es sich in unwillkürlichem Seufzer Anna's Brust.

„Streng wohl und hart von Charakter, aber nicht schlecht ist Thomas Ehrenkranz," fuhr der junge Mann eifrig fort. „Meinst du nicht, daß er mehr als ein Mal im Stillen bereute, durch seine Härte

den Sohn seiner Schwester einiger leichtsinniger Streiche halber aus dem Hause des einzigen Verwandten getrieben zu haben? Ich erinnere mich weder der Ursache, noch meines Vetters selber, der einige Jahre mehr zählen muß als ich; denn ich ward in echtem Kaufmannsgeist auf einer auswärtigen Handelsschule erzogen. Aber so traurig das Vorgefallene auch war, es hat lindernd auf meines Vaters Strenge gewirkt, hoffentlich zu unserm Glück ... Sei ruhig, Anna," endete er, „auf meiner Brust ruhen die Papiere, die dich und unsern Knaben als Gattin und Kind von Franz Ehrenkranz legitimiren. Die Wittwe des Notars zu Steinkirchen, in deren Hut sich unser Kind befindet, besitzt die Copieen, die ihr Gatte ihr sterbend übergeben. Sie sind mein Talisman in Gefahr, sie geben mir Kraft zu Kampf und Sieg gegen eine Welt ... Doch genug, da kommt Nielsen. Er winkt mir zu; es gibt eine Nachricht. Geh' in's Haus, Liebe; fürchte nichts, ich komme gleich nach."

Bei diesen Worten erhob er sich und geleitete Anna eine kurze Strecke weit. Mit seinem vorgeblichen Oheim zusammentreffend, wechselte er mit ihm einige Worte. Anna begab sich in das Haus, während die beiden Männer den Platz wieder aufsuchten, den das junge Paar eben verlassen und der zu vertrauter Zwiesprache am günstigsten gelegen schien.

Der Sitz unter der Buche, den vorhin Altmariken eingenommen, war längst verlassen. Der junge Mann achtete nicht ein Mal darauf. Was kümmerte ihn

auch Friede Backer's Großmutter in diesem Augenblicke?

Um so mehr schien die Alte sich für ihn zu interessiren. Sobald sie ihn mit Anna Werner im Gespräche sah, hatte sie sich geräuschlos erhoben und mit einer Behendigkeit, die für ihr Alter überraschen mußte, sich vorsichtig der Laube genähert. Freilich konnte sie, ohne im Falle der Entdeckung dem Verdachte des Lauschens sich auszusetzen, nicht so nahe kommen, um dem Wortlaute der Unterredung genau zu folgen. Sie verstand nur Einzelnes; das aber genügte, um ihre Lippen in bitterm Hohne zusammenzupressen. Es entging ihr keine Bewegung des Paares; jeden Druck der Hand überwachten die funkelnden Augen, welche emsig durch das Buschwerk spähten.

Nun, da die Laube bei Nielsen's Erscheinen frei ward, glitt sie, das Gesträuch durchbrechend, noch näher, vorsichtig des Laubwerkes noch genug vor sich lassend, um ihre Gestalt vollständig zu verbergen. Sie hatte deutlich die Aeußerung des jungen Mannes vernommen. Vielleicht zog er sich mit Nielsen an diesen verborgenen Ort zurück, um dessen Mittheilungen zu empfangen.

Sie hatte sich nicht getäuscht; noch raschelte das herbstlich welke Laub unter ihren Füßen, als Franz Hesse mit Nielsen die Laube betrat.

„Du hast mir etwas zu sagen, Nielsen?" fragte der junge Mann, sich niederlassend, während der Angeredete vor ihm stehen blieb.

„Ja, Herr Franz, es ist alles in Ordnung. Der englische Kutter unter Hamburger Flagge ankert in der Gegend des krummen Deichs. Schlag zwölf Uhr ist in der Bucht bei meiner Hütte das Boot fertig. Der Hasefritz, der Hein Cornelsen und die andern braven Burschen sind bereits benachrichtigt. Wenn Ihr halb zwölf Uhr an Ort und Stelle seid, ist's Zeit genug. Die Parole ist »Haus Ehrenkranz«, wie verabredet. Ich denke, alles geht gut, Herr. Ihr könnt Euch auf mich verlassen."

„Der alte Nielsen ist eine Säule des Hauses," sagte der junge Mann herzlich, dem rauhen Alten die Hand drückend. „Der Sohn wird's ihm danken einst, wie der Vater ihm heute dankt."

„Ich meine, ich hab's verdient," entgegnete der Fischer einfach, ohne jede Spur der Ueberhebung. „Es ist auch nicht Mißtrauen gegen mich, was den Alten veranlaßt, nach Scharnrode zu kommen. Seit Jahren war Thomas Ehrenkranz nicht im Alten Lande."

Der junge Mann wechselte die Farbe; hastig sprang er von seinem Sitze empor.

„Was sagst du? Mein Vater kommt?" stieß er heraus. „Du bist zu ernst, um tolles Zeug zu sprechen, — aber du kannst selber gefoppt, oder mindestens falsch benachrichtigt sein."

Bedächtig schüttelte Nielsen den Kopf. Keine Linie verzog sich in dem wetterharten, scharfknochigen Gesichte.

„Der Jan Pätzold ist vor einer Stunde mit seinem Ewer von Hamburg gekommen," erwiderte er. „Der

ist am Blankeneser Strande, wo er anlegte, dem Herrn Ehrenkranz begegnet, der mit einem kleinen Segler seewärts ging. Claus Wülken führte das Steuer und rief ihm zu, es ginge nach Scharnrode. Mich wundert, daß sie noch nicht hier sind."

Franz saß wie betäubt, das Vernommene schien ihn zu überwältigen. Er achtete kaum darauf, als der Alte, vertraulich die runzelige, schwere braune Hand auf seine Schulter legend, fortfuhr: „Kopf oben, Herr Franz! Ich kann mir denken, daß des alten Herrn Kommen Euch Kopfweh macht — aber der alte Gott lebt noch. Vielleicht will er, da unser Hauptschlag sich länger hingezögert, als er geglaubt, nichts weiter, als ein Mal selber nach dem Rechten sehen. Und ist ihm ein Floh in's Ohr gesetzt, hat er Ahnung von Euerm Verhältniß zu der Anna, — nun, da lassen wir den Sturm ausrasen. Was geschehen ist, ist geschehen, — und er wird die Anna lieb gewinnen."

Der junge Mann schien vollständig mit sich selber abgeschlossen zu haben; die zusammengepreßten Lippen hatten sich geöffnet, auf die bleichen Wangen war die Farbe zurückgekehrt.

„Ja, Nielsen, du hast Recht," sagte er, und voll und fest klang seine Stimme. „Was kommen soll, kommt — mag es sein! So lange mein Vater keine Fragen an uns stellt, bleibt das Geheimniß verborgen, das meines Daseins Glück umschließt; richtet er sie an uns, dann werden wir ihm die Antwort nicht schuldig bleiben. . . . Und nun komm, unser Ausbleiben könnte auffällig

sein. Auf Wiedersehen, alter Kamerad, in deiner Hütte! Halb zwölf erwarte mich."

Er verließ rasch die Laube, von Nielsen gefolgt. Kein Wort ihrer Verhandlung war der Lauscherin entgangen. Nun kam sie hervor, ihre hagern Wangen flammten, eine unheimliche Gluth sprühte aus ihren Blicken.

„Ei, sieh doch," grollte sie vor sich hin, „habe ich doch Recht gehabt: steckt so ein eitles Kaufmannssöhnchen unter der Schifferjacke! Sponsirer sind sie alle, — und der Nielsen, der sich des lieben Goldes halber zum Kuppler hergibt! Die Anna hat also meinen Friede verschmäht des zierbengeligen Hamburgers halber, der ihr mit Eheversprechen den Kopf verdreht haben mag, die der nächste Wind verweht! Und wegen solcher Creaturen will Friede scheiden, meines Alters Licht und Stütze? Ich soll allein bleiben und ihn in des Todes Rachen schicken um dieser willen? Nein, nein, nein!" rief sie fast kreischend; „ich leid's nicht! Zu gelegener Zeit kommt mir der Alte eben; der Bursche muß unschädlich gemacht werden. Friede muß der Anna halber bleiben, früher oder später kann ich ihm über der Dirne Treiben die Augen öffnen. Und komme ich beim Alten nicht zum Ziele, so weiß Altmariken noch ein Mittel, sich den Enkel zu erhalten. Bis halb zwölf habe ich noch sieben Stunden. . . . Du hast die Hexe beschworen, Schifferfranz, du sollst sie kennen lernen!"

2.

An der Honoratiorentafel im Wohnzimmer des Hochzeitshauses war der Kaffee aufgetragen: echter Kaffee, — freilich von geringer Qualität, denn die über England bezogene Waare war durch das strenge Continentalsystem des Allgewaltigen so vertheuert, daß nur der Wohlhabende, und dies meist nur im Wege der Contrebande, sich den Genuß des allbeliebten Getränkes zu verschaffen vermochte. In diesem Bewußtsein hatte der Moosbauer dem Kreise der Erwählten das duftende Naß credenzt, zu dem riesige Stücke Topfkuchen die solide Unterlage bildeten.

Auch Lieutenant Maubourg war unter dieser Zahl. Aus eigenem Antriebe weniger, als auf Ordre seiner Vorgesetzten zeigte er sich populär, und versuchte die starren Herzen der Altländer zu gewinnen. Man kannte auf französischer Seite nur zu wohl den rücksichtslos geäußerten Groll der Küstenbewohner gegen die Douaniers, und wollte, einerseits die äußerste Strenge walten lassend, durch Persönlichkeiten versüßen, was das Princip, dem sie dienten, verbitterte.

Aber besser als seine Obern schien sich der Lieutenant, trotz seiner Jugend, auf deutsche Empfindung und namentlich auf die Stimmung der Hamburger und deren Nachbarschaft zu verstehen. Er hatte den

Versuch gemacht und war abgewiesen worden. Nicht genug der französischen Zudringlichkeit besaß er, um zu ertrotzen oder zu erschmeicheln, was man ihm nicht freiwillig entgegentrug. Man hatte ihm das Erscheinen bei der Eßhochzeit zur Pflicht gemacht, sonst wäre er längst gegangen. Nun saß er stumm und finster am Kaffeetisch in dem vom Qualm der Tabakspfeifen erfüllten kleinen Raume.

Anisschnaps und Branntwein hatten die Köpfe der reichen Hofbesitzer erhitzt. Man benutzte das Lob des Kaffee's, um sich allerlei Witze über dessen Bezug zu erlauben, — Witze, die Henri Maubourg nicht verbieten konnte und mochte, aber in seiner Stellung nicht hören durfte.

Stillschweigend erhob er sich, Ingrimm in tiefster Seele, finsterer als je die Stirne von Wolken umschattet. Er verließ das Zimmer und, über die zum Tanzsaal umgewandelte Flur schreitend, das Haus. Triumphirend lachten die Bauern hinter ihm drein.

Wie still, wie friedlich war es draußen, — die untergehende Sonne grüßte mit dem letzten Blick die Erde, daß unter ihm alles röthlich schimmerte, wie die Wangen einer Braut. Mit Wonne sog Maubourg die weiche, schmeichelnde Luft ein, die sein Antlitz umspielte, erquickend nach der dumpfigen, ungesunden Luft in Flur und Zimmer.

„Wer ganz dir leben könnte, — du heilige, friedliche Natur," sagte er leise, „wer des Blutes stürmische Regungen überwinden könnte, sich selber entsagend und

allen Traumgebilden der Größe, allen düstern Plänen der Vergeltung an Jenem, der meiner Jugend strenger Richter war und der Tyrann meiner armen Mutter, — des Götzenbildes halber, des starren, opferheischenden, das er »des Hauses Ehre« nennt! Den entsetzlichen Fluch des Daseins danke ich ihm, das nimmer gut zu machende Elend: ich bin einsam auf Erden, einsam!"

Ein harter, kurzer Tritt riß ihn aus seinem Sinnen; fast unwillig über die eigene Schwäche, fuhr er empor und blickte in kaltem, finsterm Ausdruck auf den Störer.

Es war ein hagerer Herr von etwa fünfzig Jahren, der sich dem Hochzeitshause näherte, in eine Art von Reiserock aus braunem, englischem Wollstoff gekleidet, der fast bis zu den Füßen reichte. Ein schwarzer, breitkrämpiger Castorhut beschattete das gelbliche Antlitz des Mannes mit den scharfen grauen Augen, den schmalen farblosen Lippen und dem kurz geschnittenen grauen Haar, das an die Farbe von blind gewordenem Stahl erinnerte. Ein unbeugsamer Ernst, eine echt norddeutsche Zähigkeit lag in diesem völlig bartlosen, scharf markirten Antlitz ausgeprägt.

Der junge Offizier warf einen unwilligen, forschenden Blick auf die ihm fremde Erscheinung, — sichtlich ein Gast im Alten Lande. Zum Vergnügen unternahm Niemand zu jener Zeit einen Ausflug, — er mußte den Zweck des Ankömmlings kennen lernen und war eben in der Stimmung, von dem ihm zustehenden Rechte Gebrauch zu machen.

Aber schon im nächsten Augenblicke zuckte er zusammen. Es war nicht der Unmuth über den feindlichen Ausdruck, mit dem der Fremde die französische Douanen-Uniform musterte, — es war die Erscheinung des alten Herrn selber, die Henri Maubourg in so hohem Grade zu erregen schien.

Er preßte die Hand auf das Herz, als wolle er dessen heftigen Schlag dämpfen, und grüßte militärisch. Mit förmlichem, steifem Neigen des Kopfes ward ihm erwidert; es war, als starre der Ankömmling in die blaue Luft, da er in gleichem ruhigen, festen Tritte an dem Offizier vorbei schritt, nicht rechts noch links blickend.

Aus der geöffneten Thüre schallte der Jubel der Tanzenden und zwischendurch die schmetternden Töne der Trompete.

Lieutenant Maubourg wies hinter sich. „Ich rathe Ihnen, mein Herr," sagte er, versuchend einen leichten Conversationston anzuschlagen, dem das Zittern seiner Stimme widersprach, „Ihre Lunge mit frischer Luft zu füllen, ehe Sie sich in jene tabakdunstige Atmosphäre begeben, die den stolzen Namen »Honoratiorenzimmer« trägt. Uebrigens ist es schon eines kleinen Opfers werth, Zeuge eines Festes zu sein, das zu den seltenen zählt, und viel des Interessanten bietet."

Der Fremde war stehen geblieben, aber er hatte nicht einen Blick auf den Redenden geworfen. Was kümmerte es ihn, wer mit ihm sprach, sobald den Sprecher französische Uniform bekleidete, und namentlich

die verhaßte Douanen-Uniform. Daß er ihn verstanden, bewies, daß er ihm aufmerksam zugehört, obwohl der Offizier sich des französischen Idioms bediente. Nun aber erwiderte er in deutscher Sprache. Er redete nicht laut, aber klar; langsam und gewichtig kam jedes Wort aus der schmalen Brust über die farblosen Lippen.

„Ich bin ein Deutscher, ein Hamburger. Zu verstehen, was Frankreich von uns heischt, verpflichtet uns die Nothwendigkeit; zu erwidern, nichts, — es sei denn ein kaiserliches Gesetz, das Pulver und Blei als Haselruthen für widerspenstige ABC-Schützen seiner Grammatik decretirt. Reden Sie deutsch, wenn Sie von einem Deutschen Antwort verlangen — oder gar nicht."

„Dank meiner trefflichen deutschen Mutter, der nur zu früh Geschiedenen, kann ich Ihren Wunsch erfüllen," entgegnete der Offizier. „Auch sie war Hamburgerin."

Zum ersten Male wandte der Fremde den Blick zu Henry. Einen Moment lang blitzte es in den scharfen grauen Augen auf, die sich prüfend auf des Lieutenants Züge richteten; dann aber blickten sie wieder unbewegt in dem matten Glanze wie vorher.

„So lassen Sie mich Ihnen erwidern, mein Herr, daß ich Festen des Alten Landes, dem heutigen gleich, häufig beigewohnt habe und deren Sitte kenne. Seit den Jahren der Fremdherrschaft sind wir gewohnt, uns die Brust beengen zu lassen. Guten Abend, mein Herr!"

Ein kaum merkbares Neigen des Hauptes, und er schritt vorwärts.

Dicht vor dem Eingange holte ihn indeß der Lieutenant ein. „Mein Herr!"

„Was wünschen Sie noch? . . . Ach so, Sie wollen Legitimation? Ich vergaß, daß der Douanier zugleich Gendarmenbefugniß besitzt und ausübt. Nun, hier ist mein Passirschein. Ich will einer Fischlieferung halber mit dem alten Nielsen Rücksprache nehmen und zugleich versuchen, einige brauchbare Subjecte für meine Schiffe zu kapern, wenn der Kaiser Napoleon sie noch nicht für sich selber beansprucht. In der Frühe segele ich wieder zurück nach Hamburg, mein Name ist . . ."

„Thomas Ehrenkranz — mein Oheim!" Die Stimme des jungen Mannes zitterte, eine Thräne lag in ihrem Laute.

Keine Muskel zuckte im Antlitze des Kaufmannes, nicht die mindeste Bewegung drückte sich in seinem Aeußern aus.

„So täuschte ich mich nicht, als ich bekannte Züge zu erblicken geglaubt," sagte er, und noch stählerner klang sein Ton, noch gleichförmiger, ohne jede Modulation klang seine Stimme. „Nun, mein Herr, ich habe gezweifelt . . . Sie aber, der Sie Ihrer Sache gewiß waren, hätten sich und mir durch Ihr Verhör und dessen Einleitung eine unangenehme Scene sparen können. Ich wünsche dem Sohne meiner Schwester, selbst in der Uniform meiner Feinde, Gutes wie immer. Wir haben bereits ein Mal abgeschlossen mit einander. Leben Sie wohl!"

Der Offizier machte eine Bewegung, als wolle er den Arm des alten Herrn berühren; aber ein kalter, ruhiger Blick desselben schreckte ihn zurück.

„Seit Monaten bekleide ich den Posten als Commandant des Douanier-Corps, eine besondere, nicht erbetene, aber unabweisbare Auszeichnung meiner Vorgesetzten," fuhr der junge Offizier fort. „Wäre ich zudringlich, ich hätte längst gesucht, nach Hamburg und in des Mannes Nähe zu gelangen, der nichts als Kälte für die sterbende Schwester hatte, nichts als Kälte und unbeugsame Strenge für deren Sohn. Ich wollte es abgeschlossen sein lassen zwischen uns; aber der Einsame, Alleinstehende wird leicht Fatalist: ich möchte einen Wink des Schicksals in unserer unerwarteten Begegnung erkennen."

„Und ich einen Zufall. Unsere Ansichten haben nie harmonirt. Sie haben die etwas überspannten Meinungen und Gefühlswallungen Ihres französischen Herrn Vaters geerbt, der leider in meiner Schwester, Ihrer Mutter, eine verwandte Seele fand. Ich fasse und empfinde nicht mehr, als was ein, nennen Sie es beschränkter, Kaufmannssinn zu empfinden vermag. Was ich als unabweisbare Pflicht für des Hauses Ehre hielt, nannten Sie, kaum dem Knabenalter entwachsen, kaum warm geworden in meinem Hause, lästige Fessel. Sie streiften sie ab in trotzigem Selbstvertrauen! Ich hätte den Sohn meiner Schwester nicht aus dem Asyl gestoßen, das ich ihm geboten; aber ich wollte, so lange

er unter meinem Dache weilte, verantwortlich sein für ihn. Der Ehre des Hauses halber mußte ich ihn unter Controle halten; er entzog sich der Controle, dem Hause, meiner Verantwortung. Ich kenne die Kluft nicht, die einst und heute trennt, da ich Henry Déplacet in der Uniform der verhaßtesten der Feinde eines Hamburger Kaufmannes wiederfinde. Ich habe also nichts zu verantworten, aber auch nichts zu bereuen. Sie nennen sich einsam — klagen Sie Ihren Kaiser an, wenn seine Disciplin Ihnen verbietet, den Neigungen schrankenlos zu folgen, deren Befriedigung der Chef des Hauses Ehrenkranz Ihnen nicht gestatten durfte. Die laxe Moral der französischen Offiziere, welcher mehr als einer der Herren seine Uniform verdankt ..."

„Halt, mein Herr!" Auf des Lieutenants Stirne schwoll mächtig eine Ader. „Beleidigen Sie den Menschen Henri Déplacet, ich gebe Ihnen, dem Bruder meiner Mutter, diese Erlaubniß; das Kleid aber, das ich trage, ich Lieutenant Henri Maubourg — Sie sehen, »des Hauses Ehre« halber wechselte ich sogar meinen Namen — das Kleid lassen Sie unangetastet! Die Ehre eines Offiziers haftet an ihm. Es ist das Kleid der Heimath meines Vaters; ehrenvoll in Kampf und Gefahr errang ich's mir, wie auch diesen Degen. Flüchtige Streiche wohl, nichts Unehrenhaftes ließ ich mir zu Schulden kommen, auch bei Ihnen nicht. . . . Ich hatte das leichte französische Blut meines armen, kaum gekannten Vaters; der Zwang, den Sie auf mich, den durch die Mutter an Freiheit gewohnten, lebhaften

Knaben übten, die Absicht, eine Kaufmannsmaschine aus mir zu machen, empörte mich und dünkte mir ein Joch. Ja, hätten Sie mich Handelsgeist kennen lernen lassen, statt Handelsform! Ich dürstete nach Begriff, und Sie gaben mir eine kalte, trockene Ziffer dafür. Ich suchte mich schadlos zu halten, ich war allein. Mein Vetter ward auf einer berühmten Handelsschule zur Rechenmaschine dressirt; so fehlte es mir an gleichalterigem Umgang. Ich suchte begierig nach Freundschaft, ich nahm meine Zuflucht zu leichten, aber keineswegs verdorbenen Gesellen; ich suchte mit ihnen Abenteuer, theilte ihre Streiche, im Taumel des Augenblicks betäubte ich das Unbefriedigtsein der Seele. Vielleicht wäre ich des Treibens bald überdrüssig geworden, hätten Sie nicht den pedantischen Richter gespielt und mich durch Ihre Härte zur Verzweiflung gebracht. Wäre ich verdorben, körperlich und geistig, Sie hätten es auf Conto »des Hauses Ehre« setzen können."

Der Kaufmann zuckte mit den Achseln. „Ich folgte meiner Pflicht," sagte er kurz. „Was ich that, kann ich verantworten — noch heute. Gegen den eigenen Sohn würde ich nicht anders handeln, gäbe er mir Grund, zu klagen, verletzte er die von Ihnen so ironisch behandelte Ehre des Hauses. Behandeln Sie diese immerhin als Marotte; ich habe sie fleckenlos ererbt, fleckenlos will ich sie wieder vererben, und dieses zu erreichen, ist mir kein Opfer zu hoch. Dem reuigen Schwestersohne hätte vielleicht das Haus seines Oheims sich geöffnet — dem Douanen-Offizier nie!"

„Weil die Institution, der er zu dienen gezwungen ist, Euerm höchsten Götzen, dem Handel, Concurrenz macht!“ rief der Lieutenant in überwallender Empörung. „Kaufmann und Douanier sind geschworene Feinde seit der Continentalsperre, ich begreife das. Sie wären nicht Thomas Ehrenkranz, würden Sie eine Ausnahme machen. Ein anderer Charakter hätte aus unserer Verwandtschaft Vortheil zu ziehen versucht; Sie denken zu groß zu solchen Erbärmlichkeiten, für Sie bleibt nur der Haß. Wohl, sei es denn! . . . Aber,“ fuhr er fort, und seine Augen hefteten sich wie Flammenströme auf Thomas Ehrenkranz' unbewegte Züge, „hüten Sie sich! Mehr als ein Mal nannte man mir Ihren Namen in verdächtiger Weise, mehr als je blüht der Schmuggel an dieser Küste, strenger als je sind meine Ordres. Bis jetzt wies ich, Beweise fordernd, alle Verdächtigungen zurück. Aber ich werde sie zu erhalten wissen; wir werden handeln müssen, Herr Thomas Ehrenkranz, ohne Ansehen der Person, — Sie für die Ehre Ihres Hauses, ich für die Ehre meines Standes.“

Er wandte sich um und verließ hastig die Stätte. Ohne das Haupt zu wenden, schritt er vorwärts. Die Dorfleute wichen scheu zur Seite; ein kleiner blondlockiger Knabe spielte vor einem Häuschen der Dorfstraße und streckte verlangend die Arme nach der bunten Quaste des Säbels aus, — mit einem ängstlichen Rufe riß die Mutter ihn von der Seite des finstern Mannes hinweg und trug ihn in den Flur.

Die Sonne hatte sich hinter Wolken geborgen, deren Ränder sie purpurn umsäumte, ehe dickere Schichten, Herolde der Nacht, sie unter sich bargen. Ein kältender, herbstlicher Wind strich über den Plan vor dem hochzeitlichen Hause. Er schien dem alten Herrn wohl zu thun; denn Thomas Ehrenkranz nahm den Castorhut vom Haupte und ließ sich die Stirne kühlen. Zum ersten Male, da er sich allein glaubte, zog etwas wie eine Regung des Gefühls über das harte Antlitz.

„Er ist Meta's, meiner Schwester, Sohn," sagte er leise vor sich hin. „Wahr ist's: wenn auch leichtsinnig, unehrenhaft war er nicht. Ich glaube, er ist es auch noch nicht, und doch, ich kann nicht zurücknehmen, will nicht. . . . . Aber um seinetwillen will ich ein milderer Richter menschlicher Schwächen meinem Franz sein, wenn es wahr ist, was man mir zutrug, was ich ahnte . . . wenn . . ."

„Sieh' da, sieh' da, Herr Ehrenkranz, — eine Ueberraschung! Und so spät noch zur Hochzeit? Wird das eine Ehre für den Moosbauern sein! Feine Eßhochzeit, Herr! Die Schüsseln sind freilich leer, aber eine Tasse Kaffee ist noch im Topfe für den Herrn Ehrenkranz. Soll ich Euch melden, daß die Musikanten Euch mit dem üblichen Tusch empfangen?"

Sichtlich unangenehm berührt, blickte der Kaufmann in das runzelige Antlitz der Frau, deren Augen ihm unter dem grellen Tuche, das ihr Haupt umhüllte, entgegen leuchteten. „Spart Euch die Mühe," sagte

er kurz; „ich bin nicht geladen und finde meinen Weg. Woher wißt Ihr meinen Namen?"

„Woher? Habt Ihr denn Mariken vergessen? Altmariken nennen sie mich: ich war ja bei Euerer Schwester Meta Ehrenkranz, die den adeligen französischen Herrn gegen ihres Vaters und Euern Willen heirathete und mit ihm floh. Das arme Kind! Habt Ihr nichts von dem Jungen gehört, ihrem Sohne, dessen Ihr Euch an ihrem Sterbebette annahmt und der Euch zum Lohne davonging? Und wie steht's mit dem eigenen Sohne, dem jungen Herrn? Ei, du lieber Himmel, wie die Zeit vergeht! Der muß groß und stattlich geworden sein. Hat er schon etwas Liebes? Gibt's bald eine Hochzeit? Wie?"

Forschend in der Alten Züge blickend, schien Thomas Ehrenkranz alte Erinnerungen wachzurufen. Sie schienen ihn nicht zu erfreuen. Sollte noch ein Mal die Vergangenheit, die er eben beseitigt glaubte, mahnend an ihn herantreten?

„Ja, nun erkenne ich Euch; die Dämmerung war schuld, daß es nicht gleich geschah. Zu morgen in der Frühe, ehe ich Scharnrode wieder verlasse, habe ich Euch ohnedies einen Besuch zugedacht. Ich wollte mit Euch reden. Erzähltet Ihr mir nicht vor Jahren von einem Enkel?"

„Ja, Herr Ehrenkranz, ein hübscher, braver Bursche, mein liebes Enkelkind. Er ist drinnen. Soll ich ihn Euch zeigen?"

„Ich werde ihn schon kennen lernen," wehrte der Kaufmann ab. „Hat er nicht Lust, zur See zu gehen? Ich bin nach Scharnrode gekommen, einige brave Jungen zu suchen, — ich will ihn schon weiter bringen, wenn er gut thut."

„Lust zur See hat er, Herr, aber mit Euerer Werbung kommt Ihr wohl zu spät. Er will morgen aus Scharnrode fort, will sich auf ein Hamburger Kauffahrteischiff des Senators Bartels verheuern. Die Erlaubniß hat er schon. Freilich ist's eine That der Verzweiflung. Seit der Schifferfranz ihm das Herz der Anna Werner weggekapert, blüht ihm kein Segen mehr in Scharnrode."

Sie beobachtete genau den Eindruck, den diese Namen bei dem alten Herrn hervorbrachten. Sie sah, wie ein Zucken durch die Falten des scharfknochigen Antlitzes ging.

„Ihr könnt mir das morgen erzählen," sagte er dann scheinbar gleichgültig. „Oder — es scheint Euch nahe zu gehen, und die Gelegenheit könnte nicht so günstig sein, als eben jetzt: was ist's mit der Geschichte? Ich habe von dieser Anna Werner gehört, meine ich; was ist's mit der? Macht's kurz, Altmariken."

Die Alte verzog fast höhnisch die Lippen. Sie wußte sich die plötzliche Theilnahme des reichen Kaufmannes nur zu wohl zu erklären.

„Seht, Herr Ehrenkranz," sagte sie hastig, „die Anna ist eine Waise; von Kind auf war mein Friede ihr zugethan. Ich hatte nichts dagegen. Sie hätte freilich

wenig in die Wirthschaft gebracht; aber Altmariken hat ihre Nothpfennige, und mein Friede wäre zufrieden gewesen. Ich hielt das Mädchen für brav und gut; sie mag's auch gewesen sein. Da stieg der Hochmuthsteufel in ihr empor: die Putzsucht und die liebe Eitelkeit kamen hinzu, und fertig war das Unheil. Der arme Bursche, mein Enkel, litt und duldete still; aber er hofft noch immer."

„Und der Franz, der Schifferfranz?" warf der Kaufmann ein.

„Der kam vor einem Jahre, angeblich um den alten Nielsen, seinen Großoheim, zu besuchen," fuhr die Alte fort. „Ich glaube aber an die Verwandtschaft nicht. Seitdem war er häufig zu Besuch in Scharnrode, bald kürzere, bald längere Zeit. Man sagt ihm nach, es sei gar kein Matrose, sondern ein junger Kaufherr, der des Schmuggels halber das Alte Land bereise. Er hatte immer Geld und wußte sich beliebt zu machen. Die Anna glaubte in ihm den Rechten gefunden zu haben. Sie spannte ihre Netze aus und sponsirte mit dem Goldfisch; sie verdrehte ihm den Kopf, dem armen, braven Jungen, — und meinem Enkel das Herz."

„Und Nielsen, der Oheim dieses Schifferfranz, wie Ihr ihn nennt, hat er keine Warnung für seinen Neffen?" fragte der Kaufmann. „Duldet er . . ."

Altmariken lachte höhnisch. „Der Alte, so zäh wie ein Stockfisch, wird kuchenweich, wenn ein hübsches Lärvchen ihn freundlich anschaut. Der ist lieb Kind mit den

Beiden und würde sich keinen Augenblick besinnen, ihnen als Zeuge bei einer Heirath zu dienen. . . . Seht doch," unterbrach sie sich, „da steht das schmucke Paar oben am Fenster. Und mein Friede ist dabei, so traurig und still, als stehe er auf dem Friedhof am offenen Grabe, statt auf der Tanzflur. Es ist Jammer und Schande!"

Die Alte hatte den Arm erhoben und wies mit dem Krückstocke in die Richtung, der des Handelsherrn Auge eifrig folgte. Die weit geöffneten Flurthüren mochten nicht genügend sein, die Hitze und den Dunst der vielen Menschen, der qualmenden Oellampen abzuleiten; eben hatte sich ein Fenster geöffnet, und hinter ihm, wie in einer Nische, zurückgezogen von den Tanzenden, standen Franz und Anna, ihnen zur Seite Friede Backer. Keines der drei jungen Gesichter widerspiegelte die festliche Stimmung des Tages.

„Es ist gut." Seltsam gepreßt klang des alten Herrn Ton, während seine Blicke unabläßig auf das von innen matt beleuchtete Bild des jungen Paares starrten, das von dem niedern Fenster wie von einem Rahmen umschlossen war.

„Ich kann's Euerm Enkel nicht verdenken, — das Mädchen ist nicht häßlich. Ich begreife. . . . Gute Nacht für heute, Altmariken," brach er plötzlich ab. „Ich glaube, man hat mich gesehen. Ich will in's Haus; habe noch einiges abzumachen in Scharnrode, ehe es Nacht wird. . . . Auf morgen also, und sorgt, daß ich Euern Enkel zu Hause finde."

Er grüßte die Alte kurz und zerstreut, und ließ sie stehen. Dann schritt er über die Schwelle des Hochzeitshauses.

Unbeweglich, mit funkelnden Augen blickte ihm die Alte nach. „Ob der reiche Herr auch so viel Antheil an Altmariken und ihrem Enkelsohne genommen hätte, wenn der Schifferfranz eben nichts als der Schifferfranz wäre? Hart und stolz wie immer! Das Alter hat dir den Nacken nicht gebeugt, — ich möcht' dir zeigen, wie es thät'! Wer weiß, ob er sich nicht noch selber am Ende beschwatzen und herumkriegen läßt? Hat doch die Dirne schon den Friede herumgekriegt, zu allem, was sie thut, Ja und Amen zu sagen. Nein, nein, nein!" rief sie fast laut. „Sie soll nicht Kaufmannsdame spielen und in der Carosse fahren, während meinem Friede das Herz bricht! Ich leid's nicht, ich, die Altmariken. Was kümmert mich Freund oder Feind? Betrug ist Betrug, Schmuggelei ist Schmuggelei! Warum gehst du heimliche Wege, Schifferfranz? Warum hütest du deine Geheimnisse nicht besser? . . . Halb zwölf in Nielsen's Hütte, um zwölf das Boot in der Bucht. . . . Ich geh' zum Lieutenant und geb' dich an, Schifferfranz!"

Durch das Gewühl der Tanzenden schritt in strammer Haltung der neue Gast. Die Lust hatte sich gesteigert, zumal da die französischen Soldaten, der wiederholten scharfen Weisung ihres jungen Chefs folgend, mit Sonnen-Untergang durch eine Seitenthüre das Hochzeitshaus verlassen hatten.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Kunde, der allbekannte reiche Herr Ehrenkranz aus Hamburg sei angelangt und habe das Festhaus betreten. Aus dem Honoratiorenzimmer eilten die Ehrengäste, der Brautvater an der Spitze, dem Handelsherrn entgegen, der schon wiederholt die Hauptvorräthe des halben Alten Landes auf einen Schlag angekauft, um das köstliche Obst, hauptsächlich Kirschen, nach England zu senden.

Alle bezeugten ihm ihre Ehrerbietung; die Musik brach mitten im Tanze ab und stimmte einen lauten Tusch an. Man drängte sich zu einem Knäuel zusammen, dessen Mittelpunkt der hagere Mann im braunen Reiserocke bildete, der den Kopf noch immer mit dem Castor bedeckt hatte. Er neigte kaum merklich das Haupt, als die Fanfare ertönte; jede Linie, jede Falte seines Antlitzes war zu alter Form und Norm zurückgekehrt.

Das Paar in der Fensternische ward erst aufmerksam, als der Tanzreigen der Musikanten jäh abbrach und der Name „Ehrenkranz" durch den Raum ging, der durch Buschwerk und an Stricken befestigte Hängelampen aus einer Scheunendiele zu einem Tanzsaal umgewandelt war.

In demselben Augenblicke aber schritt der alte Herr an ihnen vorbei. Ein einziger Blick, so kalt und scharf zugleich, theilnahmlos und doch forschend, wie es ihm Gewohnheit, fiel auf die beiden jungen Leute und auf Anna, die sich, unwillkürlich zitternd, fester auf Franzens Arm lehnte. Dann setzte er seinen Weg fort, dem ihm bekannten Honoratiorenzimmer entgegen, zu dem

ihm freilich der Weg durch die Begrüßenden noch abgeschnitten war.

„Franz," wie ein Hauch kam es über Anna's Lippen, „Gott sei mir und dem Kinde gnädig! Dieser Mann hat kein Herz. Wie kann ich ihn lieben, wie unsern Knaben lehren, ihn zu lieben?"

Der junge Mann antwortete nicht; er war sehr bleich, fest preßten seine Lippen sich zusammen. Ihm selber erschien der Vater härter, verschlossener als je, — der Zweck seines Kommens war ihm nun Gewißheit, keine Vermuthung mehr.

Der Kaufmann hatte den Eintritt in das Honoratiorenzimmer ausgeschlagen; je größer der Kreis, dem er den Grund seiner Anwesenheit in Scharnrode erklären konnte, desto lieber war es ihm. Seine Miene hatte sich, so weit es überhaupt den starren Zügen möglich, zu freundlicherm Ausdrucke aufgehellt. Die Tasse Kaffee, welche die Braut ihm credenzt, hatte er abgelehnt, aber ein Gläschen Anis nach Landessitte auf des Paares Wohl geleert.

„Möge es euch gut gehen," sagte er dabei; „denn der Eltern Segen baut den Kindern Häuser, ihr Fluch reißt sie nieder. Stand zu Stand, so will's die Ordnung; was sie verrückt, ist vom Uebel."

„Wir halten es in unserm Lande auch mit dem Alten," bemerkte der Moosbauer; „nicht umsonst heißen wir Altländer. Ich meine, Herr Ehrenkranz, Ihr solltet uns kennen."

„Freilich, hab' ja meine besten Matrosen aus euerer Mitte und bin gekommen, Recruten zu suchen, mit allergnädigster Erlaubniß des Herrn Kaisers Napoleon. Ist denn Nielsen nicht da? Der könnte mir welche nennen, die Lust und Geschick hätten, der Hamburger Flagge Ehre zu machen." Der Kaufmann kannte genau den Ton, den er an diesem Orte anzuschlagen hatte; er verfehlte seine Wirkung nicht. Die Scheu vor dem reichen Handelsherrn wich, ohne der Ehrerbietung Eintrag zu thun.

„Der alte Nielsen, Herr Ehrenkranz, ist bereits nach Hause," sagte der Moosbauer. „Es zwickt ihm in den Beinen; wir bekommen Unwetter, prophezeit er daraus, und es ist noch immer eingetroffen. Aber da steht sein Großneffe, der Schifferfranz, der hat vielleicht Lust; und da der Friede, der Altmariken Enkel. Freilich hat der schon eine Heuer halbweg angenommen. Auch der Hein Cornelsen, einer Wittib Junge, ist frei, und . . ."

„Gut." Der Kaufmann erhob die Stimme: „Ist der Hein Cornelsen hier?"

Keine Antwort erfolgte, — der Moosbauer wiederholte die Frage noch einmal, worauf eine schüchterne Knabenstimme aus dem dicksten Haufen der Versammelten heraus sich vernehmen ließ: „De Hein hott to Hus mußt, he hett to veel Dörrplummen rin eten."

Ein allgemeines Gelächter ertönte, selbst die Lippen des Hamburger Kaufmannes verzogen sich ein wenig.

„Wenn dein Bruder die Dörrpflaumen verdaut hat," sagte er dann, sich gleichfalls des plattdeutschen Dialects

bedienend, „so soll er morgen vor acht zu Hollern in's Wirthshaus kommen. Nicht später."

Er wandte sich zum Fenster, wo die drei jungen Leute noch immer standen. Indem er den Schifferfranz ansah, streifte sein Auge zugleich über Anna. Abermals zitterte sie unter der vernichtenden Kälte des Blickes.

„Bist du der Enkel der Altmariken?" fragte er kurz.

„Nein, Herr." Die Hand des jungen Schiffers wies auf den Erfragten. „Dieser da, Friedrich Backer ist's."

An ihn wandte sich Herr Ehrenkranz: „Ich höre, du hast Lust zur See. Willst du auf meinem Schiffe fahren, so rede ich mit Bartels & Comp. Ueberlege dir's. Morgen früh komme ich zu deiner Großmutter, du magst mir dann antworten."

„Herr Ehrenkranz, ich möchte nicht."

„Morgen." So abbrechend klang der Ton des Kaufmanns, daß Friede keine Entgegnung wagte. Er konnte es um so weniger, da Herr Ehrenkranz ihm den Rücken zukehrte und zu Franz getreten war.

„So bist du der Neffe des alten Nielsen?"

„Ja, Herr Ehrenkranz."

„Du kannst mich in's Wirthshaus begleiten; ich möchte doch wenigstens noch etwas abschließen heute Abend. Unterwegs theile ich dir die Bedingungen mit. Ich meine, du wirst damit zufrieden sein, und der Oheim auch. Bestelle ihn morgen in der Frühe zu mir. Ist das deine Schwester, ... deine Braut?" fragte er plötzlich ganz unvermittelt, auf Anna Werner deutend.

Ihr war's, als müsse sie in die Erde sinken. Aller Blicke, das fühlte sie, ohne das eigene Auge zu erheben, waren ihr zugewandt; aller Ohren lauschten der Antwort des jungen Mannes.

Ein nervöses Zucken, ein leichtes Erblassen war das einzige Zeichen der Aufregung Franzens; allein seine Willenskraft dämpfte auch dies. Ruhig und fest, in einem Tone, der unverkennbar der eigenen Ausdrucksweise des Hamburger Kaufmanns ähnelte, erwiderte er: „Anna Werner ist eine Waise ehrbarer Eltern, hochgeachtet und geliebt im Alten Lande von Jung und Alt, und ehrenvoll und glücklich der zu heißen, der ihr Herz gewinnt und ihre Hand, sei er so reich, so vornehm er immer wolle. Anna Werner ist ein Altländer Kind, Herr, von echtem Schrot und Korn; das sagt genug, meine ich."

Ein Murmeln des Beifalls ging durch die Reihen der Landleute. Franz hatte die beste Saite angeschlagen, welche in diesem Augenblicke paßte, indem er dem Nationalgefühl des Alten Landes ohne Uebertreibung schmeichelte.

Thomas Ehrenkranz fand keine Erwiderung. Er ließ noch einmal den Blick an Anna herniedergleiten und sagte dann: „Hat die Jungfer den Burschen da den ganzen Abend bis zu des Festes Ende nöthig, oder will sie ihn mir abtreten, daß er mich nach dem Wirthshause bringt? Er mag wiederkommen, wenn er Lust hat."

„Ich habe Franz Hesse nichts vorzuschreiben, noch ein Recht an seinem Wollen," entgegnete Anna. „Will

er mit Euch gehen oder bleiben, ich habe keine Stimme dabei. Ich warte nur auf meine alte Suse, um nach Hause zu gehen. . . . . Da ist sie schon."

Sie wies auf eine Magd in Bauerntracht, die eben gekommen war und sich in einiger Entfernung hielt.

Franz wollte weitern Erörterungen ein Ende machen. Er setzte die Schiffermütze auf und knöpfte den Rock bis zum Halse zu.

„Wenn's gefällig, Herr Ehrenkranz," sagte er, „so gehen wir. Müde bin ich ohnehin."

Der Hamburger verabschiedete sich von der Versammlung mit kurzem Gruße, hier und dort ein Wort im Weggehen an einen einzelnen ihm bekannten Hofbesitzer richtend. Hinter ihm hielt sich Franz. Nicht ein Mal blickte der alte Herr zurück; selbst als sie die Schwelle des hochzeitlichen Hauses überschritten und Ehrenkranz mit vernehmlicher Stimme den jungen Mann näher kommen hieß, bedeutete eine Handbewegung, einen Schritt zurück zu bleiben. Durchaus nichts Hochmüthiges lag in dieser Bewegung, es war der einfache Ausdruck der Stellung des Matrosen zum Rheder. Art zu Art, Stand zu Stand, lautete ja des Kaufmanns Parole.

Sie ließen das Festhaus hinter sich und schritten dem in einiger Entfernung belegenen Dorfwirthshause zu, in welchem der Kaufmann sich durch seine Leute ein Nachtlogis bestellt hatte.

Schärfer blies der Wind vom nächtlichen, schwarz umzogenen Himmel hernieder; kein Stern war sichtbar, und die bleiche Mondscheibe wand sich hinter dicken

Wolken in erfolglosem Kampfe, um endlich ganz zu verschwinden. Dunkel und öde war es in den einzeln liegenden Häusern, die des Weges rechte Seite bildeten; zur linken Seite erhob sich der schützende Deich, hinter dem die breite, seeartige Elbe aufschäumte und ihre mächtigen Wogen schlug. Am äußersten Abhange des Deiches und vor den Häusern entlang standen wohlgepflegte Fruchtbäume, in deren Aesten der Wind sein Zerstörungsspiel trieb. Das Lärmen der Elemente, der Luft und des Wassers war das einzige Geräusch, das zu den Ohren der Wanderer drang, abgerechnet das Anschlagen der Hunde, sobald sie sich einem der eingefriedigten Gehöfte näherten.

Eine geraume Zeit hindurch wurde kein Wort zwischen Vater und Sohn gewechselt. Endlich nahm Ehrenkranz das Wort.

„Hast du Ahnung, warum ich kam, Franz?“ Der Ton seinem einzigen Sohne und Erben gegenüber war ein ernster; unfreundlich, tyrannisch war er nie gewesen, auch heute nicht.

„Ich vermuthe, Vater, daß Ungeduld und Sorge um mich zugleich dich hertreibt,“ entgegnete Franz. „Daß du seit längerer Zeit ohne Nachricht von mir, mag den Kaufmann und den Vater zugleich geängstigt haben. Ich hatte keine Gelegenheit, dir Nachricht zukommen zu lassen; ich beargwohne den Landbriefträger als von französischem Gelde bestochen. Sonst hättest du erfahren, daß heute Nacht eben die Hauptsache

unserer Unternehmung geschehen soll. Die Barke Gilly, von New-York kommend, ist mit englischen Waaren, unter Sandfässern wohl geborgen, angefüllt. Unter meiner und Nielsen's Leitung, hoffe ich, soll alles wohl gelingen. Gute, zuverlässige Bursche, die mehr als einmal Wagnisse, freilich leichtere, mit uns getheilt, stehen uns zur Seite. Wir schaffen in gut geschützter Bucht die Waaren vom Schiffe durch einige Bootsfahrten in Nielsen's Hütte. Die unserseits am Deiche postirten Wächter sind völlig sicher; den französischen Patrouillen, die etwa der Zufall dorthin führen könnte, hat des Moosbauern Anis Hören und Sehen benebelt. Bis morgen, hoffe ich, wird Haus Ehrenkranz um ein gutes Theil seinen Reichthum vermehrt haben."

„Es ist ein gefährliches Spiel, das wir treiben, und nie hätte ich meine Einwilligung dazu gegeben," bemerkte der Handelsherr, „hättest du nicht im Namen der Ehre unseres Hauses die Erlaubniß von mir erbeten. Die Continentalsperre ist ein Schlag, den des Tyrannen Laune der Kaufmannschaft, der Hamburgischen zumeist, versetzt; uns dagegen zu wehren mit allen uns durch Geld und Geschick zu Gebote stehenden Mitteln ist unsere Pflicht. Ich hoffe, die Annalen der kaufmännischen Geschichte dieser Zeit des Dranges und der Noth werden den Namen des Hauses Ehrenkranz nicht übergehen."

„Ich hoffe, so viel an mir liegt, mich des vererbten Namens würdig zu machen, Vater," entgegnete Franz. „Nicht sowohl dem Hause Ehrenkranz anzugehören, als

des Thomas Ehrenkranz Sohn zu heißen, sei der Sporn meines Strebens."

Der Alte stand still, und Franz folgte seinem Beispiele.

„Der Weg der Ehre, Franz," sagte der Kaufmann mit gedämpfter Stimme, „ist ein schmaler, steiniger; wir dürfen nicht murren, ritzen wir uns auf ihm die Sohlen wund. Opfer, Entsagung heißt der Stab, an dem wir uns über seine Klippen schwingen. So wie ich heute zu dir, redete einst mein Vater. Du kennst ihn aus dem ernsten Bilde, das neben meinem Schreibtische in meinem Privat-Comptoir hängt, wenn du dich auch des Großvaters nicht mehr erinnerst. So sprach er, da die erste, einzige Leidenschaft mein Herz zu erfassen und mich von dem Wege des Ernstes der kaufmännischen Pflicht abzuziehen drohte. Er selber gab ein leuchtendes Beispiel kaufmännischer Ehre. Mit geringen Mitteln aus dem Elsaß nach Hamburg gekommen, schwang er sich zu Ehren und Reichthum empor, und eine Stadt betrauerte ihren besten Biedermann. So möchte auch ich scheiden, Franz, wenngleich deinen Großvater im Scheiden noch eine Sorge, vielleicht eine geschäftliche Angelegenheit zu quälen schien; — so möchte ich's auch dir gönnen, das Bewußtsein, gelebt und gestrebt zu haben für unseres Hauses Ehre, die ja die eigene des Kaufmannes ist. Süß und leicht erscheinen dann die Opfer, und theuer und lieb das Mahnen das an unser Gewissen gepocht und uns zugerufen. So frage ich heute dich, meinen Sohn und Erben: Ist jede

deiner Handlungen, seit du Scharnrode's Strand, vor einem Jahre etwa, betratest, der Ehre unseres Hauses, der Ehre des Namens, den du führst, gemäß und würdig?"

„Ja, mein Vater!"

So ruhig, so bestimmt klang der Ton des jungen Mannes, daß Thomas Ehrenkranz kaum einen Laut der Verwunderung zu unterdrücken vermochte. Vielleicht um seine Erregung zu verbergen, setzte er seinen Weg fort, dem Wirthshause entgegen, dessen erleuchtete Gaststubenfenster den Wanderern matt entgegen schienen.

„Es handelt sich hier entweder um ein Nichts oder die Sache ist bitter ernst," sagte Ehrenkranz, mehr zu sich selber, als an seinen Sohn gewandt. „Gleichviel, hätte ich gewußt, daß eben heute der entscheidende Schlag geführt werden soll, ich wäre nicht gekommen . . . Hast du noch Zeit?" fragte er, sich halb umwendend.

Franz zog aus einer verborgenen Brusttasche eine Uhr hervor — eine Kostbarkeit, die den simplen Matrosen sofort zu verdächtigen im Stande gewesen wäre. Er ließ sie repetiren; sie gab die neunte Stunde.

„Noch eine halbe Stunde," erwiderte er; „ich möchte noch einige Vorbereitungen zu Hause treffen, und etwas ruhen."

„Natürlich; Körper und Geist müssen frisch sein. Aus diesem Grunde wünsche ich, daß zwischen uns kein Wort mehr an diesem Abend gewechselt werde, das zu Aufregung oder Mißdeutung Anlaß geben könnte. Begleite mich in's Wirthshaus; es wird nicht auffallen,

wenn ich den Schifferfranz auf mein Zimmer nehme, um dort den Heuercontract perfect zu machen. Ich werde einen guten Grog für mich bestellen; er wird dir wohlthun, hoffe ich. Die Nacht scheint rauh zu werden."

„Um so günstiger für uns. Lieber Vater," — Franz trat einen Schritt vor und ergriff mit innigem Drucke des alten Herrn Hand — „voraussichtlich ist bei dem Unternehmen, das uns schon wiederholt geglückt, auch heute nicht Gefahr zu fürchten. Indessen, das Schicksal ist dunkel; keiner Stunde sind wir Herr, die erst noch schlagen wird. Der französische Douanen-Offizier scheint mir zu mißtrauen. Ich halte ihn für ehrenhaft. Er verwirft unbewiesene Verdächtigung; aber desto eifriger wird er seine Pflicht erfüllen. Ich wollte zeitig nach Hause, um noch einen Brief an dich zu richten, — vielleicht genügt ein mündliches gutes Wort. Wenn mir ein Unfall begegnen . . . . wenn ich nicht wiederkehren sollte . . . ."

Der alte Herr machte eine abwehrende Bewegung. „Keine Sentimentalität, Franz," sagte er; „mit Gottes Hülfe wird alles glatt ablaufen. Auch Senator Bartels' Oscar hat, wie alle Welt weiß, an der holsteinischen Küste schon viel schwierigere Unternehmungen durchgeführt. Ich wünsche — und als väterlichen Befehl betrachte dieses Wort — nichts Schriftliches von dir. Hörst du, nichts! Morgen, wenn alles gut abgelaufen, nehme ich dich mit elbaufwärts. Da haben wir Zeit genug, uns auszusprechen . . . Gib Acht, da kommt was!"

Er ging weiter, während Franz ihm schweigend folgte. Eine kleine Patrouille Douaniers zog, über einen Feldweg kommend, an ihnen vorbei und stieg einen der schmalen Pfade hinan, die auf den Deich führten.

An der Thüre des, wie alle Herbergen des Alten Landes, wenigstens in den größern Ortschaften, höchst sauber gehaltenen Wirthshauses wandte Ehrenkranz sich noch einmal um. „Kennst du den Lieutenant Maubourg — so nennt er sich wohl — näher? Was hältst du von ihm?“

„In meiner Stellung ist von Verkehr mit ihm natürlich keine Rede,“ gab der junge Mann zur Antwort. „Meine Meinung habe ich dir nicht verhehlt. Seine Düsterkeit, seinen nicht seltenen Jähzorn möchte ich den Menschen und schlimmen Erfahrungen, die er trotz seiner Jugend gemacht, eher beimessen, als eigener Schlechtigkeit. Ich glaube, er müßte ein treuer Freund sein.“

„Hm!“ Der alte Herr drückte den Castor, den ein heftiger Windstoß eben zu entführen drohte, fester auf das Haupt. „Tritt mit mir ein, Franz,“ sagte er dann laut, denn die Thüre des Wirthshauses ward von innen geöffnet, und ein Lichtstrom drang auf den dunkeln Weg. „Ich will dir einen guten Grog geben lassen; dabei können wir die Heuer perfect machen, wenn du deine Ansprüche bescheidener stellst. Es gibt Bursche genug, die gern schon umsonst, nur der Kost halber, auf den Schiffen des Hauses Ehrenkranz fahren möchten, wenn es sie nur wollte.“

3.

In einem hübschen einstöckigen Hause war der Lieutenant Henry Maubourg einquartirt. Die Besitzerin des freundlichen, allein liegenden Gebäudes, die Schwester des verstorbenen Pfarrers, hatte sich auf den ersten Stock beschränkt und die drei Zimmer des Erdgeschosses dem ihr aufgenöthigten militairischen Gaste überlassen. Sie hielt sich freilich fern von ihm; er gab ihr aber, wie sie gern versicherte, nie den geringsten Grund zu einer Beschwerde, und außer der unabwendbaren dienstlichen Unruhe erlaubte er sich keine Störung.

Von den beiden Vorderzimmern diente das erste als Ordonnanz-Zimmer und Bureau, das zweite als Empfangs-Zimmer des Commandirenden, während Maubourg's eigentliches Wohn- und Arbeitszimmer nach dem Garten zu still und abgesondert gelegen war. In einem daran stoßenden Alcoven stand das einfache Lager des jungen Offiziers, der die gastlichen Federberge seiner Hauswirthin mit ein paar schlichten Wolldecken vertauscht hatte.

Er hatte nicht sofort nach dem Zusammentreffen mit seinem Oheim seine Wohnung aufgesucht. Am Strande der mächtig schäumenden Elbe, auf schmalem Stege hinter dem Deiche war er eine Zeit lang gewandelt in nutzlosem Versuche, das wallende Blut zu beruhigen.

Schwarzgrau, aufzuckend in tausend und abertausend weißköpfigen Spitzen, lag das breite Wasser zu seinen Füßen, hin und wieder in mächtigem, ungestümem Drange eine Woge gegen den festen Damm schleudernd, welche, die Füße des jungen Mannes netzend, ohnmächtig in dem Sande verrann. Dunkelheit umhüllte alles, bis auf die nächste Strecke; nicht eine Schiffslaterne war sichtbar in dem dunkeln Raume, in welchem Wasser und Luft sich zu vermischen schienen.

Maubourg blickte auf die zerrinnende Welle. „Mein Wollen," sagte er, „mein Vollbringen! Ich wollte, die Natur hätte mich anders erschaffen, rauh, rücksichtslos, und vor allem ohne Herz und Gefühl! Mutter, dir danke ich diese Eigenschaft der Tugend; ich möchte sie verwünschen um deinetwillen, um an Jenem, der selbst auf deinem Todesbette kein Wort der Milde für dich hatte, zu rächen, was er an uns Beiden gethan."

Er zog fester den Mantelkragen zusammen, denn kalt durchschauerte ihn der Wind. Ihm ward unheimlich in der Dunkelheit. Mehr als ein Mal hatte er im Gewühle der Schlacht unerschrocken dem Tode getrotzt: die Bangigkeit, die ihn hier in der Oede beschlich, hatte er nie empfunden.

Er stieg die schmalen, ausgetretenen Stufen zur Höhe des Deiches empor und dann von innen auf abschüssigem Wege zur Dorfstraße hernieder. Unterwegs begegnete er der Patrouille; ein Sergeant führte den kleinen Trupp:

„Etwas vorgefallen, Latour?"

„Nichts zu melden, Herr Lieutenant!“ lautete die Antwort.

Der Offizier setzte seinen Weg fort; bald hatte er seine Wohnung erreicht. Die Pforte des kleinen Besitzes stand, seit er Mitbewohner war, stets offen; oft kamen noch späte Meldungen oder Depeschen aus dem Hauptquartier Buxtehude. Im obern Stockwerke war alles dunkel, seine Wirthin wohl längst zur Ruhe gegangen. Die zwei Fenster des Schreibzimmers waren erhellt; der Secretair, der zugleich Ordonnanzdienste bei dem jungen Commandanten verrichtete, hatte vollauf zu thun. Lieutenant Maubourg umging das Haus; er öffnete mittels eines Schlüssels eine kleine Seitenthüre, und einen schmalen Corridor durchschreitend, befand er sich an der Schwelle seines Wohnzimmers.

Eine mit Oel gefüllte Hängelampe verbreitete eine trauliche Helle in dem mittelgroßen Raume, den der Lieutenant mit fast weiblichem Geschicke sich wohnlich zu machen gewußt hatte. Französische und deutsche Bücher in trefflicher Wahl standen auf dem staubfreien Bücherbrette wohl geordnet; in einer einfachen Vase prangten die letzten Blumen des Herbstes; auf der Klappe des zum Arbeitstisch avancirten altmodischen Secretairs lagen die Papiere und Mappen wohl geordnet. In der Mitte, jederzeit dem Blicke des auf dem schlichten Rohrsessel Sitzenden erreichbar, stand das kleine Miniatur-Portrait einer zarten, fast leidend aussehenden Dame in weißem Gewande. So still und heimisch war es in diesem Raume, den das trauliche Ticken einer

Kuckucksuhr mit schwerem Messingpendel noch gemüthlicher machte, daß die zu einer kleinen Trophäe zusammengestellten Waffen Maubourg's zu der übrigen Ausstattung und der ganzen Stimmung desselben in einem grellen Gegensatz standen.

Im Alcoven entledigte Henry sich der Mütze und des Mantels, dann trat er mit einem Gefühle der Befriedigung in das behagliche Zimmer.

„Zu Hause," sagte er vor sich hin, „und wenn auch allein, doch mir selber genug! Ich will mir noch ein paar Augenblicke der Behaglichkeit gönnen, will lichte Bilder träumen, holde Täuschungen der Phantasie, die mich die bittern Stunden vergessen lassen, die ich abermals durchlebt. Dann will ich de la Croix schellen, ob etwas eingetroffen oder zu berichten. Thäte ich's jetzt, ich fürchte, neue . . . ."

Sein Auge fiel auf den improvisirten Schreibtisch: ein großer Brief, mit amtlichem Siegel geschlossen, lag auf der Klappe. Zögernd streckte er die Hand danach aus, fast scheu brach er das Siegel und überflog den Inhalt. Als er zu Ende war, lag ein tiefer Traurigkeitsausdruck auf seinen Zügen.

„Fort von hier!" sagte er leise. „Und eben noch fühlte ich mich so wohl, so heimisch in diesem stillen Raume! . . . Ah bah, vielleicht ist es besser so. Dafür bin ich Soldat; nicht allein am Strauche blüht der Lorbeer in Spanien, wohin ich bestimmt. Ich frage nach Keinem, und Keiner nach mir, — also vorwärts!"

Er zog heftig den Glockenstrang, ein Zeichen für den im Bureau befindlichen Unteroffizier, der Schreiberdienste für das Commando besorgte, daß er heimgekehrt sei. Wenige Augenblicke später erschien der Gerufene im Zimmer seines Vorgesetzten; es war ein junger, nicht ungebildeter Mensch mit energischem Antlitze, einer von Jenen, die in der Tasche des Gemeinen den Marschallsstab tragen.

„De la Croix," nahm der Lieutenant das Wort, „dieses Schreiben aus dem Hauptquartier enthält Instructionen, die für Euch von Interesse sein werden. Für mich enthält es die Ordre, unverzüglich mich in Buxtehude einzufinden. Meine Mission ist eine ehrenvolle: Spanien heißt meine Bestimmung. Ich soll der Armee König Joseph's zugetheilt werden. Bei meiner Abreise habe ich Ihnen das Commando zu übergeben. Ein Lieutenantspatent folgt im Laufe der Woche."

Des jungen Soldaten Augen funkelten. „Ich hoffe mich des Vertrauens werth zu machen, das meine Vorgesetzten mir schenken," sagte er mit vor Bewegung zitternder Stimme.

„Mögen Sie an diesem Orte glücklicher im Erfolge sein als ich," bemerkte der Lieutenant lächelnd. „Man scheint meinen Fähigkeiten als Douanier nicht allzu viel Lob zu spenden. Die Instruction enthält den Wink, daß in nächster Zeit ein Hamburger Schiff mit verdächtiger Ladung von New-York kommend elbaufwärts passiren wird. Den Küstenwachen ist schärfste Wachsamkeit vorgeschrieben und eine rasche, schonungslose Justiz: Tod

dem Rädelsführer der Schmuggler, Gefängniß seinen Beihelfern ohne Ansehen der Person. Des Kaisers Wille, die Continentalsperre in ihrer ganzen Strenge aufrecht zu erhalten, ist energischer als je."

„Wir haben ihn zu ehren," sagte de la Croix. „So gern ich den Antritt meines Commandos mit einer That von Bedeutung beginnen möchte, so gebietet mir die Pflicht, Ihnen die Meldung zu machen, daß drinnen im Schreibzimmer schon seit geraumer Zeit eine alte Einwohnerin des Dorfes Ihrer harrt, um Ihnen eine Mittheilung von Wichtigkeit zu machen, die noch in dieser Nacht erledigt werden müsse. Wie aus ihren Reden hervorgeht, handelt es sich um Aufdeckung eines Schmuggel-Unternehmens."

Der Bericht des Subalternen schien den Lieutenant wenig zu erfreuen. Nur mit Widerwillen, einzig im Gefühl der Disciplin, hatte er den Posten bei den Douaniers übernommen und die Versetzung freute ihn. Nun sollte er noch in letzter Stunde eine Menschenjagd leiten, wie er insgeheim seine Aufgabe bezeichnete!

Unwillkürlich trat seines Oheims Bild, sich mit diesem Gedanken verbindend, vor seine Seele. Zu welchem Zwecke war der alte Herr nach Scharnrode gekommen? Mit rothem Kreuz bezeichnet stand der Name „Ehrenkranz" auf der ihm höhererseits eingehändigten Proscriptionsliste der des Schmuggels englischer Waaren verdächtigen Hamburger Kaufmannshäuser.

Dem Untergebenen gegenüber durfte er sich keine Blöße geben, nicht einmal eine Verdrießlichkeit zeigen.

„Ich vermuthe, es handelt sich wieder um eine Altweiberklatscherei, wie sie uns wiederholt belästigt," sagte er; „indessen ist es meine Schuldigkeit, alles zu hören. Lassen Sie die Person kommen."

Wenige Augenblicke später betrat Altmariken das Zimmer, hinter ihr der Unteroffizier, der an der Schwelle stehen blieb.

„Soll ich Protokoll aufnehmen, Herr Lieutenant?" fragte er.

Die Alte wandte sich um.

„Was ich dem Herrn Lieutenant zu sagen habe," bemerkte sie in ihrem scharfen Tone, „taugt nur für zwei Ohren. Für die Schreiberei mag er den Musje rufen, nachdem ich zu Ende bin, wenn es überhaupt nöthig."

Fragend blickte der Secretair auf Maubourg. Der Lieutenant winkte, und in militairischer Haltung verließ der Zeuge das Zimmer.

Henry hatte sich an den improvisirten Schreibtisch gesetzt „Ich kenne Euch," sagte er kurz. „Ihr seid die Großmutter des jungen Menschen, dem ich die Erlaubniß ertheilt, Scharnrode zu verlassen, um Schiffsdienst zu nehmen. Macht kurz, was Ihr mir zu sagen habt, und vor allem schweigt lieber, als daß Ihr mich mit Reden ohne Beweise belästigt."

„Um Euch Märchen zu erzählen, sucht Euch Altmariken nicht heim, wenn ehrliche Menschenkinder zu Bette gehen," erwiderte die Alte mürrisch. „Auch ich muß kurz sein; denn ich möchte, daß Friede, kehrt er

von der Hochzeit heim, mich zu Hause findet und nichts ahnt von meinem Gange zu Euch. Ich komme, Euch ein Schmuggel-Unternehmen zu verrathen."

Maubourg's Brust hob sich schwer. „Ihr wißt, daß die Regierung für die Entdeckung solch strafwürdigen Frevels, wenn sie zur Ergreifung der Schuldigen führt, eine beträchtliche Prämie zahlt?" fragte er kurz.

Die Alte lachte scharf auf. „Ich brauche kein französisches Gold," entgegnete sie beinahe verächtlich. „Was ich thue, Herr, geschieht aus Liebe zu meinem Enkel, der von dem ganzen Handel nichts wissen darf; er würde mir fluchen. Weiter brauche ich Euch nichts zu sagen, so viel mich betrifft. Für Euch aber genügt es, zu wissen, daß Schlag zwölf Uhr von der Hütte des Fischers Nielsen aus ein Trupp entschlossener Burschen unter des Schifferfranz Führung in der nahen Bucht ein Boot bemannt, um von einem in der Nähe der Küste befindlichen Schiffe englische Waaren für Rechnung des Hauses Ehrenkranz an's Ufer und vorläufig in Nielsen's Behausung zu schmuggeln. Die Parole lautet: »Haus Ehrenkranz«. So, und nun thut, was Eueres Amtes ist. Von der Hinterseite der Kirchhofsmauer führt ein verriegeltes Pförtchen zum Außendeich über einen schmalen Steg, der dicht an der Bucht bei Nielsen's Hütte endet. Laßt's Euch gesagt sein. Guten Abend."

Sie wandte sich um und wollte das Gemach verlassen; aber Maubourg hatte sich erhoben und hielt sie zurück.

„Seid Ihr so weit gegangen, bin ich gezwungen, von Euch weitere Auskunft zu verlangen über die Lage jener Pforte, die Ihr mir bezeichnet, und auch darüber, ob bei jenem Unternehmen der Chef des Hauses Ehrenkranz, der heute in Scharnrode angekommen, sich selber betheiligt."

„Weiß ich's? Und wenn ich's wüßte, könnte keine Macht mich zwingen, zu sagen, was ich nicht will. Dem Alten geschähe es schon recht; was braucht der bei seinem Reichthum sich in solche Heimlichkeiten einzulassen? Er hat's an seiner Schwester verdient, an seinem Neffen, den der harte Mann aus dem Hause gejagt. Ich habe die arme Meta Ehrenkranz gekannt, ehe sie mit dem französischen Edelmanne flüchtete, dem ihr Bruder sie nicht geben wollte."

Ein nervöses Zucken durchflog die Gestalt des Offiziers. „Déplacet war Edelmann?" fragte er kaum vernehmbar.

„Freilich, freilich, ich weiß das bestimmt, ein Edelmann," bekräftigte die Alte. „Der Thomas Ehrenkranz freilich wird sich gehütet haben, ihm den Adelstitel in's Gedächtniß zurückzurufen, den schon seine Mutter abgelegt, als ihr Mann sie als mittellose Wittwe zurückließ. Das arme Kind hätte ein besseres Geschick verdient, obwohl der Franzose ein braver Mann gewesen sein soll. Ihretwillen geschieht es dem Alten ganz recht, wenn er einen Denkzettel bekommt. . . . Die Pforte, das will ich Euch noch sagen, liegt hart neben dem Grabe des alten Pastor Sommer. Der Epheu wuchert

darüber. Und nun, Herr Offizier, sage ich kein Wort mehr von der Sache, und wenn Ihr mich in Stücke schneiden laßt. Die Belohnung gebt den Armen — ich will nichts weiter, als daß Ihr darüber schweigt, wer deutsche Kinder dem Landesfeinde verrathen. Hätte ich einen andern Weg gewußt, meinen Friede zu behalten, ich hätte es nimmer gethan. Gute Nacht!"

Sie verließ das Zimmer. Maubourg hörte sie im Vorgemache noch mit lauter Stimme einige Worte mit dem Secretair wechseln; dann verhallte das Geräusch ihrer Tritte. Abermals war es einsam um ihn.

Zu dem Miniaturbilde auf dem Schreibtische trat er und blickte lange in die feinen, leidenden Züge des Portraits.

„Mutter!" sagte er dann mit tiefbewegter Stimme, „dich rufe ich als Zeugin aus deiner lichtverklärten Höhe, — rein ist meine Seele und meine Hand an allem, was der Himmel beschlossen, sich meiner als Werkzeug bedienend. Keine That der Rache und des Hasses suchte ich; den Weg der Pflicht muß ich wandeln, den beschworenen. Mag sich erfüllen, was höherer Macht unabwendlicher Befehl — ich schließe die Augen und gehe vorwärts. Es muß sein."

Er legte die Hand an die Schelle, den Secretair zu bescheiden. Noch ein Mal zog er sie zurück.

„Was sagte die Alte? Adeliger Geburt sei ich, ein Wappen schmückte den Namen Déplacet? Mag's sein, immerhin; ich will nicht grübeln. Todt ist alles, was hinter mir liegt. Maubourg ist sein Ahne und

sein Geschlecht zugleich. Es wird" — und tiefer neigte sich des jungen Mannes Haupt — „wohl keinen Maubourg nach mir geben!"

Er zog die Glocke; der Secretair erschien mit militairischer Pünktlichkeit, aber in sichtlicher Aufregung.

„Diesmal machen wir einen Fang!" sagte er lebhaft, ohne seines Vorgesetzten Anrede abzuwarten. „Die Alte hat mir im Weggehen kurz zugerufen, was sie Ihnen wohl ausführlich vertraut hat. Wir müssen vor allem unbemerkt die bewußte Thüre auf dem Kirchhofe entdecken. Darf ich mich an der Expedition betheiligen, Herr Lieutenant, — wenn Sie mir nicht, natürlich gemäß ihren Weisungen, das Commando anvertrauen wollen?"

„Ich werde die Führung selber übernehmen müssen," entgegnete der Offizier, „um mich im letzten Moment nicht des Mangels an Eifer beschuldigen zu lassen. Bescheiden Sie den Sergenten Lamotte sofort zu mir, damit geräuschlos die nöthigen Vorkehrungen getroffen werden. Ich denke, wir bemächtigen uns der Contrebande zugleich mit den Schmugglern."

„In diesem Falle dürfte Ihr Commando mit einer Execution schließen," bemerkte de la Croix. „Dem verschärften Gesetze Sr. Majestät zufolge, dessen strenge Handhabung uns zur Pflicht gemacht, soll die Hinrichtung des Hauptbetheiligten, der seiner Schuld überwiesen, vor dem nächsten Sonnenaufgange stattfinden. Ich habe nach den Reden der Alten eine Ahnung, als ob wir an dem stolzen Hamburger Handelsherrn ein

Beispiel statuiren werden, das Andern für lange als Warnung dienen möchte."

Maubourg wandte sich ab und preßte die Lippen zusammen.

„Erfüllen wir unsere Pflicht," sagte er kurz. „Gehen Sie."

Der Unteroffizier salutirte und verschwand. Mit einem tiefen Seufzer ließ sich Henry auf seinen Sessel nieder, um den Plan des geheimen Ueberfalles der Schmuggler zu überdenken. Mit beiden Händen stützte er das Haupt, verworren schoß es darin durcheinander. Das ernste, hagere Antlitz des alten Ehrenkranz stand unablässig vor seiner Seele. . . . . Sein Auge fiel auf der Mutter Bild — er legte es umgewandt auf die Platte. Das trauliche Ticken der Kuckucksuhr störte ihn in seinem Sinnen; er hielt den Pendel an. Unbeschrieben fand der rasch mit dem befohlenen Sergenten heimkehrende Unteroffizier das weiße Blatt, das Henry Maubourg vor sich gelegt, seine Disposition darauf zu entwerfen, — seinen Lieutenant aber in fieberhafter Wallung. Sich künstlich Muth zu verschaffen, wohl aber heute zum ersten Male, hatte der junge Mann eine Flasche schweren Rothweins entkorkt und dieselbe in hastigen Zügen fast bis zur Neige geleert.

4.

Mitternacht war vorüber. Die Uhr des rothen, zuckerhutartigen Thurmes der Scharnroder Kirche hatte schnarrend und träge, wie ein mürrischer Greis, ihre Pflicht gethan und zwölf Mal angeschlagen. Wie grämend und murrend ob der sauern Arbeit hatte der letzte Schlag noch lange nachgehallt, bis der immer stärker zunehmende Wind ihn hohnlachend verweht und mit frevelnder Hand an dem alten, schwachen Bau selber gepocht und gerüttelt, als könne er sein Spiel treiben mit ihm, wie er es trieb in den Kronen der Obstbäume in der Runde.

Die Bewohner Scharnrode's waren längst zur Ruhe gegangen. Sie waren an die Stürme gewöhnt; ihr Eigenthum war hinter den schützenden Deichen wohl geborgen, die wenigen Hütten vor denselben gehörten Fischern oder Schiffern ohne Landbesitz. Ueberdies wurde bei der Aussicht auf Gefahr durch Kanonenschüsse von Cuxhafen aufwärts, wo der Elbstrom sich in die Nordsee ergießt, die Gegend alarmirt.

Auch im Wirthshause war alles zur Ruhe, jedes Licht erloschen; um jeden Verdacht zu vermeiden, hatte auch Thomas Ehrenkranz das Licht ausgeblasen. Aber zum Schlaf hatte er sich nicht gelegt. Völlig angekleidet saß er auf seinem Lager und lauschte in die Nacht

hinaus. Ueber des Kaufmannes unerschütterliche Ruhe siegte das Gefühl des Vaters; denn er liebte den einzigen Sohn, freilich auf seine Weise, und war stolz auf ihn.

Das Geräusch des Windes war so stark, daß es fast unmöglich war, entferntere Laute zu vernehmen; und doch war es Ehrenkranz jetzt, als vernehme er wiederholtes Knallen, wie von Gewehrschüssen. Das Blut drohte in seinen Adern zu gerinnen. Wenn durch Zufall oder Verrath Franzens Unternehmen den Douaniers kund geworden, wenn die Kühnen in flagranti von den Vollstreckern französischer Gewaltjustiz ergriffen wurden? Nur zu wohl kannte Ehrenkranz diese Justiz, nur zu wohl den, der eine Freude daran finden mußte, sie an dem Sohne seines Oheims zu vollziehen; denn im Falle der Entdeckung konnte Franzens Herkunft nicht verborgen bleiben. An sich selber, dem schwere Geldbuße, vielleicht sogar der Kerker drohte, dachte er keinen Augenblick.

Er sprang auf und trat an's Fenster: alles dunkel, so weit sein Auge zu reichen vermochte. Doch nein, jetzt blitzte es am Wege auf; in raschem Laufe kam ein Bauer auf das Wirthshaus zu, eine Laterne in der Hand. Nun pochte er an, — Thomas Ehrenkranz wußte, es war eines Unheilsboten Pochen. Die fieberhafte Wallung der Ungewißheit schwand wie durch Zauberschlag, die Bestätigung gab ihm die kalte Ruhe wieder. In der sichern Erwartung, daß ihm sofort Mittheilung gemacht werde, hielt er es für gerathen,

den Rock abzuwerfen und, die Wolldecke bis an das Kinn ziehend, sich auf das Bett zu legen.

Mit verhaltenem Athem lauschte er, — unten wurde geöffnet, eine Männerstimme kündete etwas, das er nicht verstand. Nun klang es durch einander, nun kam es leise die knarrenden Stiegen empor, pochte mit leiser Hand. Man wollte den alten Herrn nicht erschrecken, wenn man ihm auch ein Ereigniß nicht vorenthalten durfte, das ihn gewiß interessiren mußte, — und das er selber schon am besten wußte.

*

Auch um Altmarikens Kathe sauste der Wind und pochte an die geschlossenen Läden. Hinter ihnen schimmerte das matte Licht einer kleinen Lampe, von der die überaus einfache Ausstattung des sauber gehaltenen Zimmers mit dem sandbestreuten Estrich und weiß getünchten Wänden beleuchtet ward.

Weder Großmutter noch Enkel waren zur Ruhe gegangen. Früher als Altmariken war Friede heimgekehrt, und die Späterkommende hatte ihr Ausbleiben durch einen Ruf zu einer plötzlich erkrankten Frau entschuldigt. Nun saßen sie zusammen auf der Holzbank neben dem Kachelofen, dessen Oeffnung freilich noch kein trauliches Feuer erhellte. Friede wollte so lange als möglich mit der alten Frau zusammen sein, die schon am folgenden Morgen das Kind ihrer Tochter missen sollte, vielleicht auf immer. Er hatte alles vermieden, was die Großmutter traurig stimmen konnte, und nur von der Hochzeit mit ihr geplaudert. Ihm ent=

ging freilich nicht, daß sie, je mehr die Stunden vorrückten, seinen Worten nur ein halbes Ohr lieh, und eine sichtliche Unruhe sich ihrer bemächtigte. Allein er schrieb es einer erklärlichen Aufregung zu; war's ihm doch selber so trüb und schwer zu Muthe, wie nie zuvor.

Nun saßen sie schon geraume Zeit schweigend neben einander, Jeder seinen Gedanken hingegeben. Ein Mal, kurz nach dem Schlage der Mitternachtstunde, war Altmariken aufgefahren und an's Fenster geeilt. Aber bei Friede's Verwunderung war sie, sichtlich bleich und erregt, ohne weitere Erklärung an ihres Enkels Seite zurückgekehrt. Dem Unbefangenen war das schwache Geräusch der Schüsse entgangen, das jedoch zu dem Ohr des vorbereiteten Hamburger Handelsherrn gedrungen war.

Nun erhob sich Altmariken. „Wir wollen schlafen gehen, Friede," sagte sie. Ungewöhnlich mild und weich klang ihr sonst so scharfer Ton. „Es ist wohl das letzte Mal, daß wir uns »Gute Nacht« sagen, wenn du nicht noch in letzter Stunde deinen Sinn geändert — was?"

Es schien, als hege sie Furcht vor einer Bejahung dieser Frage, die ihre dunkele That nutzlos gemacht hätte; denn in demselben Augenblick redete sie weiter: „Ich habe dein Bündel bereits geschnürt; ein Nothpfennig liegt in den untersten Wollenstrümpfen. Brauchst du Geld, schreib', schreib' immer. Ich thue ja, was ich kann, für dich, mein Friede; hab' ja Keinen sonst auf

der Welt, als mein Enkelkind. Wer will mir verdenken, daß ich's nicht missen will? Um dieser Anna willen — alles, alles!"

„Nein, Großmutter," sagte Friede ernst, „auch wenn Anna mich zum Herzliebsten gewählt und mir die Treue versprochen, hätte es doch so nicht bleiben können. Ich bin zu jung und gesund, hier auf der Bärenhaut zu liegen. ... Hinaus muß ich; ich möchte etwas thun, der Welt, oder sei es nur Einem, durch mich zu nützen, und müßte ich darüber sterben. Ich fühl's, sonst wäre ich verkommen. Darum, liebe Großmutter, schilt die Anna nicht, noch härme dich. Und ..."

Heftig pochte es draußen an die geschlossenen Läden.

„Macht auf, um Gotteswillen, macht auf! .... Mutter Altmariken, Friede! ... Ein Unglück, ein furchtbares Unglück ist geschehen."

„Anna!" rief Friede außer sich. „Allmächtiger Gott, es ist Anna!"

Er stürzte hinaus, zu öffnen, während die Großmutter sich in den hartgepolsterten Sorgenstuhl niederließ. Sie hatte ihn so geschoben, daß sie völlig aus dem Bereiche des Lichtkreises saß, und man ihr Gesicht nur in schwachen Umrissen zu erkennen vermochte.

Auf flog die Thüre. Anna Werner, gefolgt von dem entsetzten Friede, der blaß wie eine Leiche aussah, stürzte in's Zimmer. Ihr Haar hing aufgelöst über ihre Schultern, der lange, dunkele Mantel, der sie eingehüllt haben mochte, schleppte am Boden nach, und fegte welkes Laub und Reisig über die Schwelle. Kein

Blutstropfen war in ihrem Antlitz sichtbar; wohl aber perlten Tropfen die Wangen herab.

Sie wollte zu der alten Frau stürzen; aber auf halbem Wege brach sie zusammen, von der furchtbaren Aufregung überwältigt. Flehend hob sie die Hände empor: „Helft, — rettet, — rathet!“

Friede hatte sich niedergebeugt und unterstützte sie; ihr Haupt ruhte an seiner Schulter, wie das Haupt eines schwachen Kindes sich an den Schützer schmiegt.

„Gemach, gemach!“ sagte die Alte, deren Stimme keine Spur der vorigen Weichheit verrieth. „Die Anna Werner war von Kind an eine erregte Person, der jede Kleinigkeit in's Blut schoß. Laß doch erst hören, was sie herführt bei nachtschlafender Zeit.“

„Großmutter!“ Friede sagte es im Tone des Vorwurfes und, dann zu Anna gewandt, sanft: „Sprich, liebe, liebe Anna, — was ist geschehen? Was kann dir helfen? Vermag's mein Leben? Ich geb's dir gern.“

Mit wirrem Blicke starrte ihn Anna an; sie schien ihn kaum zu verstehen.

„Ein Leben,“ flüsterte sie, „ja, sein Leben ist in Gefahr. Sie haben ihn gefangen, sie werden ihn erschießen; ich hörte es ja. O, meine Ahnung, meine Ahnung, die mich im Schutze der Nacht hinaustrieb! . . . Wissen mußte ich, ob alles glücklich zu Ende. Am Außendeich wohl verborgen, stand ich und lauschte. Ahnungslos kamen sie mit der ersten Ladung an's Ufer, glücklich trotz Sturm und Wellenschlag hatten sie das Boot an den Strand gebracht. Da blitzte es auf, — laut schrie

ich ihnen meine Warnung zu, ungehört verhallte meine Stimme. Sie stürzten hervor, — wer mag sagen, woher sie kamen, welch' elender Verrath ihnen den Pfad gewiesen! Sie überfielen die Genossen, . . . Schüsse krachten . . . ich sah ihn ringen, wie eine Löwe wehrte er sich . . . aber ihrer waren zu viele . . . sie banden seine Hände, sie schleppten ihn weg . . . verwundet oder todt sank Nielsen zu Boden . . . ich floh. . . . Wie ich bis hierher kam, weiß ich nicht. Ihr müßt ihn retten . . . ihr müßt!"

Friede wollte reden, aber Altmariken kam ihrem Enkel zuvor. „Ich vermuthe, es handelt sich hier um eine Schmuggelgeschichte. Je nun, die Sache ist schlimm und thut mir in der Seele weh; aber Jeder hat sein Päckchen Schmerz zu tragen. Du konntest ruhig sehen, daß der Friede geht, deinetwillen geht; denn so dumm bist du nicht, das nicht zu fühlen. Wie kannst du verlangen, daß, selbst stände es in ihrer Macht, Altmariken deines Buhlen halber . . . ."

„Meines Buhlen?" Wie elektrisirt, von glühender Röthe das Antlitz überflammt, richtete Anna sich empor. „Nehmt das Wort zurück. . . . Ihr spracht von meinem angetrauten Manne, vom Vater meines Sohnes!"

In den Ausruf des Erstaunens der aufspringenden Alten mischte sich der schmerzliche Aufschrei des Enkels. „Wie, der Schifferfranz?"

„Ihr müßt es doch wissen, — Einen muß ich haben, dem ich mein Herz ausschütte. Friede, Friede, — finde ich's nicht bei euch, muß ich sterben. . . . Allein trag'

ich's nicht . . . . und zu seinem Vater, . . . so kalt, so hart!"

Wie ein Bruder die gebeugte Schwester, zog Friede die Verzweifelnde an sich heran.

„Anna, willst du mir vertrauen?" fragte er sanft. „Du darfst es . . . du fühlst es."

„Aber wir müssen alles wissen," rief die Alte. „Eher kann ich nichts rathen, zu nichts meine Hand bieten. Also der Schifferfranz . . . ."

„Franz Ehrenkranz, der Sohn und Erbe des Handelsherrn Thomas Ehrenkranz in Hamburg," unterbrach sie Anna. „Seit heute weilt sein Vater in Scharnrode."

„Ich habe nie daran gezweifelt," sagte Friede leise. „Und der alte Herr weiß nichts von euerm Verhältniß?"

„Er durfte nicht eher. Daß ich Franzens Weib bin, weiß nur der alte Nielsen und die Schwester des Pastors Holm, der uns getraut, und bei der unser Knabe sich in guter Pflege befindet. In der Frühe wollte ich unser Kind holen, mit ihm mich dem strengen Manne zu Füßen werfen und seinen Segen erflehen. . . . Ich habe der guten Frau schon geschrieben, Georg bereit zu halten, und nun, nun . . . ."

„Anna Werner," — dicht vor Franzens Weib trat Altmariken — „das ist der Fluch der Heimlichkeit, des Hochmuthes Fluch, der dich getroffen. Was hattest du, des Alten Landes schlichtes Kind, mit dem jungen Hamburger Handelsherrn zu schaffen? Und nun gar einer der Reichsten der Reichen! Eher gäbe dir unser

Kurfürst seinen Sohn, ehe der Thomas Ehrenkranz dir den seinen gäbe, — der Mann, der seine Schwester verstieß und darben ließ, weil sie einen Franzosen gegen seinen Willen geheirathet. Füge dich dem Geschicke, das Gott über dich verhängt; überlaß Ihm die Sache. Fällt der Franz, ein Opfer französischer Gerechtigkeit, so werden wir für den Jungen und für dich schon Auskunft finden . . . oder ich vielmehr, denn Friede geht ja morgen. Vom alten Ehrenkranz aber hoffe nichts. Der bedankt sich noch bei den Franzosen, daß sie seinen Sohn erschießen und dem großen Kaufmannshause Ehrenkranz dadurch die Schande ersparen, eine Altländer Bauerntochter als Frau Ehrenkranz grüßen zu müssen."

„Ist das der Trost, ist das die Rettung, um die ich flehe?" rief Anna. „Friede, und du?"

„Ich? Ich lasse nicht von dir, Anna; stolz bin ich, dein Freund zu heißen. Jetzt gehe ich nicht, wenigstens nicht eher, bis ich dich geborgen weiß. Ich meine, du mußt mit dem alten Ehrenkranz reden, noch in dieser Nacht, in diesem Augenblick. Es ist vielleicht eine Fügung Gottes, daß er nach Scharnrode kam. Er müßte kein menschliches Herz besitzen, bliebe er kalt und hart. Komm Anna. Nicht allein lasse ich dich gehen; ich bringe dich in's Wirthshaus, bis zu ihm. Hülle dich in deinen Mantel; es ist kalt und stürmisch. Ich zünde die Laterne an und nehme meine Mütze. Du, Großmutter, geh' schlafen, . . . ich bitte dich darum; es könnte dämmern, bis ich heimkomme."

„Friede!"

„Ich thue meine Pflicht. Gute Nacht, Großmutter; bete für uns!“

Er schlang den wärmenden Mantel um Anna's willenlose Gestalt. Er selber drückte die Pelzmütze tief in die Stirne, nahm die immer bereit stehende Laterne vom Bord und führte Anna, die in halber Betäubung alles mit sich geschehen ließ, sorgsam über des Hauses Schwelle.

Altmariken hielt ihn nicht zurück. Ihr war es genug, daß er vorläufig ihr erhalten blieb; das Uebrige mußte sich finden.

Das Uebrige! — Ihr war das Schicksal nicht fremd, das des Sohnes des Thomas Ehrenkranz harrte in Folge ihres Verraths. Zum ersten Male wich die fieberhafte Erregung der letzten Stunden der ruhigen Ueberlegung. Daß aber, und an der Wahrheit zweifelte sie nicht, der Mann, über dessen Haupt sie so den Tod beschworen, Gatte und Vater war, das traf sie wie ein Wetterschlag. Aber nur zu bald gewann ihr alter Trotz die Oberhand.

„Also zu Altmariken hat man kein Vertrauen gehabt,“ grollte sie vor sich hin. „Der Friede war gut genug, als Pudel zu dienen! Weiteres war nicht nöthig, ihn wissen zu lassen. Nun haben sie die Früchte der Heimlichthuerei. Mich dauert nur der Kleine, — das unschuldige Kind. Ich wollte, ich könnt's an ihm gutmachen, was ich gethan. Verleugnet es der Alte, — wenn der schlimmste Fall eintritt — so muß mein Friede die rechtmäßige Wittwe des Sohnes heirathen. Das

Kind nehme ich zu mir — es kann noch alles gut werden, alles. Wenn nur der Knabe nicht seinem Vater gleichen wollte, — ich könnte es nicht ertragen!"

Sie hatte sich matt und erschöpft in ihren Sorgenstuhl gesetzt und verstummte. Jeder Nerv war angespannt, so oft ein Geräusch draußen hörbar ward. Der Wind hatte an Stärke verloren, ein feiner, dichter Regen rieselte aus den schwarzen Wolken herab und machte die Pfade grundlos. Dennoch schien die Dorfstraße trotz der Nacht von hin und wider Wandelnden belebt.

Mit Windeseile hatte das Gerücht des Geschehenen vom Wirthshause aus im Dorfe sich verbreitet und die Schläfer aus der Ruhe gescheucht. Als man Anna und Friede erkannte, wurden sie von neugierig Fragenden umdrängt. Der Enkel Altmarikens aber stand Keinem Rede; er winkte, auf seine Begleiterin deutend, zu schweigen, und setzte seinen Weg nach dem Wirthshause fort.

Die Gaststube war erhellt; auf der Schwelle kam ihnen der behäbige Wirth mit verstörtem Antlitze entgegen. Herrn Thomas Ehrenkranz trafen sie weder unten noch in seinem Zimmer; er hatte vor wenigen Minuten das Zimmer verlassen, um sich zum Commandanten der Douaniers, dem Lieutenant Maubourg, zu begeben. Friede erfuhr, daß Nielsen, durch einen Schuß in die Brust tödtlich verwundet, unter strenger Bewachung im Dorfe liege. Die wenigen Gefangenen waren, da es an einem passenden Gefängnisse fehlte, gefesselt in einer der Commandanten-Wohnung zunächst

gelegenen Remise untergebracht. Man sprach davon, daß der Schifferfranz und Hein Cornelsen noch in derselben Nacht erschossen werden sollten.

Friede's Ohr horchte aufmerksam den Worten des Wirthes. Sein Auge war aber keinen Moment vom Antlitze Anna's gewichen, die marmorne Starrheit ihrer Züge beängstigte ihn; er faßte ihre Hand, — sie war eiskalt und trocken.

„Ich bin gewiß," sagte er, eine Fassung erzwingend, die er nimmer besaß, „der reiche Herr Ehrenkranz wird schon Rath schaffen. Was kommt es dem auf ein Hunderttausend an? Es ist sicher, daß die ganze Sache für sein Haus unternommen; er ist für die Opfer derselben verantwortlich mit Ehre und Vermögen. Ehe er den Erfolg seines Schrittes weiß, können wir nichts thun, Anna; er ist stärker als wir. Geh auf des alten Herrn Zimmer . . . Du wirst es Anna Werner zeigen, Hartmann," wandte er sich an den Wirth. „Sie hat mit dem alten Herrn zu reden, sobald er heimkommt. Ich will unterdessen sehen, ob ich ihn treffen kann, wenn er bei dem Lieutenant fertig ist; ich muß ihm mittheilen, daß Anna ihn erwartet, oder sie zu ihm bringen."

Der Wirth zuckte mit den Achseln. „Was hat sie mit dem alten Herrn zu thun? Freilich, der Schifferfranz ... Das Unglück ist in seinem Dienste geschehen ... Sie mag in meinem Wohnzimmer auf Herrn Ehrenkranz' Rückkunft warten; in sein Zimmer lasse ich sie nicht, dahin gehört sie nimmer."

Friede hatte eine Entgegnung auf der Zunge; aber er unterdrückte sie, denn Anna hatte sich erhoben.

„Ich ginge gern mit dir, Friede,“ sagte sie, „aber ich fühle, meine Kniee brechen. Ich glaube, ich bedarf der Kraft noch sehr . . . Ich danke Euch, Hartmann, für Eure Erlaubniß. Ihr habt Recht, oben hin gehöre ich nicht. Man soll sich nimmer drängen, wohin man nicht gehört, bricht auch darüber das Herz. Laßt mich in Euer Zimmer. Und du, Friede, geh, du treuer, treuer Freund. Gott segne dich und jeden deiner Schritte!“

Fast seines Thuns unbewußt, des Herzens innerstem Drange folgend, war Friede vor Anna in die Kniee gesunken, in der Seele tief bewegt. Obwohl sie eigentlich den Zusammenhang nicht begriffen, blickten die Anwesenden achtungsvoll auf die jungen Leute. Auf das blonde Haupt des jungen Mannes legte sie die kalte Hand wie segnend, dann wandte sie sich um und verließ das Zimmer. Als ein paar zudringliche Alten ihr nach wollten, sperrte Hartmann, der Wirth, ihnen den Weg.

„Laßt sie,“ sagte er. „Anna ist ein unbescholtenes Mädchen gewesen, sie wird vom Wege des Rechtes nicht abgewichen sein; wäre sie's, sie würde zu Jedem gehen — zu Thomas Ehrenkranz nicht.“

Im Wirthshause hatte sich nach und nach eine kleine Versammlung eingefunden, die lebhaft den Vorgang der verflossenen Stunde discutirte. In der Gegend der Commandanten-Wohnung war es still. Die dort aufgestellte Schildwache scheuchte Müßige hinweg, und

der Neugier und Theilnahme ward vorläufig nichts geboten als die hell erleuchteten Fenster des Erdgeschosses. Zu der Remise der Gefangenen zu gelangen, war unmöglich für den, der nicht das Recht hatte, vom Garten des Besitzers aus dorthin zu gehen.

5.

Als Thomas Ehrenkranz sich der Wohnung des Commandanten näherte, ward er gleichfalls zurückgewiesen. Seine Forderung aber, mit dem Lieutenant in dringendster, den Vorfall der Nacht betreffender Angelegenheit zu reden, von einigen goldglänzenden Argumenten unterstützt, bahnte ihm den Weg. Er ward Maubourg gemeldet und in des Lieutenants Wohnzimmer gewiesen, da im Vorderzimmer eben das Verhör der Eingebrachten stattfinde und der Urtheilsspruch bevorstehe.

Der Kaufmann betrat den Raum, den Henri sich zum traulichen Heim umgestaltet. Die wächserne Blässe seines Antlitzes, dessen scharfe Linien mehr als je hervorzutreten schienen, war das einzige Zeichen der Angst, die an seiner Seele zehrte, wenigstens so lange er noch ein Auge wußte, das ihn beobachtete. Als der ihn führende Douanier das Zimmer verlassen und hinter sich geschlossen hatte, schlich er leise, ohne seiner Umgebung einen Blick zu gönnen, an die Mittelthüre, die

zum Vorderzimmer führte. Stimmen drangen an sein Ohr, mit verhaltenem Athem lauschte er. Was geredet und verhandelt ward, entging ihm, denn Gemäuer und Fachwerk ist solid im Alten Lande; aber deutlich vernahm er die klare, ruhige Stimme seines Sohnes: keine Spur der Demüthigung, kein Ausdruck geheimer Angst lag in seinem Tone.

Bei allem Schmerze zog es da wie ein Gefühl des Stolzes durch des Kaufmanns Brust. „Des Hauses Ehrenkranz würdig!“ sagte er leise vor sich hin.

Aber in demselben Momente schoß es ihm durch die Seele, daß des Hauses Ehrenkranz Zukunft nur auf diesem einen Haupte ruhe, diesem einen, über dem der Tod schwebte, den ungestraft der Haß, die Rache vollziehen durfte, sich stützend auf Vorschrift und Gesetz.

Er mußte ihn retten, gleichviel um welchen Preis! Daß es gelang, wenn auch mit Opfern von Millionen, daran zweifelte er keinen Augenblick, — keinen Augenblick, daß ein Aufschub des Urtheils, falls solches nicht bereits gefällt, und erneuerte langsame Untersuchung selbstverständlich sei.

Er wollte sich nicht durch nutzlose Grübeleien für die bevorstehende Unterredung verwirren. Aeußern Gegenständen wandte er seine Betrachtung zu; er blickte im Zimmer umher, sein Auge fiel auf den Schreibtisch des Commandanten — es haftete an dem dort aufgestellten Miniaturportrait. Einen verklärenden Schein warf die Lampe auf die milden, leidenden Züge. Thomas Ehrenkranz vermochte den Blick nicht abzu-

wenden; wie mit magnetischer Kraft zog es ihn näher und näher.

„Meta,“ sagte er in halblautem Selbstgespräche, „dein Kind ist heute der Richter des meinen! Mein Gewissen ist rein, Meta — was ich that, wenn ich hart war, zu hart vielleicht, es geschah im Andenken an unsern Vater, der mir des Hauses Ehre fleckenrein überlieferte, dem ich geschworen, sie zu bewahren. Ich konnte dich nicht eines französischen Hungerleiders Gattin werden lassen, — und als du die Brücke gewaltsam zwischen uns abbrachst, da durfte ich nicht die erste Planke legen, sie neu zu bauen. Nie hatte ich Haß gegen dich, nie gegen deinen Sohn. Was ich that, geschah im Gefühle der Nothwendigkeit, zu unseres Hauses Ehre.“

Er hielt in seinem Selbstgespräch inne und trocknete rasch mit der hagern Hand eine Thräne, die sich verrätherisch aus dem Auge stahl. Denn im Nebenzimmer ward es laut; man hörte Sitze rücken, Gewehrkolben stampfen, Tritte erschallen und Thüren klappen. Das Verhör war augenscheinlich beendet.

Der mittlere Eingang zum Wohnzimmer des Commandanten öffnete sich, — Maubourg, ein Papier in der Hand, trat ein. Der Kaufmann bemerkte die Blässe seines Antlitzes; er neigte zur Begrüßung das Haupt.

„Sie wünschen mich zu sprechen, mein Herr?“ fragte der Lieutenant höflich. „Ihre Mittheilung, Bringer von wichtigen Eröffnungen zu sein, bahnt

Ihnen den Weg, trotzdem meine Zeit stark beansprucht ist. Außerdem verlasse ich morgen Scharnrode; ich bin nach Spanien commandirt. Darf ich bitten, kurz zu sein?"

Er wies bei diesen Worten auf einen in der Nähe des Schreibtisches befindlichen Stuhl, er selber nahm auf seinem Arbeitssessel Platz. Der Kaufmann bemerkte, daß er das Portrait seiner Mutter ohne Auffälligkeit in eines der Fächer schob: die Verstorbene sollte keinen Antheil haben an der ernsten Stunde zwischen Sohn und Bruder.

Ehrenkranz hatte sich gesetzt. „Ich werde Ihrem Wunsche nachkommen," sagte er. „Daß auch ich peinlich das Ende einer Unterredung zwischen uns ersehne, werden Sie glauben. Sie haben eine Anzahl entschlossener Leute als Gefangene eingebracht, die, wie ich höre, bei dem Versuche überfallen worden sind, Colonialwaaren, aus England kommend, an das Ufer zu bringen. Unter ihnen ist ein junger Mann, Franz Werner . . ."

Der Offizier unterbrach den Kaufmann durch eine Bewegung. „Ehe Sie weiter reden, Herr Ehrenkranz, lassen Sie uns die Situation klären. Würde ich Ihnen, nachdem Sie Erklärungen abgegeben, vielleicht Erbetenes verweigern, dann könnten Sie mich niederer Rache, persönlicher Befriedigung des Hasses zeihen. Daher will ich Ihnen mittheilen, daß Schifferfranz oder Franz Werner behauptet und beschwört, in eigenem Interesse und Vortheil den Schmuggelversuch unternommen zu

haben; sein kleines Erbtheil will er zur Besoldung seiner Genossen verwandt wissen. Seine Papiere sind in Ordnung; Nielsen, sein angeblicher Großoheim, ist todt. Ich habe kein Talent zum Inquiriren, — meinem Nachfolger morgen verbietet heute noch die Subordination, sein Mißfallen über mein Verfahren auszudrücken. Ich will nicht wissen, ob nicht der Name Werner nur ein geborgter, will nicht in das Geheimniß eines Hauses dringen, dessen Chef ich schonen möchte. Mag das Gericht reden; ich habe mich nur an den Gang der Untersuchung zu halten, und diese hat mir das mitgetheilte Resultat geliefert, das Gegenstand des Urtheiles des kleinen Gerichtes bilden mußte, das sofort meiner Instruction zufolge über die auf frischer That Ergriffenen zu entscheiden hatte."

„Und dieser Spruch lautet?" Wie aus einer Maschine kam es aus Thomas Ehrenkranz' Brust.

„Die minder betheiligten Helfershelfer kommen morgen nach Stade auf die Festung; der Rädelsführer, welcher außerdem den Tod eines unserer besten Leute verschuldet, ist vor Sonnenaufgang zu erschießen und an dem Orte einzugraben, an dem das Standrecht vollzogen wird."

Herr Ehrenkranz mußte nichts Anderes erwartet haben. Bewegter hatte die Stimme Maubourg's geklungen, als die des ältern Mannes und Vaters, da er entgegnete: „Man wird die Execution nicht vollziehen; ich verlange Aufschub. Ich biete Frankreich eine Million für die Freiheit des Verurtheilten. Der

Fürst von Eckmühl wird ihn begnadigen; nöthigenfalls muß bei dem Kaiser selber das Aeußerste aufgeboten werden. Hunderttausend Francs stehen Ihnen zu unbeschränkter Verfügung. Ich verlange nichts dafür, als Zeit."

Der Lieutenant erhob sich. „Sie irren, mein Herr, wenn Sie die Ehre französischer Justiz nach kaufmännischer Berechnung taxiren. Der Spruch, den zu fällen und zu vollziehen mich der directe Befehl meines Kaisers zwingt, wird vollzogen, unwiderruflich. Es steht Ihnen frei, mich der Uebereilung bei meinen Vorgesetzten anzuklagen; ich bin ruhig. Nur dürften diese emsiger als ich nach den Gründen . . ."

„Unglücklicher!" rief der Alte ausbrechend. „Im Interesse des Hauses Thomas Ehrenkranz leitete der Verurtheilte die nächtliche Expedition, und dem du das Bluturtheil sprachst, ist deines Oheims einziger Sohn, dein Vetter, Franz Ehrenkranz."

„Es war mir längst klar ... nicht umsonst warnte ich. Nun ist's zu spät. Noch vor wenigen Stunden," fuhr er fort, aber keine Spur von Bitterkeit lag in seinem Ausdrucke, „wollten Sie gewaltsam jeden Faden des Blutbandes zwischen uns zerschnitten wissen; ihn neu zu knüpfen, um Ihren Sohn zu retten, würde ein vergeblicher Versuch sein. Das Gesetz will sein Opfer; Liebe und Haß stehen zu Statuen versteinert, willenlos, wenn seine Macht gebeut."

Ein Zittern überflog des Kaufmanns hagere Gestalt.

„Henri . . . bei dem Andenken an Meta, deine Mutter . . .“

„Sie haben sie verstoßen in Ihrer Härte, des falschen Princips eingebildeter Ehre halber, weil Sie nicht über Geist und Herz disponiren konnten, wie über Ihre Waaren. Sie theilten mir nicht ein Mal mit, daß die Déplacets einem adeligen Geschlecht angehören; vielleicht hätte dies Bewußtsein manchen Jugendstreich verhindert. Derselbe Mund, der mir die nächtliche Expedition aufdeckte, enthüllte mir meine Herkunft.“

„Altmariken,“ unterbrach ihn der Kaufmann; „nur sie kann die elende Verrätherin gewesen sein! Wer wüßte sonst um die Tage der Vergangenheit? . . . . Aber gleichviel, jetzt gibt es nur ein Augenmerk: meines Sohnes Rettung. Henri, ich verschwieg dir deinen Adel, weil ich fürchtete, es könne deinen Kopf verdrehen und einen Abenteurer aus dir machen, statt eines soliden Kaufmannes. Ich habe mich früher schon danach erkundigt; es gibt keinen Déplacet mehr im Adelsregister Frankreichs. Ich aber will deinen Namen und dein Wappen neu beleben, will meinen Reichthum daran setzen, will theilen mit dir meines Hauses Gewinn . . . Laß mir den Sohn!“

Maubourg wandte sich ab. „Ich habe meinen Namen abgelegt, wie meine Verwandtschaft; ich kann nichts thun für Sie. . . . Jedes Wort mehr in dieser Sache ist mir eine Marter.“

Ein unarticulirter Aufschrei entrang sich der Brust des Oheims; er machte eine Bewegung, als wolle er

zu des Lieutenants Füßen sinken. Aber er brachte es nicht dazu; wie mit eisernen Klammern umspannten seine hagern Finger Henri's Schulter: „Meinen Sohn rette . . . oder sei verflucht!"

Zu Aschfarbe verwandelte sich das gelbliche Antlitz des jungen Offiziers. „Fluchen Sie mir . . . ich kann ihn nicht retten, selbst wenn ich wollte. Wie ein Argus steht derjenige hinter mir, der morgen als mein Nachfolger hier commandiren wird. Das Gesetz des Kaisers, das unwiderrufliche, will sein Opfer."

„Ist ihm nur am Opfer gelegen, nicht an der Person, so nehmt den Vater statt des Sohnes," rief der Kaufmann. „Auf dem Sohne ruht die Zukunft des Hauses Ehrenkranz."

„Das hätte eher bedacht werden müssen, ehe der Erbe dieses Hauses sich der Gefahr zweifelhafter Ehre aussetzte. Ich kann, ich darf Sie nicht mehr hören." Er wandte sich ab, um seine Bewegung zu verbergen.

Thomas Ehrenkranz preßte die Hand auf das Herz, als wolle er's mit Gewalt zur Ruhe zwingen. Es gelang ihm. „Darf ich den Verurtheilten sehen?"

„Ich könnte als Gnade des französischen Gouvernements Ihnen diesen Wunsch bewilligen, falls Sie in einem schriftlichen Ausdrucke desselben . . ."

„Gnade? . . . Ich bin kein Bettler, den man mit Brosamen abspeist. Mag Franz sterben, ohne daß ich ihn noch ein Mal umarmt habe: mein Sohn ein Opfer französischer Tyrannei! Noch in dieser Nacht verlasse

ich Scharnrode, und sollte ich, erhielte ich kein Fuhrwerk, zu Fuß nach Hamburg wandern müssen. In der Frühe bin ich beim Fürsten Eckmühl und melde mich als Chef des Hauses Ehrenkranz, als Auftraggeber wiederholter Schmuggel-Unternehmungen zur Untersuchung. Vielleicht fällt Ihr Herr den Stamm, wie Sie, der Sklave, im blinden Gehorsam den Zweig. Aber wenn Sie meinen, aus seinem Falle als nächster Verwandter goldene Früchte zu ernten, mein Herr, so werden Sie sich getäuscht sehen. Was von meinem Vermögen französische Tyrannei nicht confiscirt, fällt den Armen anheim, Ihnen nichts als mein Fluch ... Kain's Loos, der in das Heiligthum des Blutes griff, es sei das Ihre."

„Mann!" Aug' in Auge starrte der Lieutenant seinen Oheim an. „Würdest du gleichen Fluch über deinen Sohn verhängt haben, wenn er in dieser Nacht, statt einem meiner Leute, dem Kinde deiner Schwester das Blei durch die Brust gejagt hätte?"

Zurück wich Thomas Ehrenkranz, weiter und weiter, bis zum Ausgange des Gemaches. Er hatte keine Antwort für Maubourg, aber das Schweigen des strengen Mannes sprach um so beredeter.

Noch einen letzten Blick tauschten Oheim und Neffe; dann öffnete Ehrenkranz die Thüre des hintern Ausganges, um auf demselben Wege, auf dem er gekommen, in den Garten zu gelangen. In demselben Augenblicke aber drängte sich hastig Friede in's Gemach.

„Man glaubte, ich gehöre zu Herrn Ehrenkranz," stieß er hastig hervor, „und ließ mich passiren. Wie steht's, ist Franz gerettet?"

„Verloren! . . . Deine Großmutter war's, die ihn verrieth und die Andern. Mag sie sich des Gelingens freuen, wie du selber, Bube! Der Schifferfranz ist dir bei deiner treulosen Liebsten nicht mehr im Wege."

Er verließ das Zimmer, ruhigen, festen Schrittes. Wie zur Statue versteinert, blieb Friede hinter ihm zurück; er faßte, als ob ein jäher Schlag ihn betäubt, an seine Stirne. „Meine Großmutter that's? . . . Ich ahne, weshalb . . . und doch . . . ich mag's nicht denken."

„Ihr müßt es wissen!" fuhr er plötzlich auf, gegen den Lieutenant gewendet. „Herr, Herr, erbarmt Euch: sagt . . . war sie's, die Altmariken, die's Euch verrieth?"

Wie aus einem Traume schreckte Maubourg empor; der stumme Jammer des alten Mannes, das Eingeständniß seiner Ungerechtigkeit war dem fühlenden jungen Manne tief durch's Herz gedrungen. Er überlegte, seine ganze Fassungskraft zusammenraffend, ob nicht eine Verschiebung der Execution zu ermöglichen, ob er sich mit seinem Nachfolger bereden, ihm entdecken solle . . ."

„Wer bist du? Was willst du, Bursch?" rief er zornig. „Fort, augenblicklich!"

„Ich bin Friede Backer, Herr, ein armer Bursch, der Elendeste auf Gottes Welt, einer Verrätherin Enkel, und möchte sterben für den Franz Ehrenkranz."

„Du sterben statt seiner?“ Maubourg trat zurück. „Bist du wahnsinnig?“

„Nein, Herr, aber die Anna Werner ist Franzens Weib und seines Kindes Mutter. Ich habe keine Mutter mehr, . . . auch nicht die Großmutter seit heute. Ich fühl's, ich überleb' nicht all' den Jammer. Laßt mich im Tode nützen, Keinem hab' ich's im Leben gekonnt. Seid barmherzig, — es wäre nicht der erste Fall; die Nacht ist der Verwechselung günstig.“

Maubourg schwindelte es. Er neigte zum Glauben des Fatalismus. Das Schicksal, das er seinem Vetter bereitete, der ihm als Schifferfranz bereits keine unsympathische Erscheinung gewesen, lastete schwer auf ihm. Dazu die Scene mit dem Oheim — und nun kam ein Fremder, das eigene Blut des Weibes, das ihn durch seinen Verrath zu der traurigen Pflichterfüllung gezwungen, und stellte sich zur Sühne.

„Wenn es ein Zeichen des Himmels wäre,“ sagte er, kaum wissend, daß er halblaut seines Herzens Gedanken enthüllte, „ein Fingerzeig aus höhern Sphären, ein Wink meiner Mutter, die nicht will . . . Aber nein, nein, — ein Unschuldiger an Stelle dessen, über den das Gesetz entschied nach Fug und Recht? Nein, niemals! . . . Ihr muthet Henri Maubourg eine Ehrlosigkeit zu, junger Mensch. Geht!“

Aber Friede wich nicht. Er hatte mit dem Instincte der unermeßlichen Liebe zu Anna in Maubourg's Zügen gelesen, dessen Antlitz ein nur zu treuer Spiegel seines Innern war. Mit einer Beredtsamkeit, die man

dem stillen, in sich gekehrten Enkel Altmarikens nie zugetraut und die den jungen Offizier hinriß, führte er seine Sache. Er wollte mit dem Gefangenen die Kleider tauschen; mit den Papieren Friedrich Backer's versehen, die zum Verlassen deutschen Bodens berechtigten, sollte Franz noch in dieser Nacht nach Cuxhaven eilen und versuchen, auf einem der täglich von dort nach America absegelnden Hamburger Fahrzeuge ein Unterkommen zu finden.

Schweigend hörte der Lieutenant ihm zu, noch immer in seinem Entschlusse schwankend, als vom Vorzimmer her angeklopft ward, und die Stimme des künftigen Douane-Commandanten, de la Croix, Einlaß erbat.

Der junge Offizier hieß ihn eintreten. Er gewahrte den argwöhnischen Blick, den der Kommende auf Friede warf, und beeilte sich, in französischer Sprache, die dem Enkel Altmarikens eben so unverständlich war, als de la Croix das Idiom Deutschlands, zu bemerken: „Der Enkel der alten Hexe, die uns auf die Spur der Verbrecher führte. Es scheint, als ob er noch weitere Enthüllungen zu machen hat. Ist dem so, dann werden sie Euerer Führerschaft zu Gute kommen. Schade, daß Ihr des Deutschen nicht mächtig seid. Ihr hättet statt meiner das Verhör leiten können. Ich sehne mich nach Ruhe; so aber will ich bis zum letzten Augenblicke meine Dienstpflicht erfüllen."

„Es ist Euere Schuldigkeit, wie die meine," entgegnete de la Croix. „Wir werden noch zu thun bekommen. Wie ich erfuhr, ist der alte Herr, der so eben

von hier ging, ein großer Kaufmann aus Hamburg und soll der Auftraggeber des heutigen Unternehmens sein. Ich möchte, daß man — geben Sie nicht Contreordre — ihn an der Abreise verhinderte."

„Dieser Mann, Thomas Ehrenkranz nennt er sich, wird sich morgen selber in Hamburg dem Fürsten von Eckmühl stellen, — er hat mir Bürgschaft geleistet," erwiderte Maubourg kurz. „Lassen Sie ihn unbehindert."

Der Unteroffizier verbeugte sich. „Auch wenn er die Bauernburschen aufstachelt, wie mir Pierre Barbue, der etwas Deutsch versteht, eben berichtet, mit Gewalt den Gefangenen zu befreien? Unsere Soldaten, ohnedies gering an der Zahl und ermüdet, bezeigen wenig Lust, sich mit den halbtrunkenen Bauern herumzuschlagen. Sie lassen durch mich die Bitte an Sie richten, die Execution des Urtheils so bald als möglich zu vollziehen, um unnöthigen Excessen vorzubeugen. Bis die Sonne aufgeht, wird alles geschehen sein. Unsere Leute graben bereits das Grab. Auf dem Felde, gleich hinter dem Garten, wäre der sicherste und beste Ort."

„Sie graben das Grab," wiederholte Maubourg mechanisch. Dann, mit einem plötzlichen Ruck seine Geisteskräfte zusammenraffend, sagte er: „Man soll den Gefangenen hierherführen. Das Peloton, das Sie zur Execution bestimmen, soll sich bereit halten!"

Der Unteroffizier salutirte und verließ des Lieutenants Zimmer. Abermals war Maubourg mit Friede allein. Hastig trat er zu dem Enkel Altmarikens.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

„Franz Ehrenkranz wird sich als letzte Gnade eine Unterredung mit dir erbitten, dich zum Vollstrecker seiner letzten Wünsche zu machen. Nach dem Gesetz darf ich die Erfüllung dieses Wunsches nicht versagen. Ich werde mich in das Vorgemach zurückziehen. Eine Wache, an diese Hinterthüre postirt, vereitelt jeden Gedanken an Flucht. Die Gerechtigkeit fordert ein Opfer, ich habe es ihr zu liefern. Die Nacht ist dunkel und schützend. Von euch Beiden darf einer frei und ungehindert diese Stätte verlassen; wer es ist, ich will's nicht wissen! . . . Nur eines mußt du mir in seinem Namen geloben," fuhr er noch hastiger fort, denn vom Garten her ließen sich Schritte vernehmen. „Wie es auch kommen mag, weder Thomas Ehrenkranz noch sonst ein Wesen darf Franz anders als zu den Todten zählen, bis er jenseits des Oceans in vollster Sicherheit ist. Dann erst mag er vorsichtig durch einen Dritten die Wahrheit enthüllen. Nur unter dieser Bedingung gebe ich die Erlaubniß zu einer Unterredung mit dir."

„Ich gelobe es in meinem und in Franzens Namen," rief Friede mit einem Antlitze, in dem sich des höchsten Glückes Ausdruck spiegelte. „Ob unser Plan gelingt, das stellen wir Gott anheim. Sie aber, Herr, möge Er segnen, und Glück und Segen wird der arme Friede an Seinem Throne droben für Sie erflehen."

„Für den, der dich, einen Unschuldigen, in den Tod sendet?"

„Der mir den schönsten Tag meines Lebens bereitet."

„Und deine Großmutter . . . wird sie dich nicht vermissen, nicht Nachforschungen . . .“

„Meine Großmutter!“ Betroffen hielt Friede inne. Plötzlich durchblitzte ihn ein Gedanke. Er eilte an den Schreibtisch des Offiziers und warf mit hastiger, plumper Hand ein paar Zeilen auf ein weißes Blatt.

„Ich weiß nicht, ob wir uns ohne Zeugen noch sehen,“ sagte er dabei. „Willigt Franz ein, finden Sie auf diesem Papiere ein Kreuz gemalt. Dann lassen Sie es, als komme es von dem Gerichteten, in Altmarikens Hände gelangen; sie wird schweigen, meiner armen Seele halber, ich kenne sie.“

Er war zu Ende und faltete hastig das Blatt zusammen; es war die höchste Zeit, denn er war kaum in gebührende Entfernung zurückgetreten, als die Thüre geöffnet ward und de la Croix auf der Schwelle erschien. Hinter ihm, von zwei Douaniers escortirt, kam Franz. Das Licht der Lampe in Maubourg's Gemach, wie der Schein der im Vorgemach brennenden Kerzen erhellte das bleiche Antlitz des Verurtheilten und ließ den tiefen Ernst, die männliche Fassung der Züge erkennen, die seit einer Stunde fester und schärfer hervorgetreten schienen und eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Antlitze des alten Ehrenkranz zeigten. Auch jetzt war keine Spur der Angst vor dem bevorstehenden Schicksal zu erkennen.

„Ich habe dich rufen lassen, Franz Werner,“ nahm der Offizier in deutscher Sprache das Wort, „um die

Frage an dich zu richten, ob du angesichts der unmittelbar bevorstehenden Execution, die von Umständen dringend geboten wird, noch Aussagen zu machen oder Wünsche zu äußern hast."

„Aussagen keine, Herr Lieutenant, wohl aber Wünsche. Ich habe an einen gewissen Friedrich Backer hier ein Schreiben zu richten, das einige Einlagen enthält. Wollen Sie mir an Ihrem Schreibtische oder sonstwo die Zeit dazu gestatten?"

„Ich stelle Ihnen dieses Zimmer zur Verfügung," entgegnete Maubourg, fast wider Willen sich des Sie bedienend, — der brüske Ton war ihm unmöglich geworden.

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort," fuhr Franz fort, „wenn das Ehrenwort einen armen Schifferknechtes für Sie irgend einen Werth besitzt, ich schwöre es bei der Seligkeit, die ich erhoffe, daß nur Familien-Angelegenheiten der Inhalt meiner Zeilen, die dem französischen Gouvernement von keinem Interesse sind, und nichts mit der Sache zu thun haben, die mich den Kugeln überliefert. Wollen Sie mir bürgen, daß eines Sterbenden Vermächtniß heilig gehalten werde?"

„So viel ich vermag, gewiß! An Frankreichs und seiner Vertreter Ehrenhaftigkeit hat noch Keiner umsonst appellirt. Friedrich Backer aber, dessen Namen Sie genannt, ist selber in diesem Raume anwesend. Ich lasse Sie mit ihm allein. Fünfzehn Minuten bewillige ich Ihnen, bis dahin muß alles geordnet sein . . . Alles!" setzte er bedeutungsvoll hinzu.

„Friede, du hier?" rief Franz erstaunt. „Wie war es dir möglich, bis an diesen Ort zu gelangen? O sprich, weißt du von ihr? Wie trägt sie's, wie mein . . ."

Er verstummte vor dem warnenden Blicke Friede's und dem Bewußtsein, eine Aeußerung laut werden zu lassen, die leicht dem alten Ehrenkranz gefährlich werden konnte, in dessen Gesellschaft er die Stunden vor der Unternehmung verbracht.

Indessen hatte der Lieutenant seinem Nachfolger in erster Reihe und dann den Douaniers mitgetheilt, daß der Verurtheilte mit dem anwesenden Burschen eine Unterredung wünsche, die zu versagen er nicht befugt sei. Er beorderte auf französisch scharfe Bewachung der Hintertreppe. Dann zog er sich mit de la Croix, der sein Erstaunen über so viel Rücksicht nicht verhehlte, so weit es die Subordination gestattete, in das Vorgemach zurück. Er benutzte die Muße, seinem Nachfolger noch einige nothwendige schriftliche Anweisungen und Instructionen zu ertheilen.

Die Thüren schlossen sich vor und hinter den beiden jungen Leuten; deutlich vernahmen sie das Stampfen der Gewehre der Wachen an der Hinterpforte des Hauses.

„Franz Ehrenkranz!" Friede's vor Aufregung heisere Stimme versagte den Dienst.

„Großer Gott, du weißt . . ."

„Ich weiß, daß der alte Thomas Ehrenkranz Euer Vater ist," flüsterte Friede, „daß Ihr reich, vornehm . . . aber mehr noch ist mir kein Geheimniß: Anna Werner ist Euer Weib und Eueres Kindes Mutter."

„Friede, Friede, woher du's immer weißt . . . ich kenne dich als treu und will's nimmer leugnen. Sag', sag', wie tragen sie's?"

Er hatte mit beiden Händen die Rechte des Enkels Altmarikens fassen wollen; aber Friede war zurückgewichen.

„Bleibt zurück, es ist kein Segen an mir," sagte er dumpf.

„Meine Großmutter, die Altmariken, hat alles dem Franzosen verrathen. Ihr dankt Ihr Euer Urtheil."

„Deine Großmutter?" Franz stand starr.

„Ja, und ich komme, Euch zu retten. Nichts habt Ihr zu schreiben, nichts zu bestellen, — die Zeit drängt. Geschwind, wechselt Hut, Rock und Weste mit mir; meine Papiere sind darin, auch Geld in Banknoten, wenigstens ein Nothheller. Schleicht Euch bis nach Cuxhafen, als Friede Backer sucht Euch auf einem nach America gehenden Segler zu verheuern. Von dort — nicht eher dürft Ihr's, — ich hab's beschworen, hört Ihr, beschworen — von dort dürft Ihr, seid Ihr in Sicherheit, durch einen Dritten Nachricht geben, daß Ihr lebt. Steht nicht so starr, Ihr sollt gerettet werden. . . Geschwind! Hört Ihr nicht? Gerettet!"

„Und du?"

„Ich? Sorgt nicht um mich. Meint Ihr, wenn ich wüßte, es wäre Ernst, ich spielte die Komödie mit? Seine Haut ist Jedem lieb, sei er Kaufmann oder ein armer Bauernbursch. Ich weiß, daß meine Freunde, die wackern Scharnroder Burschen, mich nicht im Stiche

lassen; alles ist schon abgeredet. Und im schlimmsten Falle: hab' ich Vater, Weib und Kind, wie Ihr? . . . Redet mir nicht von meiner Großmutter," fuhr er auf, da Franz eine Bemerkung machen wollte, „es gibt nur ein Mittel, wenn ich sie nicht verfluchen soll: Euch zu retten."

„Friede, mir ahnt ein Opfer . . . so groß, so entsetzlich! Ich las in des Lieutenants Antlitz . . . er weiß . . ."

„Lieutenant Maubourg ist besser und vernünftiger als Ihr," unterbrach ihn Friede. „Soll Anna verzweifeln, die vielleicht eben in dieser Stunde zu Eueres Vaters Füßen liegt, das Band enthüllend, das Euch verbindet? Soll Euer Kind eine vaterlose Waise heißen, Euch nie mit Vaternamen grüßen, nie . . ."

„Halt ein, du folterst mich! Ich will dir glauben, blindlings glauben, daß du keine Gefahr läufst bei dem entsetzlichen Spiel. . . . Gib mir deinen Anzug. Aber, Friede, Friede, wenn es glückt, wenn ich in Sicherheit und auch du der Verantwortung entronnen, lohnen will ich dir, lohnen, nicht mit Gold, — was wäre elendes Metall für so viel der Treue? — nein, mit Verzeihung für deine Großmutter, mit unserer Liebe. Unser Freund sollst du sein, unser Bruder!"

„Wollt Ihr mir lohnen, lehrt Euern Knaben ein Gebet für mich, und wenn einst Deutschlands Boden vom Feinde rein, soll Anna einen Kranz . . . Doch ist jetzt Zeit zu solchen Gedanken?" unterbrach er sich heftig. „Das findet sich schon alles. Die Hauptsache

bleibt, daß wir die Rollen wechseln. Rasch, ich höre Geräusch. . . Ueberrascht man uns, so ist alles verloren."

Wenige Augenblicke später war die Umwandelung vollendet. Sie hätte keinen Augenblick länger verzögert werden dürfen, denn die Mittelthüre öffnete sich und Lieutenant Maubourg erschien im Gemach.

„Die fünfzehn Minuten sind verstrichen," sagte er, und sein Blick streifte forschend die beiden jungen Leute; „es ist Zeit."

Friede neigte das Haupt. „Gott sei mir gnädig!" sagte er fast unhörbar.

Maubourg zuckte zusammen, sein Auge fiel auf den Schreibtisch, — das darauf liegende, zusammengefaltete Blatt trug ein Kreuz, das verabredete Zeichen.

„Sergent Bredeau!"

Der Gerufene, ein noch junger Mann, erst seit wenigen Tagen nach Scharnrode versetzt, trat vor. Durch die geöffnete Thüre sah man de la Croix, emsig mit der Durchsicht von Papieren beschäftigt, am Tische sitzen. Geschickt genug hatte ihn Maubourg mit Angelegenheiten des Dienstes zu beschäftigen gewußt, die den ehrgeizigen Soldaten als Nachfolger des Commandanten in hohem Grade interessiren mußten.

„Sie werden die Execution des Verurtheilten leiten, Sergent Bredeau," sagte der Offizier in französischer Sprache. „Nehmen Sie zuverlässige Leute und machen Sie Meldung, sobald alles vorüber, — alles!"

Der Sergent salutirte. „Die Leute sind im Garten bereit," erwiderte er; „ein französischer Soldat verfehlt auch bei Fackellicht nicht sein Ziel."

„Komm!" wandte er sich an Friede, der, den Hut des Schifferfranz tief in die Stirne gedrückt, den Kragen des Rockes bis über den untern Theil des Antlitzes gezogen, außerhalb des Lichtbereiches in einem Winkel stand. Zu gleicher Zeit öffnete der Sergent die Hinterpforte; die dort postirte Wache trat, nun als Escorte dienend, zu beiden Seiten des Verurtheilten.

In namenloser Spannung verfolgte Maubourg's Blick jede Bewegung der beiden jungen Leute. Er sah, wie der eine eine Geberde machte, als wolle er den Verurtheilten zurückreißen. Aber der wandte nur das Haupt und flüsterte ein Wort, das den Andern zu lähmen schien, das Wort, nur Franzens Ohr vernehmbar: „Anna!"

Fast zusammenbrechend, hielt sich der Zurückbleibende an der Lehne eines Sessels. Zu ihm wandte sich Maubourg; er sprach deutsch, aber der Zeugen wegen klang sein Ton scharf und befehlend.

„Nun zu dir, Bursch!"

Er erhielt keine Antwort; der Angeredete lauschte auf die Tritte der sich Entfernenden. Fackellicht hatte vom Garten her durch das Fenster geglänzt; nun ward es schwächer und schwächer, wie die Schritte unhörbar wurden in dem vom Regen erweichten Boden.

„Ich rathe dir, dich schleunigst aus dem Staube zu machen," fuhr er fort. „Uns kannst du nichts nützen,

und du läufst Gefahr, von den Dorfleuten schwarz und blau geschlagen zu werden. Ich würde sofort machen, daß ich davon käme. Deiner Großmutter will ich Botschaft senden — sie hat ihren Angeberlohn noch nicht gefordert — nimm das auf Abschlag und geh!"

Er reichte dem angeblichen Enkel Altmarikens zwei Napoleonsd'or und wies mit ausgestreckter Hand zur Thüre.

Mit einer Geberde des Widerwillens wies der Beschenkte die Gabe zurück; dann schwankte er mehr, als daß er ging, durch das Vorzimmer. Ungehindert ließ man ihn passiren, — de la Croix blickte kaum von seinen Papieren auf. Ungehindert gelangte er nach des Hauses Vorderseite und auf die Straße. So wirr, so schwer war es ihm in Haupt und Hirn, — wie von alpdrückendem Traume umfangen, keuchte seine Brust, nach Athem ringend.

Da krachte eine Salve durch die nächtliche Stille: das schien die Geistesthätigkeit, die fast gelähmte, neu zu erwecken. Mit einem lauten Aufschrei fuhr Franz Ehrenkranz aus der willenlosen Lethargie empor und bedeckte mit beiden Händen sein Antlitz.

„Geopfert, um meinetwillen," stöhnte er. „Ein Elender bin ich, daß ich's nicht hinderte. Und doch, sein Wille war's! Mein Vater, Anna, mein Kind, für euch wollte er, daß ich leben sollte: ich will's versuchen!"

Er raffte sich auf und fuhr sich über die Stirne, als wolle er mit einem Zuge die Vergangenheit aus seinem Gedächtnisse löschen. Dann verließ er die Land-

straße; mit Weg und Steg der Gegend wohl vertraut, lenkte er die Schritte zu einem Gehölze, das sich nach der Otterndorfer Richtung erstreckte. Von dem genannten Orte aus war es leicht, Cuxhafen zu erreichen und damit die Aussicht auf gänzliche Rettung.

6.

Auf ihrem Stuhle, unbeweglich, einer Pagode gleich, nur ab und zu das Haupt erhebend und wieder sinken lassend, je nachdem ein Geräusch in der Nähe der von Altmariken bewohnten Kathe hörbar ward und verhallte, saß die Großmutter Friede Backer's. Seit ihr Enkel von ihr Abschied genommen, hatte sie so da gesessen, die Hände fest auf des Holzstuhles Armlehnen gepreßt. Nur zu wohl kannte sie Friede; sie wußte, daß seine Hingebung für Anna selbst die Pflicht der Selbsterhaltung um seiner Großmutter willen überwiege. Sie war darauf gefaßt, daß er den tollkühnen, lebensgefährlichen Versuch wage, mit List oder Gewalt den Verurtheilten aus den Händen seiner Richter zu befreien.

Aber zugleich mit der Angst um den geliebten Enkel kämpften noch andere Leidenschaften in der Seele der Alten; vor allem ein unüberwindlicher Haß gegen Anna — ein gewisser Neid liegt ohnehin in der Bauernnatur jener Gegend. Der Gedanke, das Mädchen, das

ihren Friede verschmäht, als Gattin eines der reichsten Kaufmannssöhne Hamburg's im Ueberflusse schwelgen zu sehen, zehrte ihr wie ein giftiger Wurm am Herzen. Der alte Ehrenkranz konnte doch, durch die Ereignisse erschüttert, seinen Segen zu dem Bunde geben, um des Kindes willen, das seinen Namen trug, mit Fug und Recht, wie Anna behauptete; und dann war sie die große Dame, und nannte es ein Glück, sich nicht an den Bauernburschen weggeworfen zu haben, dessen Großmutter sie hätte in den Kauf nehmen müssen.

Ihre Hände ballten sich ingrimmig. Nein, sie hatte keine Reue; was sie gethan — wenn Friede nur nicht Schaden litt dabei —, sie gönnte es Allen: dem harten Kaufherrn, dem glattzüngigen Franz, der verhaßten Anna.

Schritte näherten sich. Es war nicht Friede's Tritt; aber dennoch sprang sie empor und lauschte mit angehaltenem Athem.

Man wollte zu ihr. Noch ehe die kommende Person zu pochen vermochte, hatte sie das Fenster geöffnet.

„Ich bin es, Altmariken, — der Jochen, der Knecht bei dem alten Fräulein Holmer, wo der Franzosen-Lieutenant wohnt," tönte draußen eine grobe Stimme in plattdeutschem Dialect. „Wir sind Alle aus dem Bette gejagt. Eine Hinrichtung hat bei uns stattgefunden . . . der Schifferfranz . . . Gott strafe seine Mörder!"

Die Alte schauerte zusammen. „Schlimm genug für das junge Blut," sagte sie dann. „Aber was soll

mir das? Ich kann viel thun, kann Wunden heilen, aber nicht Todte lebendig machen."

„Es ruft Euch auch Keiner. Ich habe Euch nur etwas abzugeben. Das Fräulein Holmer hat's vom Lieutenant als letzten Willen des Verurtheilten erhalten, ehe sie ihn zum Tode führten. . . . Habt Ihr die Salve nicht gehört? . . . Es ist für Euch bestimmt. Es sollte dann ein sicherer Mann bestellt werden, der Euere Wohnung weiß; nun, meine Herrin kennt den alten Jochen, und Ihr auch, meine ich. Da nehmt, ich möchte nach Hause. Das ist eine kalte, schauerige Nacht."

Er reichte durch das geöffnete Fenster der Alten ein mit rothem Siegellack geschlossenes Couvert. Unheimlich leuchtete die Weiße des Papiers durch die Dunkelheit.

Altmarikens Hand zauderte, es zu fassen. „Was soll mir das?" fragte sie. „Bin ich des Todten Besorgerin? Ich habe nichts zu schaffen gehabt mit ihm im Leben und will es auch jetzt nicht."

„Eines Todten Wille muß uns heilig sein," sagte Jochen erregt. „Ich meine, es steht etwas für die Anna Werner darin; ich halte den Franz für ehrlich, er wird des Mädchens Zukunft gesichert haben. Wie die Rede geht, soll er . . ."

„Es ist gut, gebt das Papier; ich will thun, was ich soll. . . . So, nun geht, der Zugwind fährt mit Macht durch's Zimmer."

Sie nahm das Couvert aus der schwieligen Hand des Knechtes und schloß dann Fenster und Laden. Brummend über der Alten Geiz, die nicht ein Mal den landesüblichen Pfeffermünz oder Anis angeboten, schlug Jochen den Heimweg ein.

Altmariken hatte den Brief sofort auf den Tisch gelegt, als brenne das Papier in ihrer Hand. Sie zündete mittels eines Schwamm-Feuerzeuges einen Schwefelfaden an, und mit diesem eine jener antike-gleichen Zinnlampen, die man noch hin und wieder in Bauernkathen findet und die mit dem eben nicht poe-tischen Namen „Krüsel" bezeichnet werden. Solche „Krüsel", mit Oel gefüllt, das den aus einer empor-stehenden Schnauze hervorlugenden Docht tränkt, waren auch in der Stadt in Domestikenstuben und Küchen der besitzenden und in den Wohnräumen der ärmern Klassen gang und gäbe.

Der Docht brannte. Das Couvert trug keine Auf-schrift. Mit bebender Hand brach die Alte das Siegel und zog das von Friede's Hand beschriebene Blatt hervor. Sie hatte eine Hornbrille aufgesetzt, die Schrift besser zu entziffern; ihr erster Blick fiel auf das ver-hängnißvolle Kreuz, ihr zweiter ließ sie in den Schrift-zügen den Schreiber erkennen. Der Verurtheilte hätte sie geschrieben, hatte Jochen gesagt.

Sie preßte die Lippen fest auf einander und las: „Großmutter, es gibt eine Vergeltung! Ein Zufall ließ mich's wissen: Du hast Verrath geübt, du kannst es

nicht leugnen. Bliebe ich am Leben, so wäre ich doch todt für dich, müßte ich dich verfluchen."

Die Alte hielt inne, die scharf markirten Züge verzogen sich zu einem fast grimmigen Lächeln.

„Mich verfluchen? Ich habe ihn doch so lieb, so lieb . . . Ei, ei, er müßte mich verfluchen?"

Sie las weiter.

„Darum ist's besser, ich mache gut — gestattet es unser Herrgott —, was du schlecht gemacht. Ich rette einen Sohn, einen Vater und Ehemann zugleich; ich mache vier Glückliche und gebe nichts dafür hin, als ein Dasein, das elend wäre durch dich, wollte ich's tragen. Nur, wenn du schweigst, daß ich für Franz E. gestorben und er statt meiner absegelt, kann ich dir vergeben, wird Gott dir vergeben, bei dem ich für dich bitte. Keiner wird dir um meinetwillen nachtragen, was du gethan; ich werde ruhig schlafen. Liebe, liebe Großmutter, sei nicht böse, ich kann nicht anders; entdeckst du, was geschehen, den Feinden, so kommen über dich die Folgen; ruhelos wäre meine arme Seele und Gottes Zorn trennte uns an der Pforte des Himmels, wo wir uns wiedersehen. Liebe Großmutter, gute Nacht! Dein Enkel Friede."

„Todt!" Von der niedern geweißten Decke des Gemaches widerhallte der Jammerschrei Altmarikens. „Todt!" wiederholte sie in dumpfer Verzweiflung, auf ihren Sitz zusammenbrechend. „Ich habe ihn gemordet! Wehe, wehe, wehe!"

„Ich?“ Mit gellem Lachen sprang sie auf. . . . „Nein, nicht ich. . . . Der Reichen, der Vornehmen, der Gebildeten halber mußtest du sterben, Friede. . . . Armer, blöder Mensch in deiner blinden Hundstreue, meinst du, daß sie dir's danken . . . meinst du? Dazu bist du eben gut genug, dich für sie zu opfern. Wenn nachher das Kaufmannssöhnchen gerettet ist und an schön Annchens Seite in der Carosse über den Jungfernstieg kutschirt, da lachen sie über dich. . . . Sie sollen aber nicht lachen . . . ich will's ihnen verderben. Da du es weißt, was ich gethan, mag es die ganze Welt wissen . . . ich frag' nach Keinem. Ich laufe zum Franzosen und entdecke . . .“

Schon im Begriffe, auf dem Höhepunkte der Erregung das Zimmer zu verlassen, hielt sie an. „Der Franzose ist mit im Spiele; sie werden ihm mit Geld den Mund gestopft haben,“ sagte sie. „Und dann . . . dann . . . er verbot es mir, kein Wort soll ich flüstern, an kein Ohr. Meinen Schmerz muß ich tragen, er hat sonst keine Ruhe. Und Ruhe soll er haben. Nein, ich will schweigen und sagen, wenn man mich fragt: mein Friede ist fort, und heiter thun und lachen . . . Ich muß fort, fort von diesem Orte, von diesen Menschen, oder ich werde wahnsinnig! Keiner soll mich fragen, Keiner wissen, was aus Altmariken geworden. Der Teufel hat die alte Hexe geholt, werden sie in Scharnrode sagen. . . . Ich wollte, ich wäre eine Hexe, ich wollte ihnen Böses thun, Böses, so schwer, so arg ich's vermöchte. . . . Sie sind gerettet, glücklich . . .

und mein armer, armer Friede mußte deshalb sterben . . . hu, . . . die Schüsse! . . . Und ich so allein, so ganz, ganz allein . . . eine alte Hexe . . . der Sohn des harten Mannes nannte mich so."

Sie versank in Grübeleien. Es ward still in dem niedern, engen Bauernzimmer; nur der Holzwurm pickte und bohrte hörbar, und regelmäßig begleitete ihn das Tiktak der alten Uhr, deren Bleigewichte fast den Boden berührten.

In dem Antlitze Altmarikens war eine Veränderung vorgekommen, wie nur der momentane Irrsinn sie hervorzubringen vermag. Wie zum Lächeln hatten sich die hagern, scharfen Züge verzerrt . . . Eilig, aber mit einem gewissen Ausdrucke der Behaglichkeit raffte sie das Werthvollste ihrer Habe, das baare Geld und einige Silbersachen in ein Bündelchen zusammen. Dann zündete sie die Laterne an, verhüllte das Haupt mit einem dunkeln Tuche, schlug einen weiten Mantel von grobem, braunem Wollenstoffe um, der sie vollständig deckte, und den Krückstock ergreifend, verließ sie die Kathe, hinter sich die Thüre verschließend.

Sie war ihres Weges kundig, er führte aus Scharnrode. Rasch wanderte sie dahin, monoton das Wort murmelnd: „Hans Ehrenkranz . . . hüte dich vor der Hexe . . . sie holt dein Glück!"

7.

„Herr Ehrenkranz!“

Ein galvanisirter Leichnam hätte nicht glanzloser, ohne das geringste Zeichen von Verständniß auf einen ihn Anredenden blicken können, als Herr Thomas Ehrenkranz auf den Wirth Hartmann starrte, der ihm ehrerbietig unter der Thüre des Gasthauses entgegenkam und weit die Pforte öffnete.

Mechanisch hatte der Kaufmann den Heimweg gemacht, einer wandelnden Statue gleich. Nur ein Mal war er zusammengezuckt, als die verhängnißvolle Salve hinter dem Garten des Fräuleins Holmer an sein Ohr gedrungen war. ... Er wußte, er hatte keinen Sohn mehr.

Das Haus Ehrenkranz war gefallen mit Franz, dem blühenden Sprossen, dem einzigen! Wie ein zum Tode verwundeter Heros, der Uebermacht erliegend, sollte es mit allen Ehren fallen. Sein Plan stand fest. Er wollte sofort Scharnrode verlassen und dem Gouverneur Hamburg's, der guten Stadt des Kaisers, die Schuld des Hauses Ehrenkranz mittheilen. Er war bereit, die Strafe zu erlegen, die, von persönlicher Haft abgesehen, mindestens zwei Drittel seines Vermögens betragen mußte. Dann wollte er, gleichviel mit welchen Opfern, die Erlaubniß erlangen, den Leichnam seines Sohnes nach Hamburg bringen und in seiner

Erbgrabstätte in demonstrativer Weise beisetzen zu lassen. Firma und Name sollten erlöschen wie ein glänzendes Meteor, — er selber wollte seine Tage in irgend einem vergessenen Winkel der Schweiz beschließen.

„Herr Ehrenkranz!" — respectvoll berührte die Hand des Wirthes den Aermel des langen, braunen Ueberrockes des Hamburger Handelsherrn. — „Ist's denn wirklich wahr? Haben sie . . .?"

„Pferde und Wagen, — augenblicklich!" unterbrach ihn die eintönige Stimme des Kaufmannes mit einem Ausdrucke, der jede weitere Bemerkung ausschloß.

„Aber, Herr Ehrenkranz, es ist bereits zwei Uhr. Es dürfte schwer halten, mitten in der Nacht . . ."

„Ich will nach Hamburg, in einer halben Stunde muß ich unterwegs sein. . . . Ich zahle jeden Preis. Euere Sache ist das Weitere. Sobald angespannt ist, laßt mich's wissen und bis dahin . . . ungestört!"

„Ich will mein Möglichstes thun, Herr Ehrenkranz," rief Hartmann dem alten Herrn nach, der, ohne sich umzuwenden, die Treppe zum Stockwerk emporstieg. „Aber da ist die Anna, Herr Ehrenkranz . . . die Anna Werner . . . die mit Euch reden möchte. Das arme Mädchen ist in meinem Zimmer . . . es war des Schifferfranzens Braut . . . da ist sie selbst."

„Wer?" Die Vergangenheit schien aus des alten Mannes Seele gelöscht; nun aber, da er den Blick auf Anna richtete und in das todtenblasse, schmerzdurchzuckte

Antlitz blickte, verzerrten sich seine Züge wie in grimmigem Haß.

„Ich kenne keine Braut des Schifferfranz," sagte er. „Schafft die Dirne fort, Hartmann!"

In Fiebergluth flammten Anna's Augen, — mit einer unwiderstehlichen Bewegung den erstaunten Gastwirth zurückweisend, schritt sie dem Kaufmanne nach, und die starre, eiskalte Hand auf seine Schulter legend, sagte sie in flüsterndem Tone, aber ihm deutlich vernehmbar: „Achtung, Thomas Ehrenkranz, vor dem Namen deines Hauses, Achtung vor dem Weibe deines Sohnes, vor deines Enkels Mutter!"

Der alte Herr zuckte zusammen, wie von einer Schlange berührt; es war, als drohe seine Kraft ihn zu verlassen, so krampfhaft hielt er sich an dem Geländer der morschen Stiege. Dann aber richtete er sich straff empor und setzte seinen Weg fort.

„Ich will dich hören," sagte er kaum verständlich.

Anna folgte ihm in das niedere Zimmer, das Hartmann's Fremdenstube vorstellte. Ehrenkranz sank, schwer athmend, auf einen Stuhl. Er bot ihr keinen Sitz an; er schien nicht einmal den Ausdruck der Erschöpfung, der völligen Hinfälligkeit Anna's zu beachten. Und doch beleuchtete der Schein der beiden Talglichte in den Blechleuchtern deutlich die Züge der Unglücklichen, die sich seines Sohnes Wittwe nannte. Nur die furchtbare Erregung der Nerven hielt die Arme noch aufrecht.

Der Kaufmann war es, der zu reden begann.

„Anna Werner,“ sagte er, und hart und fest, wie eines unerbittlichen Richters Wort, der schon im Voraus sein Urtheil gefällt, klang sein Ton, „ich richte an dich eine Frage, dieselbe, die ich an meinen Sohn gerichtet vor wenigen Stunden, ehe ich wußte, daß heute Nacht jene Unternehmung stattfinden sollte, — die ohne seine verderbliche Leidenschaft schon längst hätte gethan sein können, ohne Verrath und ohne Gefahr. Ihn zu schonen, verschob ich die Beantwortung; dir will ich sie künden. Mich zu überzeugen kam ich, ob es wahr sei, was das Gerücht mir zugetragen, ob mein Sohn einer bäuerischen Coquette halber, die ihre Netze um ihn gesponnen, der Ehre, der Interessen seines Hauses, ja der eigenen Sicherheit vergaß, ob es buhlerische Leidenschaft war, die ihn hier an Scharnrode fesselte, eine Leidenschaft, der er seinen Tod verdankt?“

„Alter Mann, hast du nie die reine, die heilige Liebe gekannt? Hast du deine Leidenschaft und dein Fühlen nur mit der Waage des Krämers gemessen, — so hüte dich, die schönste Blume zu beflecken, die Gott in einem Sonnenstrahl aus seinem Paradiese in unser Herz sandte, daß sie dort erblühe. Ja, wir hatten uns lieb, — höre es, Thomas Ehrenkranz . . . unsere Herzen fanden sich . . . frei war meines. Keinem brach ich die Treue, die ich ihm gelobte. Und wenn das Band, das uns vereinte, das geheiligte, unauflösliche der Ehe, vor der Menschen Augen noch verborgen blieb, so geschah es deinetwillen, alter Mann . . . er wollte mich

bei dir verdienen, verdienen den Segen für seinen Sohn, deinen Enkel . . ."

„Noch einmal diese Worte!" fuhr Ehrenkranz jäh empor. „Mein Sohn, mein Franz, des Hauses Ehrenkranz Stolz und Erbe, der Erbe seiner Ehre . . . er hätte sich vergessen können und . . ."

„Vergessen?" Dicht vor den alten Herrn trat Anna. „Wagst du, meinen ehrlichen Namen zu schmähen, Thomas Ehrenkranz? So stolz wie du auf den deinen, bin ich auf den meinen. Und um seinetwillen fordere ich meine Rechte als deines Sohnes Wittwe . . . als Mutter von deines Sohnes Knaben!"

„Wär's wahr . . . wär's wahr?" murmelte der Kaufmann vernichtet. „Dürfte ich noch jammern über seinen Tod? Der Genius der Gerechtigkeit wacht streng über des Hauses Ehrenkranz unbefleckte Ehre."

Er hatte sich erhoben, Auge in Auge standen sich die Beiden gegenüber.

„Beweise!"

„Der Pastor Holm zu Hollero, der unlängst verstorben, hat uns getraut. Die Papiere ruhen auf Franzens Brust; man muß sie bei ihm finden, wenn er sie nicht Friede Backer übergeben, der alles daran gesetzt, zu ihm zu gelangen. Ach, er versprach, ihn zu retten!"

„Zu retten!" Kurz lachte der Kaufmann auf. „Possenspiel! Weißt du, daß seine Großmutter meinen Sohn dem französischen Commandanten verrieth?"

„Die Altmariken . . . sie?“ Mit beiden Händen faßte Anna ihre Stirne. „Gott, allmächtiger Gott, schütze mich nur vor Wahnsinn!“

„Rufe sie an, die Gnade des zürnenden Gottes, du brauchst es. Die Strafe folgt dem Hochmuthe, der dich verblendete. Warum wurdest du nicht Friedrich Backer's Weib? Dein Stolz ließ es nicht zu, dein hochfahrender Sinn. Ein Kaufmann mußte kommen, dich heimzuführen, der dich in Sammet und Seide kleidete . . . und wenn nicht jetzt . . . nun, ewig konnte der Alte nicht leben, und dann ging's in Pracht und Wonne. Ob's dem Alten recht, was kümmerte es dich? Was dich unseres Hauses Ehre? Nur eine Sorge, das Opfer festzuhalten, unauflöslich . . . Ehe, Kind . . . dein Sieg schien vollkommen. Die Kugeln aber, die durch deine Schuld meines Sohnes Herz durchbohrten, vernichten deinen Triumph. Legitim oder nicht, — erzwinge deine Rechte, wenn du es wagst. Freiwillig gewähre ich nichts. Ich verleugne dich, und das Kind aus einer Ehe, die ohne meine Einwilligung geschehen, ist für mich ein . . .“

„Franz! Schütze deinen Sohn!“

So verzweifelnd klang der Aufschrei Anna's, daß Thomas Ehrenkranz nicht vollendete. Ein Gefühl wie Furcht beschlich ihn; der Jammer der von ihm so hart Gekränkten war so sichtlich, daß er fast seine Härte bereute. Der Name seines Sohnes weckte mildere Regungen in seiner Brust.

Nun war es zu spät — mit einer gebieterischen Bewegung schnitt Anna ihm jedes fernere Wort ab.

„Noch in dieser Stunde," sagte sie, „gehe ich, mein Kind, das Kind Ihres Sohnes aus den Händen seiner treuen Pflegerin in Hollero zu nehmen. Ich bin nicht ruhig, bis ich es in meiner Obhut weiß. Drei Tage lang wartet Franz Ehrenkranzens Wittwe auf Nachricht, was ihres Gatten Vater über ihres Kindes Zukunft beschlossen. Für mich verlange ich nichts, nicht einmal den Namen, nur daß dieser Name und seine Rechte Ihrem unschuldigen Enkel gewahrt bleiben, wünsche ich. Ist mir in dieser Frist keine Entscheidung geworden, — dann mögen Hamburg's Gesetze einer Hülflosen Schutz verleihen. »Des Hauses Ehre« ist der Sinnspruch der Ehrenkranz. Ihr Sohn hat diese Ehre verpfändet; an Ihnen ist es, sie einzulösen. . . . Nicht mir — ich will nichts, ich wiederhole es — nur für mein Kind!"

Sie verließ das Zimmer. Mit Mühe nur hielt sie sich aufrecht; die ermatteten Glieder drohten ihr den Dienst zu versagen. Sie schleppte sich vorwärts, — ihrem Häuschen zu, dort mit einigem für die Wanderung nach Hollero Nothwendigen sich zu versehen. Wüst und wirr schwirrte es ihr durcheinander im Kopfe; ihr war's, als ob glühende Kohlen ihr Haupt versengten. Sie wollte an nichts denken als an ihres Kindes Zukunft. Wie um die bösen Geister durch einen Engel des Lichtes zu bannen, rief sie ihres Knaben liebliches Antlitz vor ihre Seele — aber hinter den reinen Kin=

deszügen tauchte das runzelige Antlitz der Altmariken grinsend und hohnlachend empor; in wechselndem Reigen starrte Friede Backer sie an und das blutige Gesicht ihres Gatten, vom Todeskampfe verzerrt, und an ihr Ohr dröhnte die harte, eherne, klanglose Stimme seines Vaters: „Durch deine Schuld, durch deine Schuld!"

Sie hatte ihr Häuschen erreicht. Die alte Verwandte kam ihr in Todesangst entgegen und führte die fast Zusammenbrechende über die Schwelle.

Anna versuchte sich los zu machen. „Ich bin stark . . . laß mich . . . ich muß fort, mein Kind von Holléro holen. Meinen Mantel gib, Muhme, und wecke den Jakob, den alten Knecht des Nachbars. Ich will ihn bezahlen, daß er mit geht, . . . gleich . . . nur einen Augenblick der Ruhe. . . . "

Ohnmächtig brach sie zu den Füßen der jammernden Alten zusammen.

Ein Wagen rollte eben in scharfem Trabe an dem Häuschen vorbei. Durch die Scheiben des kleinen, halb von Ephen verborgenen Fensters fiel der Schein einer Laterne und warf ein Streiflicht über Anna's starres, todesbleiches Antlitz. Es war ein offener Einspänner, von dem Knechte des Wirthes Hartmann gelenkt. Auf der Bank saß eine regungslose Gestalt in einem langen braunen Rocke, den Castorhut über die Stirne gezogen. Das erste Morgendämmern begann; die einzelnen Sterne, die nach dem Aufhören des nächtlichen Sturmes die schweren schwarzgrauen Wolken des

Horizontes zu durchbrechen gewagt hatten, wurden matt und fahl. Der junge Tag brach an, — der letzte für die Firma Ehrenkranz. Der einzige Vertreter derselben saß wie ein dem Grabe entstiegener Geist hinter dem mürrischen Kutscher und fuhr der Heimath zu, nach Hamburg.

8.

Eine der ältesten Straßen der Hansestadt Hamburg ist der alte Wandrahm, zugleich der Mittelpunkt des kaufmännischen Viertels. Noch heute erheben sich in jener Gegend, zu der das verheerende Feuer des Jahres 1842 nicht gereicht, freilich oft genug von modernen Bauten unterbrochen, jene alterthümlichen Kaufmannshäuser, mit ihren weiten, niedern Dielen, den eben so niedrigen, von Querbalken getragenen Zimmern, die im Erdgeschosse zu prunklosen Comptoir-Räumen mit ärmlicher, verräucherter Ausstattung dienten, und in den obern Stockwerken die nicht viel glanzvoller ausgestattete Familienwohnung bildeten. Mächtige Dielen und ein imposantes Treppenhaus besaßen diese Häuser, hinter denen gewöhnlich der meist dreistöckige Speicher lag, zu dem man auch von der Elbe durch jene schmalen Canäle, die Nebenstraßen des mächtigen Stromes, Fleethe genannt, mittels riesiger Schuten zu gelangen vermag. Flur und Treppenhaus aber bildeten eine

besondere Niederlage, und selbst in den besten Kaufmannshäusern hatte der besuchende Gast oft Mühe, sich seinen Weg zu dem obern Stockwerke zu bahnen durch Fässer, Kisten und Ballen, die nur zu häufig durch den Geruch ihren Inhalt verriethen, inmitten eines kleinen Heeres von rücksichtslos tragenden, hämmernden und lärmenden Speicherarbeitern.

Ein solches Haus hatte die Ehre, als die Residenz einer der solidesten und gediegensten Firmen Hamburg's dem Fremden bezeichnet zu werden. Die Ehrenhaftigkeit des Hauses war durch den Ausdruck: „Gut wie Ehrenkranz" in der Kaufmannswelt Hamburg's zum Sprüchworte geworden, und kein Flecken hatte dieselbe getrübt, seit der Vater des jetzigen Chefs die Firma gegründet; noch kein Fleckchen hatte das Messingschild an der Hausthüre verunreinigt, deren Flügel gewöhnlich des regen Verkehres halber weit geöffnet waren, und das mit schwarzer Schrift den Namen „Ehrenkranz", nicht mehr und nicht weniger, auf dem leuchtenden Grunde trug.

Hier hielt der Wagen. Vom nahen St. Katharinenthurme verkündete eben die Uhr die achte Stunde durch den nebeligen, naßkalten Herbstmorgen. Die Straße war noch still und unbelebt; mit der neunten Morgenstunde pflegt das eigentliche Geschäftstreiben zu beginnen. Nur einige Schulkinder, Bäckerknechte mit ihren Brodkörben auf der Schulter, hin und wieder ein Speicherarbeiter oder eine Nätherin, die an ihr Tagewerk in fremden Häusern eilten, waren zu sehen.

Durch die geöffneten Thüren betrat Herr Thomas Ehrenkranz das Innere seines Hauses; kalt wie aus einem Gewölbe wehte ihn die Luft der weiten Diele an, die, mit Kisten und Fässern angefüllt, nur schmalen Raum zum Durchgange bot. Vom hintern Hofraume her dröhnten Hammerschläge; Arbeiter vernagelten riesenhafte, zum Export bestimmte Fässer. Dem alten Manne kam es vor, als werde ein Sarg gehämmert, ein Sarg für Haus Ehrenkranz.

Keiner empfing ihn, kein freundliches Willkommen ward von einer Seele dem Heimkehrenden gespendet. Allein! Zum ersten Male fiel es ihm auf's Herz, so schwer. So lange Franz lebte, hätte er eine solche Bemerkung als Sentimentalität verlacht, und nun! —

Wer sollte ihn empfangen? Die Wirthschaft besorgte eine alte Haushälterin, die vor ihm zitterte; die Mägde kannte er kaum dem Namen nach. Seine Arbeiter respectirten ihn als Herrn Ehrenkranz. Herzen hatte er nie gewonnen, auch nie zu gewinnen sich Mühe gegeben.

Gleich rechts vom Eingange lagen die Comptoire. Als er in den Flur trat, öffnete sich die Thüre des ersten der geschäftlichen Räume, und Stehn, der Comptoirdiener, ein altes Factotum des Hauses, trat seinem Herrn entgegen.

„Ich war hinten bei Herrn Karker," sagte er, gleichsam seine Verspätung entschuldigend, „und wischte ab. Wir meinten, der Herr werde mit dem Boote erst gegen Abend wiederkommen."

„Herr Karker ist schon unten?“

„Seit halb acht, — es ist Posttag heute. Das Alter thut seine Pflicht; aber die jungen Leute heut zu Tage: der jüngste Lehrling dünkt sich ein Muster von Weisheit . . . ein Muster von Faulheit sind die geschniegelten Herrchen.“

Ehrenkranz hatte kein Ohr für des Alten Worte, Er durchschritt den ersten Raum, der durch eine kunstlose, niedrige Holzwand in zwei Hälften getheilt war. Die erste war für Briefboten, Hausknechte, anfragende Makler niedern Ranges und andere Personen bestimmt, die kein Anrecht selbst zu den Vorhallen besaßen, die in des Hauses Ehrenkranz Allerheiligstes führten. Die zweite war mit sechs Pulten angefüllt; hier saßen drei Lehrlinge und drei junge Commis in stummer, rastloser Thätigkeit, in ewiger Furcht der Ueberwachung. Noch waren die harten, lederbezogenen Holzböcke unbesetzt; denn erst um neun Uhr schlug die Stunde der geschäftlichen Pflicht, begann das Rad der Maschine des Hauses Ehrenkranz sich zu drehen, einen Tag wie den andern.

Thomas Ehrenkranz betrat den zweiten Raum, eben so niedrig und verräuchert als der vordere. Aus ihm führte ein kurzer, schmaler Gang zu seinem Privatcomptoir. Mit Tuch bezogene Doppelthüren befanden sich diesseits und jenseits des Ganges, jedem unberufenen Ohre hermetisch verschließend, was im Allerheiligsten des Hauses verhandelt ward.

Auch hier waren drei Pulte leer, sie gehörten dem höhern Comptoir-Personal der Firma. Zu ihm zählte man auch den jungen Herrn, der erst mit seiner Majorennität wirklicher Theilhaber wurde. Ein zweites Pult für den Sohn des Hauses stand jedoch im Privat-Comptoir des Herrn Thomas Ehrenkranz bereit.

Als der Chef eintrat, erhob sich eine kleine, verwachsene Gestalt in grauem, fadenscheinigem Rock, den rechten Arm mit grünem Calico-Aermel der Schonung halber bezogen, von seinem Drehsessel. Er legte, eine Berechnung unterbrechend, den Gänsekiel auf das Tintenfaß und wandte in stummer Frage das hagere, vertrocknete Gesicht mit dem kaum sichtbaren Kinnbarte, grau und spärlich wie das Haupthaar, dem Kommenden entgegen. Es war Herr Karker, der alte Buchhalter des Hauses.

Herr Thomas hatte hinter sich die Thüre geschlossen; nun trat er dicht an den alten Mann heran.

„Karker," sagte er, „ich will nichts gefragt werden, . . . nichts, von Keinem . . . Sie haben General-Procura, . . . Sie werden mich und des Hauses Interessen vertreten, bis die Liquidation desselben beendet ist."

„Liquidation!" Herr Karker entfärbte sich, als habe der Schlag ihn getroffen. „Herr Ehrenkranz!"

„Liquidation!" wiederholte mit fester Stimme der Chef.

„Aber Herr Franz?" Mit diesen Worten wagte der Buchhalter das Gesetz stummen Gehorsams seinem Chef gegenüber zu brechen.

„Mein Sohn ist todt, — die Franzosen haben ihn als Schmuggler diese Nacht in Scharnrode standrechtlich erschossen."

„Allmächtiger Gott!"

„Nehmen Sie einen weißen Bogen und schreiben Sie, was ich Ihnen dictire," fuhr der Kaufmann, trotz Karker's Erschütterung in seiner eisernen Ruhe verharrend, fort. „Ich unterzeichne und gehe in mein Privatcomptoir, schriftlich anzuordnen, was ich für Ihre Instruction nöthig finde. Ich habe im Geiste unterwegs schon alles zurecht gelegt. Sobald ich damit zu Ende, rufe ich Sie, und Sie besorgen sofort das Schreiben, versiegelt, direct an seine Adresse. An's Werk, Karker!"

Mit zitternder Hand ergriff der Buchhalter die Feder, ein Foliobogen lag bereits auf seinem Pulte.

„Adresse: An den Fürsten von Eckmühl."

„Herr Ehrenkranz . . ."

„Schreiben Sie!"

Schnörkelhaft flogen die gekrümmten Finger über den Bogen.

„Das Haus Ehrenkranz hat sich der Uebertretung des Continentalsperrgesetzes schuldig gemacht durch den Versuch heimlichen Einschmuggelns englischer Waaren. Der Sohn und Erbe, bei der That gefangen, ist laut Recht des commandirenden Offiziers, ohne weitere Instanz diese Nacht standrechtlich erschossen worden. Der Vater und Chef des Hauses stellt sich dem Gesetze zur

Verfügung, das Frankreichs Tyrannei den Besiegten aufzwingt."

„Herr Ehrenkranz, — dieser Brief ist Ihr Todesurtheil."

Der Chef zuckte mit den Achseln, erwiderte aber keine Silbe. Er nahm die Feder aus der eiskalten Hand des Buchhalters und schrieb mit festen Zügen seinen Namen. Dann blickte er sich um. In einem einzigen, langen Blicke umfaßte er die Räume, die ihm ein Königreich gedünkt, in dem er als unumschränkter Herrscher gewaltet. Leer und öde lagen sie vor ihm, ein Bild der Verlassenheit, des Todes. Haus Ehrenkranz war erloschen, — ein Grab im Alten Lande, ein Greis, der über sich selber den lebenbedrohenden Zorn der französischen Gewalthaber beschwor — zu Ende.

Wie eine überirdische Erscheinung tauchte in diesem Augenblicke ein rosiges Kindesantlitz, das seines Sohnes Züge trug, vor ihm auf, zwei weiße Aermchen streckten sich ihm entgegen wie bittend, wie Hülfe fordernd — —

„Nein!"

Der Buchhalter zitterte bei dem Ausdrucke dieses „Nein", mit dem Herr Thomas die eigene Schwäche besiegte. Mit einem Gefühle von Grauen und Bewunderung gemischt, blickte er seinem Chef nach, als dieser den Gang betrat, der zu seinem Privat-Comptoir führte.

„Franzens Tod bleibe dem Personal noch verborgen, bis Sie Ihren Auftrag erfüllt und ich alle Angelegen-

heiten erledigt habe. Bis dahin soll Keiner mich stören, unter keinem Vorwande . . . Leben Sie wohl, Karker; Sie dienten treu dem Hause Ehrenkranz. Es geht nicht unter, ohne bewährte Treue zu lohnen. Ich gedenke drinnen Ihrer. Sorgen Sie, daß es ungestört geschehe, und seien Sie meines Rufes gewärtig."

Noch ein letztes Neigen des Hauptes — ein entthronter Monarch dürfte so scheidend seinen Vasallen grüßen, — und Herr Thomas Ehrenkranz verschwand hinter der Doppelthüre, die geräuschlos zusammenklappte.

Ueber den Gang schreitend, betrat der alte Herr sein Heiligthum. Es war ein mittelgroßer, halbdunkeler, weil nach dem Hofe belegener Raum, in möglichst prunkloser Ausstattung. Zwischen den zwei schmalen Fenstern stand des Handelsherrn Schreibpult, ohne jeden Luxus, aber zweckmäßig eingerichtet; daneben auf schweren, eisernen Trägern eine riesige grüne, mit schwarzen Eisenbändern beschlagene Geldkiste, wie sie damals die heutigen feuerfesten Schränke vertraten. Ueber dem Pulte, jeder Zeit dem Blicke des auf dem Drehsessel Sitzenden sichtbar, hing ein mittelgroßes Portrait in schwerem, vergoldetem, kunstvoll geschnitztem Holzrahmen — der einzige Schmuck des Raumes, der sonst nur grau angestrichene Wände zeigte. Es war das Portrait des Vaters des jetzigen Chefs, des Gründers der Firma Ehrenkranz.

Wohl mochte man es diesem strengen, aber Ehrfurcht einflößenden Antlitz zutrauen, daß des Hauses Ehre die Basis war, die sein Dasein geleitet, und daß auch sein Sohn in diesem Begriffe erzogen worden

war. Jahre lang, noch bei Lebzeiten des alten Herrn, hatte das Portrait über Herrn Thomas' Schreibtisch gehangen; ihm galt des Kaufmanns erster Blick, wenn er Morgens sein Privatcomptoir betrat oder nach längerer Abwesenheit in jene Räume heimkehrte, wo der Geschiedene vor ihm geweilt und sein Geist noch segenbringend zu wirken schien.

Heute zum ersten Male vermied er, das Auge zu dem Bilde zu erheben. Er fühlte nur zu wohl die Einwirkung der furchtbaren Erschöpfung; er fühlte, daß nur die fieberhafte Aufregung ihn vor dem Zusammenbrechen bewahrte. Aber er durfte nicht sinken, ehe alles geordnet, alles vollzogen war, wie er es beschlossen. Wer konnte wissen, ob nicht auch ohne seine eigene Denunciation die französischen Behörden bereits die Hand über ihn hielten, ob Maubourg nicht, um sich vor jedem Vorwurfe zu sichern, vor seinem Abgange aus Scharnrode das Obercommando von dem Geschehenen benachrichtigt und sich selber dabei als Martyrer verwandtschaftlicher Gefühle dargestellt hatte.

Henri Maubourg! In glühendem Haß krampfte sich sein Herz bei dieser Erinnerung zusammen. Alles Unheil kam von diesem Frankenvolke: Völkerrecht, Familienbande, nichts war ihm heilig.

Er zwang sich zur Ruhe, — mit fliegender Hast glitt seine Feder über das Papier. Bogen auf Bogen füllte sich mit der steifbeinigen Schrift des Kaufmannes, die jedem Buchstaben gleichen Raum und gleiches Recht lieh. Nur ein Mal zitterte die Hand, als er die durch

den Tod seines Sohnes verursachte Liquidationsacte schrieb.

Die Aenderung seines Testamentes, die nun nothwendig geworden, und das Gesuch, die Leiche seines Sohnes nach Hamburg bringen zu lassen, verschob er, bis er Gewißheit haben würde, wie er mit den französischen Gerichten stand, und welche Geldbuße man ihm auferlegte. Daß, selbst im schlimmsten Falle, man ihm zu allen Formalitäten Zeit lassen würde, dünkte ihm selbstverständlich.

Das Wichtigste war geschehen. Bis zum Umsinken erschöpft, fiel Thomas Ehrenkranz gegen die Holzlehne seines Drehsessels. Aber er durfte noch nicht rasten; er raffte sich empor und zog zwei Mal den wollenen Glockenstrang neben seinem Sitze. Es war das Zeichen für Herrn Karker.

Im Nu war der Gerufene zur Stelle. Die kleine, verwachsene Gestalt schien durch des Kummers Last noch vertrockneter und gebeugter.

„Ist das Personal da, Karker?“

„Um zehn Uhr, Herr Ehrenkranz?“ fragte der Buchhalter wie erstaunt, daß es möglich sei, noch daran zu zweifeln.

„Zehn Uhr,“ der Kaufmann fuhr über seine mit kaltem Schweiß befeuchtete Stirne. „Die Zeit geht schnell, schnell. Wissen sie, . . . haben sie gefragt oder gar eine Ahnung . . . .“

„Es scheint, der Kutscher, der Sie gefahren, hat mit dem Speicherarbeiter gesprochen,“ fiel Karker ein. „Eine

gewisse Unruhe, nur durch den Respect gedämpft, herrscht unter den jungen Leuten. Selbst Herr Helling, der Disponent, ist sehr ängstlich bezüglich der Folgen für die Glieder eines Hauses, das sich der Uebertretung eines der schärfsten kaiserlichen Gesetze schuldig gemacht."

„Waren sie sonst stolz, dem Hause Ehrenkranz zu dienen, so mögen sie auch die Prüfung tragen," entgegnete der Chef herb. „Ihnen droht keine Kugel, ihre Väter sind nicht . . . Für alles Andere hafte ich, ich allein . . . Gehen Sie jetzt, Karker, und erfüllen meinen Auftrag."

„Herr Ehrenkranz, es ist noch Zeit. Wenn Sie abwarteten . . . oder besser noch, wenn Sie fliehen wollten . . ."

„Der Krieger bleibt bei seiner Fahne, Karker, — ich bei meinem Hause, so lange Gewalt mich nicht entfernt, und selbst dann noch im Geiste. Von der Minute an, wo dieser Fall eintritt, beginnt die Liquidation. Gott befohlen! Bis Sie wiederkehren, soll Keiner zu mir; ich will, ich muß ruhen."

Er machte eine Handbewegung gegen den Alten, und Karker ging. Taub für die Fragen, die in allen Räumen auf ihn einstürmten, gebeugt, kummervoll verließ er das Haus, zum ersten Male seit langen, langen Jahren seinem Platz am wurmstichigen Pult des zweiten Comptoirs untreu; ihm war, als trage er sich selber zu Grabe. Hinter ihm hatte Herr Thomas Ehrenkranz die Thüre geschlossen. Jetzt hob er den Blick zu dem ehrwürdigen Antlitze empor, das auf ihn herniederblickte mild und würdevoll zugleich.

„Mein Vater," sagte er, „darf ich dir, dem Makellosen, in's Antlitz schauen? Gehandelt habe ich, wie des Hauses Ehre es mir gebot; sie war mein erstes Gesetz, des Herzens Stimme mußte vor ihr schweigen. Zu hart, ja ungerecht mag ich gewesen sein; nie aber mischte sich der Einfluß persönlicher Gefühle in mein Handeln. Nicht des Gewinnes halber willigte ich ein, meines Sohnes Dasein der Gefahr auszusetzen; es war die Kaufmannsehre, die es zu vertheidigen galt, des freien Verkehres Rechte, die ein Tyrann beschränken wollte. Und daß es so kam, — er selber trägt die meiste Schuld, es war der einzige trübe Fleck im Dasein deines Enkels, — vergib, du siehst, ich habe keine Entschuldigung für ihn! Aber du zürnst mir nicht, wenn ich ihn beweine. Ich werde noch Zeit genug dazu haben, wenn Frankreichs Justiz mit einem Opfer sich bescheidet. Den Sohn haben sie mir genommen, mögen sie mir nun auch Leben und Reichthum nehmen: eines sollen sie mir lassen bis zum letzten Athemzuge — dich. Dein Anblick soll mir Kraft und Stärke leihen, wenn ich ermatte; dich will ich mit mir nehmen in die Gruft des letzten Chefs des Hauses Ehrenkranz."

Er rückte einen Stuhl an die Wand und nahm das Portrait herunter. Sorgsam löste er das Bild aus dem Rahmen, — so konnte er die Leinwand aufrollen und bei sich tragen.

Aber ein unerwarteter Umstand ließ ihn in seiner Beschäftigung inne halten. Zwischen dem Holze und der Leinwand ruhte ein Papier, — erstaunt zog der

Kaufmann es hervor. „An einen Ehrenkranz," lautete die Aufschrift.

„Deine Hand, mein Vater . . . und so geheimnißvoll dieser Fund . . . Wenn es die Erklärung der Sorge wäre, die deinen Todeskampf erschwerte . . . du wolltest mir eine Mittheilung machen, zu früh schlossen sich deine Lippen. Vielleicht finde ich hier Licht, kann rächen, wenn an dir gefrevelt, . . . vergüten, wenn du geirrt . . . Doch nein, vergib; nicht fehlen kannst du, mit deinem Wandel, rein wie das Sonnenlicht. Eine Ehre, die du selber mißachtet, konnte nicht deines Hauses erstes Gebot sein, das erste Gebot deines Daseins, deiner Lehre deinen Kindern."

Er riß die Hülle, welche das Document einschloß, von einander und las — —

Immer starrer ward sein Antlitz, immer aschgrauer seine Farbe; bald lachte er kurz und spöttisch auf, bald trocknete er mit der Hand die glühenden Thränen, die ihm die Augen trübten. Nun aber entrang sich ein Aufschrei der gepreßten Brust — ein Schrei, so jäh, so furchtbar, daß er durch die Thüren jenseits des Ganges drang und die Comptoiristen entsetzt von ihren Sitzen auffahren ließ. Die Herren des zweiten Zimmers, den Procuristen Helling an der Spitze, stürzten an das Cabinet ihres Chefs, — sie klopften, da sie es verschlossen fanden.

„Herr Ehrenkranz . . . um Gottes willen, öffnen Sie . . . oder sollen wir aufbrechen lassen. . . . Ist Ihnen ein Unglück zugestoßen?"

Es dauerte eine Weile, ehe von drinnen Antwort erfolgte, und die Stimme war so schwach wie die eines zarten Kindes.

„Ich danke Ihnen, mir ist wohl . . . nur ein kleiner Zufall. Bleiben Sie, ich öffne.“

Dennoch dauerte es abermals Minuten lang, ehe die Thüre zum „Allerheiligsten“, wie die Lehrlinge das Privatcomptoir des Chefs getauft hatten, sich entriegelte und die Comptoiristen dem strengen Gebieter gegenüber standen.

Sie erschraken — es war, als trete ihnen eine fremde Person entgegen. Der Mann war unsagbar gealtert in der kurzen Zeit zwischen gestern und heute, — eine Falte hatte sich um die Winkel des Mundes gegraben, eine tiefe, schauerige Falte, des furchtbarsten Seelenschmerzes unauslöschliches Memento.

„Herr Helling.“ Des Kaufmannes Stimme wollte scharf und kurz sein, wie ehedem, und doch lag ein Ausdruck der Milde darin, die ihr früher gemangelt. „Herr Helling!“

„Herr Ehrenkranz.“

„Ich . . .,“ der Kaufmann schien kaum zu wissen, was er sprach, ein Fieber mußte ihn überfallen haben, seine hagern Wangen brannten. „Ich . . .“

Er zog sein Tuch und trocknete sich die Stirne. Wie ein Trunkener schwankte er — das Personal sprang hülfeleistend heran.

„Lassen Sie . . . ich danke Ihnen. . . . Wichtigeres ist Noth. Augenblicklich nach Scharnrode! . . . Lieu=

tenant Déplacet . . . nein, Lieutenant Maubourg soll kommen . . . wichtigste Botschaft . . . Wenn er fort, soll man ihm nach. Ich muß wissen, wo er zu finden. Jetzt oder später, . . . es fordert dies des Hauses Ehre.“

„Ihr Befehl soll erfüllt werden, Herr Ehrenkranz,“ sagte Helling schüchtern. „Aber gestatten Sie uns, Sie zu Bette zu bringen. Das furchtbare Ereigniß dieser Nacht, dessen Geheimniß wir ahnen, muß Sie natürlich erschüttert haben. Schonen Sie sich . . . bedenken Sie . . .“

„Bedenken“ — wild fuhr der sonst so besonnene Mann empor, — „laßt mich nicht denken! Ein Thor, der denkt! Alles Phantom: Glaube, Vertrauen, Ehre.“

„Nicht die Ehre des Hauses Ehrenkranz und Derer, die an seiner Spitze stehen,“ unterbrach ihn beruhigend der Procurist. „Aber nun kommen Sie . . . und gleich soll zum Arzt geschickt werden.“

„Zum Arzt? Macht der meinen Sohn lebendig? Heilt er die Wunden meiner Seele? Wofür habe ich gelebt, wofür ist er gestorben?“

„Ruft einen Arzt!“ rief er aufspringend. „Die Mutter seines Kindes schafft mir, sein Kind selber . . . Jedes Recht ist verwirkt, Richter zu sein im Punkte der Ehre, seit . . . Schafft mir zugleich mit dem Lieutenant Maubourg die Anna Werner aus Scharnrode. Und Helling, und ihr Alle . . . sagt es dem Karker: die Firma soll nicht liquidiren . . . aber besondere

Bücher von heute an führen. Ich zerreiße Karker's Instruction . . . ich . . ."

Im ersten Comptoir entstand ein Aufruhr. Eine barsche Stimme mit ausgesprochen französischem Accent fragte nach Herrn Thomas Ehrenkranz, und auf die zitternd gegebene Auskunft des jüngsten Lehrlings schritt, rücksichtslos auftretend, ein Polizei-Commissar, mit der dreifarbigen Binde Frankreichs geschmückt, von zwei niedern Beamten gefolgt, dem Privat-Comptoir zu.

„Monsieur Thomas Ehrenkranz?" wiederholte er auf der Schwelle.

Wie eine Kerze aus gutem Stoffe noch ein Mal vor dem Erlöschen aufflammt in überhellem Glanze, so vollzog sich vor den Augen des erstaunten Personals eine Metamorphose mit ihrem Chef. Eine furchtbare, eine übergroße Anstrengung der geistigen Kräfte mußte dazu gehören, dem Commissar entgegen zu treten, wie Herr Thomas in diesem Augenblicke that.

„Ich bin Thomas Ehrenkranz und kenne den Zweck Ihres Kommens. Mein Buchhalter . . ."

„Ist vorläufig in Untersuchungshaft geführt, und auch Sie werden mir augenblicklich folgen, . . . ich hoffe, daß Anwendung von Gewalt nicht nöthig sein wird."

„Seien Sie unbesorgt, ich stehe zu Ihrer Disposition. Wohin führt man mich, wenn Ihnen die Antwort erlaubt ist?"

„Zum Fürsten Eckmühl und von dort wahrscheinlich nach Paris. Haben Sie Wünsche oder Anord-

nungen zu treffen? Sie werden von Seiten der Behörde respectirt und befolgt werden, so weit es zulässig. Ich muß mich Ihrer sofort versichern. Wollen Sie mir folgen?"

Der Kaufmann nahm seinen Hut und zog den braunen Reiserock an, der ihm bei der Fahrt in's Alte Land gedient hatte. „Ich bin bereit," sagte er. „Ich wünsche nur so viel Zeit von der Gerechtigkeit des französischen Gouvernements, mein Testament machen zu dürfen und eine Ehrenschuld des Hauses Ehrenkranz mit einem im Dienste Frankreichs stehenden Offizier zu begleichen. Ist dies besorgt, dann mag Frankreich gleiche Justiz am Vater wie am Sohne üben . . . Nach Paris? Ich ahne, warum. Auch Hamburger Kaufmannsblut hat seinen Werth, und der Laufgraben von Vincennes ist vom Blute des gemeuchelten Prinzen Enghien schon trocken . . ."

„Herr!" unterbrach ihn donnernd der Commissar. „Sie reden sich um Ihren Kopf . . ."

„Um Gottes willen, er ist schwer krank!" flüsterte Herr Helling dem Beamten zu. „Gnade, Schonung!"

Herr Thomas Ehrenkranz schritt vorwärts nach dem Ausgange. Das Personal, bleich und zitternd, bildete eine Gasse, ihn hindurch zu lassen. An seiner Seite ging der Commissar, die Polizisten folgten. So betrat der kleine Zug das Comptoir, so die mächtige Diele; draußen harrte ein geschlossener Wagen des Gefangenen.

Nicht ein Mal wandte der Chef das Haupt nach seinem Eigenthume zurück. Wie von einem Mechanismus bewegt, war sein Gang, hob sich nun sein Fuß, die Stufe des Wagenschlages zu betreten. Er kam nicht dazu, — ein kurzer Schrei, ein Griff nach dem Haupte, — und von einem Schlagflusse getroffen brach Thomas Ehrenkranz zusammen und stürzte bewußtlos in die Arme des französischen Commissars.

9.

Mehr als zwei Monate waren verstrichen, seit der Verrath Altmarikens den Schifferfranz und seine Genossen in die Gewalt der Franzosen geliefert hatte. Der kleine Erdhügel hinter dem Garten des Pastorenhauses, unter dem der Erschossene schlummerte, trug den ersten Schnee. Ihn deckte kein Kranz, ihn schmückte nicht Kreuz noch Stein. Lieutenant Maubourg hatte bereits den zweiten Nachfolger im Commando erhalten. Auch de la Croix' Eifer hatten seine Vorgesetzten geglaubt anderwärts besser als an der Scharnroder Deichwache verwerthen zu können. Gegenwärtig commandirte ein brutaler Mensch, ohne Bildung, hochfahrend auf Grund seiner Würde, und jeden Versuch des Hauses Ehrenkranz, dem Grabe eine Auszeichnung zu verleihen, schroff zurückweisend. An eine höhere Instanz hatte man nicht zu appelliren gewagt, ehe der Spruch

über den Chef des Hauses selber, der, ein Schwerkranker, unter Bewachung in seinem Hause lag, aus Paris eingetroffen war.

*

Es war gegen Weihnachten, als vor dem kleinen, von Anna Werner bewohnten Hause ein geschlossener Wagen hielt. Ein verwachsener alter Mann stieg zuerst heraus und war einem zweiten Herrn behülflich, der sich eines Krückstockes bediente, um die wenigen Schritte bis zur Schwelle des Hauses zurückzulegen.

Wer hätte in der, in einen dicken Mantel gehüllten, vornüber geneigten Gestalt den strammen, unbeugsamen Kaufmann, den Chef des Hauses Ehrenkranz erkannt? Und doch, er selber war es, auf seines treuen Buchhalters Karker Schulter gestützt, der aus dem Wagen gestiegen war und jetzt der dunkel gekleideten, gutmüthig aussehenden Frau mittlern Alters, die eilig an den Eingang kam, die Hand reichte.

„Sind Sie die Schwester des Pastors Holm aus Hollero?“ fragte er, „die treue Pflegerin einer Unglücklichen? Sind Sie nicht wiederholt von Scharnrode in mein Haus gekommen, leider vergebens?“

„Ich bin Agathe Holm, und wenn Sie Herr Thomas Ehrenkranz sind, so treten Sie ein. Wir sind ungestört; die arme Anna Werner ist im hintern Zimmer. Die Magd ist bei ihr, sie kann mich entbehren.

Sie öffnete das vordere Gemach; es war Anna's Wohnzimmer. Einfachheit, aber Sinn für Gefälliges und Anmuthendes, sowie höchste Sauberkeit blitzte und

leuchtete überall in dem kleinen Raume. Im Kachelofen brannte ein Feuer, behaglich das Zimmer durchwärmend.

Herr Thomas legte seinen Mantel mit Hülfe des Buchhalters ab. Nicht ohne Mitleid betrachtete das alte Fräulein die hinfällige Gestalt, welche sich aus der schweren Hülle entpuppte.

„Daß Sie kommen,“ sagte sie, „selbst kommen, Herr Ehrenkranz, ist mir ein gutes Zeichen für mich — und für sie. Denn, nicht wahr, Herr Karker hat Sie vorbereitet, weshalb ich so oft in Hamburg war? Wenn Sie das Kind, das rechtmäßige Kind Ihres Sohnes hier zu finden glauben, das seine Eltern meiner Obhut anvertraut . . .“

Ein schwerer Seufzer entrang sich des alten Herrn Brust. „Ich weiß alles,“ sagte er. „Vor drei Tagen theilte Karker, der eben seiner Haft als unschuldig entlassen, mir alles mit. Diesen Morgen traf der Spruch des Kaisers aus Paris ein. Man will in meiner Person der Hamburger Kaufmannschaft einen Beweis der Milde geben, und läßt es an einem Opfer genügen. Das Haus Ehrenkranz zahlt außer dem Verlust seines Sohnes und Erben fünfzigtausend Mark Banco, und der Proceß wird niedergeschlagen. Vor einer Stunde ward der Betrag gezahlt, die Wache entfernt . . . und ich bin hier.“

„Segne Sie Gott für diesen Weg,“ sagte Fräulein Holm weinend; „Sie kommen in Frieden.“

„In Frieden, selber friedlos, seit mein Stolz, mein Glaube . . . doch dazu kam ich nicht. Erzählen Sie

mir Näheres über das Verbrechen, das eine Elende an uns Allen verübte, und dann . . . dann will ich sie sehen."

Das Fräulein trocknete ihre Thränen. Sie berichtete, wie in jener verhängnißvollen Nacht die ihr wohlbekannte Altmariken an ihr Haus gepocht und sie zu sprechen verlangt habe. Angebend, sie sei von den Eltern des ihr anvertrauten Kindes gesandt, unter der Vorspiegelung, der Großvater wolle den Knaben sofort sehen, unter Mittheilung von Thatsachen, die sie sichtlich zur Mitwisserin der heimlich vollzogenen Ehe machten und ihrer Sendung Anrecht verliehen, veranlaßte sie die gutmüthige Dame, ihr den Knaben und sämmtliche seine Herkunft betreffenden Papiere anzuvertrauen. Die Alte nahm das warm verhüllte Kind und ging. Aber ein gewisses Mißtrauen war in dem Fräulein rege geblieben; schlaflos verging ihr die Nacht, unruhig der Morgen. Um Mittag fuhr sie nach Scharnrode. Sie traf Anna schwer krank; die erste Frage galt dem Kinde — Frage und Antwort genügten für die Ueberzeugung, daß hier ein Verbrechen begangen, daß Altmariken das Kind geraubt und sich dann aus der Gegend entfernt hatte. Alle Nachforschungen, freilich von Seiten der französischen Behörden als unwichtig nur lässig behandelt, waren bis jetzt erfolglos geblieben.

„Man muß die Nachforschungen fortsetzen," murmelte der alte Herr. „Aber der Enkel jener Alten: wo ist der Bursche? Kann er nicht Auskunft . . .?"

„Der Väter Sünde, der Enkel Fluch," unterbrach ihn die alte Dame. „In derselben Nacht des Verbrechens, vielleicht um es nicht mit der Großmutter zu theilen, scheint Friedrich Backer Scharnrode verlassen zu haben. Ein Hamburger Kauffahrteischiff, die »Medusa«, ging am nächsten Morgen von Cuxhaven nach China ab. Im Canal litt es Schiffbruch, fast die gesammte Mannschaft fand ihren Tod in den Wellen. Zu ihr gehörte nach der Aussage des geretteten Capitäns ein junger Mensch, den er kurz vor der Abfahrt an Stelle eines erkrankten Cajüten-Aufwärters angenommen und der, eben in Cuxhafen eingetroffen, ihm seine Papiere vorgelegt hatte. Sie lauteten auf Friedrich Backer aus Scharnrode . . . Es ist kein Zweifel, Altmarikens Enkel ist todt."

„Todt, todt alles!" sagte der Kaufmann wie im Selbstgespräche mit dumpfer Stimme. „Soll ich denn an Keinem vergüten können . . . an Keinem im Guten oder Bösen? . . . Auf Spaniens Schlachtfeldern der letzte Déplacet, — in des Meeres Wellen der Enkel der Verbrecherin, — mein Enkel dem Elende, dem Verderben preisgegeben, — unter Scharnrode's Erde mein Franz! Nur sie und ich sind geblieben — ich muß sie versöhnen — mir graut vor dem Alleinsein."

Er erhob sich plötzlich. „Wo ist sie?" fragte er hastig.

„Anna Werner? Soll ich sie vorbereiten, Sie zu ihr führen?"

„Zu Anna Ehrenkranz, meines Sohnes Gattin! Kein Recht habe ich, ihr diesen Namen zu verweigern. Weiß sie, daß ich komme?“

„Sie mag es ahnen; aber besser ist doch . . .“

„Nein, laßt mich; sie hat so Vieles getragen, sie wird auch meinen Anblick . . . . ein Menschenherz bricht nicht so leicht: ich hab's erfahren. Führt mich zu ihr.“

„Sei es, und Gott möge über diese Stunde walten!“ sagte die Dame, die Hände faltend.

Sie schritt voran über die Flur und öffnete das an der andern Seite nach dem Garten hinaus belegene Zimmer. Es war das Schlafzimmer Anna's, gleich schlicht wie das Wohngemach, aber auch gleich anmuthend und ganz behaglich durchwärmt.

Seit einigen Tagen hatte Anna das Bett verlassen dürfen. In einem einfachen, langreichenden Rock von schwarzem Wollenstoff gekleidet, saß sie am Fenster und blickte in Sinnen verloren auf den Schnee, der draußen Weg und Rasen deckte.

Als Fräulein Holm das Zimmer öffnete, war die Kranke allein; sie hatte die Magd weggeschickt, um ungestört zu grübeln. Jetzt fuhr sie wie erschreckt empor. Ein Gefühl des tiefsten Mitleids, das er früher nie empfunden, überkam Thomas Ehrenkranz: wie hatte eine kurze Spanne Zeit dies Antlitz gewandelt!

„Anna,“ nahm Fräulein Holm mit ihrer milden Stimme das Wort, „ich bringe einen Besuch, trost-

bedürfend, kommt er, Trost zu spenden. Ihr tragt ein gemeinsames Leid."

Anna fuhr empor — wie abwehrend streckte sie beide Arme vor. „Sein Vater, . . . der harte, reiche Mann!?"

Langsam kam Thomas Ehrenkranz auf sie zu.

„Sein Vater," sagte er, und bei dem Tone seiner Stimme sanken der Erregten Arme, wie prüfend erst; dann ruhte ihr Blick mitleidig auf dem alten Manne.

„Sein Vater," wiederholte der Kaufmann, „deines Franz Vater, Anna! Aber nicht der harte, nicht der reiche Mann. Mehr als das Unglück, hat ein Schlag, der meine Ehre vernichtet, wenigstens in meinen Augen, mich gelähmt und meinen Stolz gebrochen. Und mein Reichthum, Anna? Eine Ehrenschuld verschlingt, was Haus Ehrenkranz seit Jahren erwarb. Mit fremdem Gute arbeitete es seit seiner Gründung. Anna, ein neues Geschäft begann Thomas Ehrenkranz am Tage jener unseligen Entdeckung, unselig, weil der Einzige, an dem er gut machen könnte, was ein Ehrenkranz verschuldet, begraben liegt auf dem Schlachtfelde von Valencia. Millionen fallen als Sühne milden Stiftungen nach meinem Tode anheim. Jenes neuen Geschäftes Früchte aber soll einst meines Franzens Knabe ernten. Gott wird uns beistehen, ihn zu finden . . . deinen Sohn, Anna, meinen Enkel!"

Anna machte eine Bewegung, als wolle sie zu Herrn Thomas' Füßen sinken. Aber den Stock fallen lassend,

zog der Kaufmann sie an seine Brust, und zum ersten Male seit der Kindheit Jahren quollen Thränen aus seinem Auge. Sie netzten Anna's bleiche Stirne: Herr Ehrenkranz — erprobt wie Stahl, fest wie Stahl noch vor wenigen Wochen — er weinte.

10.

Geschwind, ihr Leute, noch diese Guirlanden als Ketten zwischen die Bäume, dann die Schwelle mit Blumen bestreut, und wir sind fertig. Auch meine Arbeit ist gethan."

Der junge, etwa zwanzigjährige Mann in leichter Blouse von grünem Stoff stieg von der Leiter hernieder, die an der Thüre eines kleinen Pavillons stand, über dessen Eingange er ein wahres Kunstwerk, aus Blumen gebildet, befestigt hatte, das im Mittelpunkte die Buchstaben M. P., von einer Krone überragt, zeigte.

Unterdessen schmückten die geschäftigen Hände eines Theiles der Dienerschaft des alten Grafen Perronet mit Fähnchen und Guirlanden das Rondell, welches durch eine Gruppe mächtiger Buchen gebildet wurde. In der Mitte desselben erhob sich der kleine, zierlich gebaute Pavillon, bei welchem die Wege des geräumigen Gartens zusammenliefen, der das kleine Schloß des Grafen in der Nähe von Marseille umgab.

Der junge Mann aber betrachtete jetzt mit dem Stolze des Schöpfers dieser Arbeit ihre Wirkung; dann aber wandelte sich der heitere Ausdruck des Antlitzes, das für seine Jahre überhaupt zu ernst erscheinen mochte, und ein sinnender, fast trauriger Zug lagerte sich darauf.

Die Leute mochten an das Sinnen und Träumen des jungen Mannes gewöhnt sein; sie ließen ihn ruhig gewähren. Nur ein Gärtnerbursche, erst frisch in den Dienst getreten, wagte, auf ihn mit dem Finger deutend, eine Bemerkung. Eines der Mädchen aber wies ihn zurecht: „Laß den Henri," sagte sie leise; „er ist so gut und geschickt zu allem und so klug, wie keiner von uns, obwohl er eigentlich nicht viel mehr ist, als wir selber. Und seine Großmutter gilt viel bei dem Herrn Grafen; sie ist eine »weise Frau«, mit der Keiner es gern verdirbt. Sie soll vor langen Jahren mit ihrem Enkel eingewandert sein und hat nach langem Herumstreifen hier ein Unterkommen gefunden. Sie hat nämlich den nun verstorbenen Sohn des Herrn, dem die Aerzte nicht helfen konnten, von einer Schußwunde geheilt."

Sie hätte noch weiter geplaudert; aber der junge Mann in der Blouse wandte sich eben zu ihr. Er hatte einem der Knechte gewinkt, die Leiter zu entfernen, und dieser leistete willig dem Befehle Folge.

„Ich denke," sagte er, und seine Stimme hatte einen weichen, sympathischen Klang, „Comtesse Melanie wird sich freuen, wenn sie ihr Lieblingsplätzchen betritt, und die Ueberraschung findet, die wir ihr bereitet. Sie kommt ja jeden Morgen zur gewohnten Stunde zum Pavillon, sie wird's auch heute nicht unterlassen. Nicht, Katherine? Du weißt es vielleicht?"

„Ich weiß, sie kommt sicher, Monsieur Henri," erwiderte das Mädchen, die Schwester der Zofe der Comtesse. „Sie sprach noch gestern Abend mit meiner

Schwester davon, obwohl der Herr Graf, ihr Großvater, eigentlich dagegen ist. Es soll in der Nähe nicht geheuer sein," fuhr sie, ihre Stimme dämpfend, fort. „Bei dem Obersten Maubourg haben wieder nächtliche Versammlungen stattgefunden, und dem Marquis von Croizy ist eine Mühle angezündet worden. Damit man wisse, durch wen es geschehen, haben sie einen Zettel hinterlassen: Die Rächer des Todten seinen Feinden."

„Elende Brandstifter!" fuhr der junge Mann auf. „Und noch elender die, welche den Namen eines Mannes wie Maubourg mit Thaten der Finsterniß mischen. Will man ihm aus seiner Verehrung für Napoleon, unter dem er für sein Vaterland kämpfte, dem er Würde und Besitz dankt, ein Verbrechen machen? Weil er, ein Sonderling, von der Welt zurückgezogen lebt, muß man ihn zum Schützer eines Complotts von Brandstiftern hinstellen? Das ist eine Erbärmlichkeit. Nicht Jeder vermag die Gesinnung gleich einem Mantel zu wechseln, dem Winde dienend, der eben bläst."

In den politischen Regionen hieß damals die Parole: „Bourbonen und Restauration". Ludwig XVIII. saß auf Frankreichs Herrscherthron; die Sonne von Austerlitz beleuchtete das Felsengrab St. Helena's, das steinerne Bett des todten Titanen. Zertrümmert waren in einer kurzen Spanne Zeit Dynastien und Geschlechter, Reiche und Personen; Demuth erhob triumphirend das Haupt; Triumph lag geknechtet im Staube. Gewechselt hatten Moden wie Parteien: neue Sitte, neuer Geist, neue Jugend.

Noch hatte Henri nicht vollendet, als eine jugendlich klingende aber harte Stimme die Versammelten, welche eifrig des jungen Mannes Worten gelauscht hatten, auseinander sprengte.

„Wer untersteht sich hier, Feinde des Vaterlandes zu verherrlichen?“

Vom Ausgange der Allee, die in den Baumkreis führte, trat ein junger Mann von etwa vierundzwanzig Jahren in das Rondell. Er war von untersetzter Statur; in seinem Gesichte prägten auf der niedern Stirne, in den kleinen grauen, tückisch blitzenden Augen und den aufgeworfenen Lippen Brutalität und Sinnlichkeit vereint ihre Zeichen.

„Der Herr George!“ flüsterten die Leute und wichen scheu zurück. Nur Henri blieb an seinem Platze. Ruhig maß er den Kommenden, dann neigte er leicht das Haupt: es war immerhin ein Verwandter des Gutsherrn, der ihm gegenüberstand.

Der Chevalier George von Déblas lebte seit zwölf Jahren im Hause des Grafen Perronet. Als Waise, das Kind weitläufiger Verwandten des Hauses, hatte der damals schon alte Herr ihn aufgenommen. Rasch hatte der Knabe die Gunst seines Beschützers sich zu erringen gewußt, der nach dem Tode des Sohnes in ihm den Stamm der Familie fortblühen sah. Freilich schien Graf Perronet auch der Einzige, der Zuneigung für einen Charakter zeigte, der in verjüngtem Maßstabe sein eigener war. Die Dienerschaft verabscheute ihn als Ränkemacher und Angeber. Die Enkelin des Grafen,

die Comtesse Melanie, der er schon in früher Jugend aufdringliche Huldigungen widmete, mied ihn instinctmäßig. Dennoch ging die allgemeine Rede, daß der Chevalier George zum Gemahl der Enkelin des Gutsherrn bestimmt sei, um das erlöschende Geschlecht neu zu beleben.

„Wären Alle, die dem Kaiser Napoleon treue Erinnerung bewahren, Feinde des Vaterlandes,“ entgegnete der junge Mann in achtungsvollem Tone, „dann wären Viele Verbrecher, welche das Großcordon der Bourbonen heute schmückt. Der Oberst Maubourg aber, führte mein Amt als Inspector des Gutes oder ein Zufall mich mit ihm zusammen, bewies mir jederzeit die freundlichste Theilnahme, und wie Jeder, der mit ihm zu verkehren Gelegenheit hatte, bezeichne ich seine Gesinnungen als die eines Ehrenmannes.“

„Der Bursche spricht, als ob er ein Urtheil hätte,“ rief George, spöttisch die Lippen aufwerfend. „Was weiß er von Ehre?“

Henri ward blaß. „Genug, Herr Chevalier, um zu begreifen, daß es eine Unehre für einen Edelmann ist, eine solche Frage zu thun. Nicht Adel, nicht Geburt allein gibt Ehre! Es gibt eine Ehre des Geistes und der Bildung, und zu ihr strebe ich.“

„Ach, ich vergaß, der Henri ist ein Poet,“ rief George höhnisch. „Wir sind ihm manche heitere Stunde schuldig. Noch sein letztes Sinngedicht auf den scheidenden Sommer, das er auf den Befehl meiner Cousine, der Comtesse . . .“

„Die Comtesse Melanie, ein Engel gegen die geringsten ihrer Leute, befiehlt nicht, Herr Chevalier," unterbrach ihn Henri erglühend.

„Ah, es ist wahr, Dichterseelen müssen geschont werden; nun, gleichviel. Also das Gedicht wurde gestern bei der Tafel von meiner Cousine zum Besten gegeben; sie konnte den närrischen Inhalt vor Lachen kaum vortragen."

Ein erstickter Schrei entrang sich der Brust des jungen Mannes, seine Faust ballte sich krampfhaft; er machte eine Bewegung, als wolle er auf den Chevalier losstürzen. Aber noch zu rechter Zeit bezwang er sich.

„Das ist eine Lüge, das hat die Comtesse nicht gethan!"

Der Chevalier hatte sich von ihm abgewandt und die buntfarbige Blumenkette ringsum mit verächtlichen Blicken gemustert. „Sind wir in einem Theater?" rief er. „Was soll der Plunder? Fort damit, ehe die Comtesse kommt! Sie muß gleich hier sein. Wer gab Befehl dazu?"

„Liebe und Anhänglichkeit," erwiderte Henri. „Die Leute des Hauses ersuchten mich, ihnen ein Mittel anzugeben, ihrer Verehrung für die junge Herrin Ausdruck zu geben; ich rieth ihnen, ihre Lieblingsstätte mit duftenden Blumen zu der Feier des heutigen Tages zu schmücken und ihren Pfad mit Blumen zu bestreuen."

„Die Dienerschaft hat zu gehorchen, nicht zu verehren und ohne Erlaubniß diese Verehrung zur Geltung zu bringen!" rief der Chevalier. „Man hat weder bei

dem Grafen noch bei mir angefragt. Nehmt den Plunder ab!"

Ein Murmeln des Unwillens ward in dem kleinen Kreise derer laut, die noch den Muth gehabt, zu bleiben; die meisten hatten sich bereits entfernt, für ihre Stelle fürchtend.

Dicht an den Chevalier trat Henri, seine Stimme bebte vor Erregung. „Herr Chevalier, ich bitte Sie, Ihrer Cousine halber, diesen Schmuck nicht entfernen zu làssen."

Der Edelmann drehte ihm den Rücken. „Hole die Leiter," herrschte er einem Gärtner zu, der ihm zunächst stand, „und säubere die Thüre von dem bunten Zeug!"

„Herr Chevalier," leidenschaftlich klang Henri's Ton, „ich will Antwort! Was that ich Ihnen? Warum verfolgen Sie mich mit Ihrem Haß? Sie sollen, Sie müssen mir Rede stehen. Väter, die Ihnen glichen, führten ihre Enkel zum Schaffot."

„Was ist das! . . . Will der Bursche drohen?" rief der Chevalier. „Wirken die Lehren des Maubourg, dieser Burg-Eule, schon? Ist des Grafen Perronet Besitz vielleicht das nächste Ziel der elenden Rächer des elenden Todten? Noch heute soll mein erlauchter Verwandter von diesem trotzigen Wesen hören und ihn sammt der alten Hexe von Großmutter zum Teufel jagen."

„George Déblas, George Déblas, beschwöre nicht den bösen Geist! Er steht hinter dir, und seine Hand packt deinen Nacken."

Der Chevalier fuhr zusammen bei dem Klange der schrillen Stimme, die in gebrochenem Französisch kurz abgestoßen diese Worte rief. Er wandte sich um. Hinter ihm stand, auf ihren Krückstock gestützt, die gebeugte Gestalt einer zusammengeschrumpften, alten Frau mit pergamentnem, runzelvollem Antlitze, aus dem zwei schwarze Augen wie Kohlen dem jungen Manne entgegen glühten. Es war die Großmutter Henri's, die weise Anna, die einst mit ihrem Enkelkinde an der Hand, vom Kriegsdrang, der Europa erschütterte, aus ihrer Heimath vertrieben, nach Perronet gekommen war, wo sie eine bleibende Stätte fand.

„Hüte dich, an die Blumen zu rühren mit frevler Hand," fuhr sie fort. „Blumengeister weben am Lebensbande des Grafen Perronet! Tödtest du sie, welkt sein Dasein, wie die Hand verdorrt, die sie berührt."

Gezwungen lachte George auf.

„Aberglaube," sagte er. „Nun," fügte er halblaut hinzu, „ich hoffe, die Zeit ist nicht fern, wo Hexen und Hexenbrut über Perronet's Grenze gejagt werden."

Dem feinen Ohr der Alten war die Bemerkung nicht entgangen. „Du meinst, wenn du Herr bist auf Perronet?" fragte sie höhnisch. „Laß dir's sagen: nimmer wirst du's, mein feines Herrchen, nimmer! Deine Aussichten zerstieben wie Spreu vor dem Winde, und den du hassest und mißachtest, weil er besser und klüger ist als du, er wird reich und groß und geliebt

sein. . . . Das Schicksal, George Déblas, das Schicksal! . . . Dorthin blicke!"

Sie wies mit ausgestrecktem Finger in die Allee. Ein junges Mädchen, von einer Zofe begleitet, war den Gang entlang gekommen und trat rasch in das Rondell. Es war die Comtesse Melanie Perronet, die Enkelin des Besitzers des Gutes, eines der treuesten Anhänger der Bourbonen. Eine liebliche Erscheinung mit dem Ausdruck von Herzensgüte und unbewußter Anmuth war es, die zu der Alten trat und die feine, weiße Hand auf ihre Schulter legte.

„Du prophezeist ja große Zukunft," sagte sie mit silberheller Stimme. „Wem gilt die Prophezeiung, Mutter Anna?"

Die Alte trat einen Schritt zurück. „Wem meine Prophezeiung gilt? Ihm . . . und dir!"

„Mir?" Wie Verwirrung zog es durch des jungen Mädchens Antlitz. „Ich bin zufrieden mit meinem Loose. Aber ihm, Euerm Enkel, dem Henri, gönne ich's von Herzen; er verdient es. Ueber seine Fähigkeiten mag das hohe Lob des Intendanten Urtheil sein. Ich danke dem sinnigen Dichter, der seine Aufgabe so herrlich gelöst. Lieber Henri, Ihr Gedicht, so warm empfunden, so sinnig, hat mir Thränen entlockt."

Sie reichte Henri die Hand; der junge Inspector beugte sich nieder und zog sie an seine Lippen. Dann suchte sein Auge den Chevalier, — er war verschwunden.

Jetzt erst fiel der Comtesse der Blumenschmuck des Platzes auf. Sie errieth den Urheber, und reinste Freude

prägte sich in ihrem Antlitz aus. Für Jeden hatte sie ein gutes Wort, für Jeden einen Dank; dann entließ sie die Versammelten und begab sich in das Innere des Pavillons, dort in stiller Einsamkeit zu arbeiten.

Unterdessen begleitete Henri Walter, der junge Inspector, seine Großmutter nach dem kleinen Hause, das sie sich bald nach ihrer Ankunft auf Perronet im Dorfe gekauft, und dessen Erdgeschoß seine eigene Wohnung bildete. Als er Miene machte, mit ihr einzutreten, blickte sie ihn erstaunt an. Schweigend hatten Beide den Weg zurückgelegt; nun fragte sie: „Hast du nichts auf dem Schlosse zu thun, gibt's keine Arbeit bei dem Intendanten?"

„Es ist noch früh, Großmutter, und ich habe mit dir zu reden. Willst du mich hören?"

Die Alte schien befangen. „Eigentlich möchte ich kaum," entgegnete sie. „Aber du bist einmal da . . . und ich sah diese Stunde kommen. Sie konnte nicht ausbleiben. So mach' es kurz."

Mit diesen Worten trat sie über die Schwelle des Zimmers, das ihr Enkel sich eingerichtet. Der niedere Raum war von peinlicher Sauberkeit; eine dunkele Ledertapete deckte die Wände, deren eine ein fast bis zur Decke reichendes Büchergestell trug, welches Deutschlands und Frankreichs Klassiker nebst Werken kaufmännischen Wissens enthielt. Ein Geist der Ordnung ohne Pedanterie, und der Geschmack einer regen Phantasie ohne Uebertreibung herrschte rings in der einfachen Ausstattung.

Auf dem kleinen, mit schwarzem Leder bezogenen Divan ließ sich die Alte nieder. „Sprich!“ sagte sie kurz. „Es ist zwar eigentlich unnöthig: ich weiß, was du sagen willst.“

Wie um seine Gedanken in Worte zu fassen, war Henri auf und nieder gegangen; jetzt blieb er vor ihr stehen. „Großmutter, mir preßt's das Herz ab; ich kann nicht anders, ich muß fort, — je weiter, um so besser. Laß mich gehen.“

Ein schmerzlicher Zug lagerte sich um die Lippen der alten Frau. „Der Zweite,“ murmelte sie vor sich hin, „der Zweite.“

Dann, das gesunkene Haupt erhebend, fuhr sie fort: „Ich kannte einst einen jungen Burschen, der war mir lieb wie du, und nimmer, nimmer glaubte ich, daß er mich lassen und mir nicht die Augen zudrücken würde daheim im deutschen Vaterlande. Aber es kam anders, — er verließ mich und starb und verdarb, um der Liebe willen! . . . Henri,“ beide Arme streckte die Alte ihrem Enkel wie flehend entgegen, „wahnwitzig nennen mich die Menschen: ich bin es nicht. Nur zu gewissen Zeiten verwirrt sich mein Geist, bei eines Jahrestages Wiederkehr — aber ich würde dem Wahnsinn verfallen, Henri, gingst auch du von mir, ließest mich allein, allein unter Fremden, um eines Mädchens willen! Henri, du liebst die Comtesse Melanie, unseres Herrn Enkelin!“

„Großmutter!“ Im Antlitze Henri's flammte es loh auf.

Die Alte erhob sich. Vor den Enkel tretend, sah sie ihm starr in's Antlitz. „Willst du's leugnen?"

„Nein," rief der junge Mann in überwallendem Gefühle, „nein, ich leugne es nicht. Ich liebe, ich, der Namenlose, der Dienende, liebe das Kind des alten Grafengeschlechtes .... und kann nicht lassen von dieser Liebe."

„Und hoffst du zu vergessen, wenn du fliehst?" Wie eines Richters Stimme klang der strenge Ton der alten Frau.

Henri neigte das Haupt. „Ich hoffe," sagte er leise.

„Und warum bittest du mich nicht, mit dir zu gehen, gleichviel wohin? Weshalb lässest du mich hier bei dem alten jähzornigen Edelmann, der mich nur duldet, weil er mich fürchtet, und dich, weil er dich braucht, und bei dem heimtückischen George Déblas? . . . Ich will's dir sagen," fuhr die Alte fort. „Der Ehrgeiz stachelt deine Liebe, — dein Jugendblut spiegelt dir glanzvolle Bilder vor. Aber Träume sind Schäume. Du willst in die Welt hinaus, deine Kenntnisse verwerthen, reich werden, geehrt . . alles wie im Zauberfluge, und heimkehren in der Carosse, und — was thuts? — an dem einsamen Grabe der verlassenen Alten vorbei um das Grafenkind freien. Du hast dir deinen Plan darauf gebaut, daß die Verhältnisse des Hauses zerrüttet und morsch sind. Aber hättest du auch einen Brunnen Goldes . . . so lange der alte Graf lebt, wird Melanie nimmer dein."

„Wahnsinnig nennen Euch die Menschen, meint Ihr, Großmutter," sagte Henri; „aber sie nennen Euch auch zugleich eine Prophetin. Und wahrlich, wie eine Seherin vermögt Ihr in der Menschen Seele zu lesen. So werdet Ihr auch in der meinen lesen, ob ich's tragen kann, Melanie als die Gattin des übermüthigen Edelmannes zu sehen, ob ich in ihren Augen mich länger von einem Buben entwürdigen lassen darf."

Die Alte hatte ihm ruhig zugehört. Jetzt, da er zu Ende war und in einem tiefen Athemzuge seine Erregung zu dämpfen suchte, sagte sie: „Hast du's getragen so lange, Henri, — trag's noch eine Weile. Nicht lange dauert es, bis sie mich zum Kirchhof führen, — dann bist du frei wie der Vogel in der Luft und kannst dein Glück versuchen. In meiner Truhe, im Eisenkästlein liegt's für dich bereit."

„Großmutter!" — der junge Mann faßte die welke Hand der alten Frau. „Und warum nach deinem Hingange? Warum umgibst du mich mit einem Schleier, der meine Zukunft deckt wie meine Vergangenheit? Ich danke dir so viel. Aus deinem eigenen Munde hörte ich, daß du mit Lebensgefahr mich aus der von feindlichen Kugeln entzündeten Hütte rettetest, die das Grab meiner armen Eltern war. Keine Mühe spartest du, kein Opfer, fiel es auch noch so schwer, meinen Geist zu bilden und den Drang zu schönem und nützlichem Wissen zu befriedigen. Warum soll ich das Einzige missen — Klarheit über mich selber? Ich muß sie haben, Großmutter, ich lechze danach! Denn

sieh, so weit ist's schon gekommen, daß ich zweifle an dem, was mir am heiligsten sein sollte, — an deiner Liebe. Mehr als ein Mal, noch als Knabe, überkam mich das Gefühl, als müsse ich dich hassen, trotz aller deiner Opfer und Sorgfalt; als seiest du wirklich eine Hexe des Märchens, die ein armes Kind geraubt und sich an seinen Qualen weidet, an der verlassenen Eltern Elend ergötzet. Und das Gefühl, — verzeih, verzeih — noch heute ist's nicht überwunden."

Die alte Frau zitterte am ganzen Körper. Stier ruhten ihre Blicke auf Henri eine lange, lange Weile; dann verbarg sie mit beiden Händen ihr Antlitz.

Eine tiefe Stille herrschte in dem kleinen Raume, ab und zu von dem schweren Aufathmen der Greisin unterbrochen.

„Henri," sagte die Alte endlich, „einen Stachel hast du in mein Herz gedrückt, den kaum der Tod daraus entfernen kann. Lieber hätte ich dich wandern lassen und wäre allein geblieben, — zum zweiten Male allein, als diese Worte von dir zu hören! Aber nicht umsonst sollst du sie gesprochen haben. Eine Kluft hat sich aufgethan zwischen uns, die sich nimmer schließt; mag sie mich verschlingen! Ich muß einig sein mit mir selber, ruhig werden. Nicht in des Blutes Wallung wollen wir uns gegenüberstehen in entscheidender Stunde. Drei Tage laß verstreichen, dann, in derselben Stunde wie heute, will ich dir Rede stehen. . . Und nun geh, geh an deine Arbeit; ich muß allein sein."

Der junge Mann versuchte abermals die Hand der Greisin zu fassen; sie ward ihm nicht entzogen, aber die gekrümmten Finger waren starr und kalt wie Eis.

„Großmutter,“ sagte er zögernd, „wenn ich dir Unrecht gethan, dich gekränkt . . .“

„Geh!“

Henri kannte der Alten Art. Er neigte in stummem Gruße das Haupt und ging.

In wilder Verzweiflung lachte die Greisin auf, als sich die Thüre hinter ihm geschlossen; denselben Ausdruck trug ihr Antlitz, den es hatte in jener Nacht, da Altmariken durch ihres Enkels Brief dessen Opfertod erfahren. „Drei Tage,“ murmelte sie, „drei Tage, dann wird er mich verfluchen! Ich fühl's, der Wahnsinn kommt und das Tollhaus, — und alles ist glücklich, alles, — und sie lachen Altmariken aus, die in der eisernen Jacke tobt. Friede's Grab gibt den Todten nicht wieder! Wofür habe ich gesündigt? . . Für wen?“

Die Erstarrung bemächtigte sich ihrer. Unbeweglich, in sich versunken, saß sie da; man konnte sie für eine Mumie halten.

11.

„Darf der Vetter die Einsamkeit der holden Cousine durch seinen Glückwunsch stören?“

George's Hand klopfte an den Eingang des Pavillons; zugleich aber trat der Chevalier ein, ohne die

Erlaubniß der Besitzerin abzuwarten. Das Innere des Pavillons bestand aus einem einzigen runden Gemache, einfach, aber geschmackvoll ausgestattet. Duftende Blumen, ein geöffneter Flügel, halb beendete Stickereien, ein Gemälde auf zierlicher Staffelei zeigten, daß ein Anmuth liebendes und Anmuth verbreitendes weibliches Wesen sich diesen Platz zum Lieblingsaufenthalte erkoren.

Unthätig, die angefangene Handarbeit in den Schooß gesenkt, saß Melanie an einem der nach dem Parke gehenden Fenster, halb von den Falten des blauen Seidenvorhanges verborgen. Sie hatte die Zofe entlassen, um ungestört ihren Träumen nachzuhängen; wußte sie sich doch im Eigenthume ihres Großvaters vor jedem unberufenen Störer sicher.

Nun fuhr sie jäh empor, — ihre Züge, die vorhin einen wehmüthigen, fast schmerzlichen Ausdruck getragen, wurden streng und hart.

Sie erhob sich. „Ich danke Ihnen, George," sagte sie kalt, „für Ihre Absicht freilich mehr, als für Ihr Kommen. An welchem Tage hätte man mehr Bedürfniß, seinen Gedanken über Vergangenheit und Zukunft ungestört nachzuhängen, als am Jahrestage seiner Geburt? Gönnen Sie mir dazu die nöthige Sammlung."

Der Chevalier verbiß seinen Grimm. „Ihre Vergangenheit verfloß ruhig und glücklich," sagte er, ohne den Wink der Comtesse zu beachten, „und Ihre Zukunft . . . nun, ich hoffe, daß die Sorgfalt und Liebe, die Ihre Schritte stets gelenkt, ferner Sie umgeben

wird. Und meine Liebe, Melanie, . . . die Liebe eines Freundes, Bruders, Gatten . . ."

„Nicht weiter, Herr Chevalier!" Würdevoll richtete das junge Mädchen sich empor. „Was berechtigt Sie zu dieser Sprache?"

„Ihr achtzehntes Jahr, Melanie, das Sie heute beginnen: meist das Verlobungsjahr der Damen unseres Hauses . . . der Wille des Grafen Perronet, der mich gesandt, und . . ." Er machte einen Versuch, als wolle er Melanie zu Füßen sinken; aber der Ausdruck der Abneigung und der Verachtung, der sich unverkennbar in des jungen Mädchens Antlitz spiegelte, schreckte ihn zurück.

„Ist des achtzehnten Jahres Beginn der Tag der Selbständigkeit und der Reife der Damen unseres Hauses," erwiderte sie, „so vernehmen Sie meine Antwort: nie webt die Sympathie ein Band zwischen uns, Chevalier George Déblas . . . heucheln kann ich nicht. Vielleicht ändern Jahre Ihren Charakter, Ihre Neigungen; dann würde Melanie Perronet Sie gern als Freund willkommen heißen, — als Gattin niemals!"

Das Antlitz des Chevaliers färbte sich dunkelroth. „Hüten Sie sich, Mademoiselle," sagte er mit erstickter Stimme; „Sie haben dem Willen Ihres Großvaters zu gehorchen!"

„Der Graf Perronet hat kein Recht an meiner Seele. Nur den Mann, den ich achte, kann ich lieben; eines Ungeliebten Gattin werde ich nie!"

„Romantische Grillen! Freilich, könnte der Chevalier George zierliche Verse drechseln, wäre er ein Universal-Genie, umgäbe seine Herkunft ein geheimnißvolles Dunkel, wie die Geburt des flachsköpfigen Bastards, der alten Hexe Enkel . . .“

Wie befehlend erhob die Comtesse die Hand. „Kein Wort weiter, mein Herr, wenn ich Sie, freilich ungern genug, auf meines kleinen Eigenthums Schwelle dulden soll — zu der ich Sie nicht geladen. Dem Verwandten räume ich das Recht ein; dem Edelmanne, der einen Abwesenden, ihm gegenüber Wehrlosen beschimpft, der ihm überlegen an Würde, Sitte und Wissen, dem verbiete ich diese Stätte!“

George ward leichenblaß, er biß sich auf die Lippe, daß das Blut hervorquoll.

„Erkennen Sie meiner Liebe Größe, Melanie,“ sagte er dann schmeichelnd, „daran, daß ich diese Beleidigung, nicht die erste, Ihnen vergebe. Ich weiß, Ihre Worte sind anders gemeint, als gesprochen. Den heutigen Tag soll kein Mißton trüben! Seien Sie heiter. Der Graf Léonard kommt hierher, und er ist nicht allein.“

In der That waren seit wenigen Augenblicken Stimmen laut geworden. Eine kleine Gesellschaft, aus zwei ältern Herren und verschiedenen jungen Herren sowie Damen in leichten, eleganten Toiletten bestehend, näherte sich dem Pavillon, die Jüngern in heiterer Stimmung — hell klang das Lachen durch des Morgens Stille — die alten Herren in ernstem Gespräche.

Der eine von ihnen war der Marquis von Courtenay, ein Gutsnachbar des Grafen und eben so eifriger Royalist als dieser; zwei Söhne und eine Tochter desselben befanden sich in dem nachfolgenden jugendlichen Kreise. Der Andere war Graf Léonard Perronet selber.

Achtzig Jahre fast waren an dem nur von spärlichen weißen Haaren noch bedeckten Haupte des alten Herrn vorübergezogen; sie hatten die hagere Gestalt gebeugt, nicht gebrochen. Noch immer verrieth das Auge unter den weißen Brauen den Ausdruck leidenschaftlicher Aufwallung, wie die ganze Erscheinung des Edelmannes keine Spur der einem Greise eigenen Würde an sich trug. Härte und Jähzorn spiegelten sich in den gefurchten Zügen von pergamentener Färbung.

Nun öffnete er die Thüre des Pavillons. Auf den Blumenschmuck, der sie zierte und den eben die kleine Gesellschaft bewunderte, hatte er nicht geachtet. Melanie kam ihm entgegen; weder in den Zügen des alten Herrn noch in denen der Comtesse lag ein Ausdruck von Zuneigung oder innigem Gefühl: Großvater und Enkelin waren einander stets fremd gewesen.

„Mir ahnte, daß ich trotz meines Verbotes dich hier finden würde,“ sagte er scharf. „So führte ich die lieben Freunde, die trotz der frühen Stunde sich vereint, dir Glück zu wünschen, hierher . . . Ich sehe,“ fuhr er fort, auf George blickend und die schmalen farblosen Lippen verziehend, „man kam uns zuvor.“

„Ja, Großvater, die Liebe und Anhänglichkeit unserer Leute hat unter Herrn Henri's Rath und Leitung mir eine große Freude bereitet; sie war das Vorspiel zu der neuen Ueberraschung, für die ich Ihnen und den lieben Freunden von Herzen danke."

Sie verneigte sich tief vor dem alten Herrn und seinem Begleiter. Dann mischte sie sich in den Kreis der jungen Leute, der sie umringte; mit ihnen trat sie in's Freie. George schloß sich ihnen an, einsilbig, verbissen — noch hatte er seinen Grimm nicht zu überwinden vermocht. Die beiden alten Herren aber traten in den Pavillon.

Der Graf ließ sich auf dem kleinen Divan nieder, der in einer Nische angebracht war und einen bequemen Platz zu traulichem Zwiegespräche darbot; neben ihm nahm der Marquis seinen Sitz.

„Sie bringen mir gute Botschaft aus Paris?" nahm der Greis das Wort. „Ich danke Ihnen, Marquis. Die junge Welt ist mit sich beschäftigt, wir können uns frei aussprechen. So weiß Paris, weiß Se. Majestät von den Frevelthaten, welche eine elende Bande, hinter der freilich höhere Organe stehen, an den getreuesten Unterthanen des Hauses Bourbon geübt?"

„Unser Monarch weiß alles, Graf; er ist entrüstet und von Theilnahme bewegt. Ich hatte eine eigene Audienz in dieser Sache und nannte ihm die Namen derer, die Sie mir als des Geheimbundes Seele und Triebfeder bezeichneten und die mir selber verdächtig sind."

„Und unter diesen hoffentlich den Obersten Maubourg in erster Reihe!“ sagte hastig der Greis. „Ehe nicht diese Eule aus ihrem Neste getrieben, ist keine Besserung zu hoffen. Seine Grundsätze, die er freilich Keinem aufdrängt, aber auch Keinem verhehlt — halb republikanisch, halb imperialistisch, — seine offenbare Abneigung gegen das Bourbonenthum, dem er sofort nach der Restauration den Dienst quittirte, verderben und verpesten die Gegend weit und breit. Mich wundert, daß die »Rächer des Todten« wie die Buben sich nennen, mir noch keinen Streich gespielt; aber,“ seine Augen blitzten, „sie kennen den Grafen Perronet.“

Der Marquis lächelte. „Sie behalten sich, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, die leckersten Bissen zum Dessert,“ sagte er. „Hüten Sie Ihre Ernte; ich glaube, sie ist bald fällig, wie ich im Vorübergehen sah.“

„Wenn die Schurken sie anzündeten, heimlich, unerreichbar!“ Etwas wie Furcht ging durch des alten Mannes Antlitz. „Sie ist dem Juden Mose schon im Voraus verpfändet. Es sind böse Zeiten, Marquis; mein Haushalt, der einem Anhänger König Ludwig's Ehre machen soll, meine kleinen Spiel- und Jagdleidenschaften kosten Summen. Das Haus Perronet, dessen Namen ich seit dem zweiten Jahre meines Lebens führe, ist nicht übermäßig reich. Ein elender Betrüger soll mir ein Vermögen geraubt haben, das mir nach meines Vaters Tode, der einen andern Namen trug, zugefallen wäre; er floh mit anvertrautem Gelde, mein Vater starb arm und gebrochenen Herzens. Ein Bru-

der, den ich nie gekannt, ist wahrscheinlich schon als Knabe gestorben und verdorben. So bin ich auf meines Gutes Erträgniß angewiesen — und die Gnade Sr. Majestät sendet Strahlen, aber keine goldenen."

Der Marquis lächelte. „Sie haben Recht," antwortete er, „um so mehr, da ich einer neuen Auszeichnung Ueberbringer bin. Dies Papier," er zog ein mit königlichem Siegel versehenes Papier aus der Brusttasche, „von Sr. Majestät unterzeichnet, ernennt den Grafen Léonard von Perronet zum Generalcommissar des Verfahrens gegen den sogenannten Bund der Rächer des Todten. Es gibt ihm unbeschränkte Vollmacht zur Verhaftung ihm verdächtiger Personen, ohne Ansehen des Ranges, und zur Durchsuchung ihres Eigenthumes. Ein Detachement königlicher Truppen, das morgen aus der nächsten Garnison unter Führung eines Offiziers eintreffen wird, ist zu Ihrer freiesten Disposition gestellt."

Des Grafen Augen flammten auf. „In der That, das ist eine Ehre, die allen goldenen Lohn reichlich aufwiegt, und ich gedenke von ihr den ausgiebigsten Gebrauch zu machen. . . . Und nun, Marquis, wollen wir uns zu den jungen Leuten gesellen oder die Morgenfrische im Park genießen."

Er erhob sich und bot seinem Gaste den Arm. Die beiden alten Herren — freilich war der Marquis um zwanzig Jahre jünger als der greise Schloßherr — traten in's Freie. Aber die junge Gesellschaft war nicht mehr im Rondell oder in dessen Nähe. Das schweigsame Wesen des Chevaliers George, die noch

nicht überwundene Erregung Melanie's hielten die heitere Stimmung gebannt; die Scherze hatten gestockt, das Gespräch war erlahmt. Die jungen Damen schlossen sich an ihre Freundin mit der Bitte, sie zu ihren Blumen zu führen; die mit dem Chevalier gleichalterigen jungen Leute wünschten seine neuen Pistolen zu sehen und zu erproben — der Kreis theilte sich.

Auf seinem Zimmer, in der Mitte seiner vier Freunde, ihm ähnlich an Gesinnung und Bildung, saß George Déblas und erzählte den Genossen sein Mißgeschick. Er verschwieg nicht die Antwort, die er von seiner Verwandten erhalten. Er wies hin auf Henri Walter als die Ursache seiner Abweisung, und sein unbedachter Grimm ging so weit, ihn als heimlichen Geliebten der Comtesse Melanie zu bezeichnen.

„Und du hast diesen elenden Burschen nicht längst, einem diebischen Lakaien gleich, mit dem Prügel aus dem Schlosse gejagt?“ rief der älteste Courtenay. „Mir sollte so etwas nicht begegnen! Fort müßte ein so frecher Patron, der sich anmaßt, klüger sein zu wollen als der Edelmann, und seine Blicke zu einer Comtesse zu erheben. Lauere ihm auf, Junge, in der Dunkelheit und bohre ihm eine Degenspitze zwischen die Rippen oder sende ihm eine Kugel in den Rücken, ihn von seinem Hochmuthe zu curiren.“

„Das hätte ich längst gethan, aber ich fürchte den Alten. Er braucht den flachsköpfigen Burschen, der als tüchtiger Rechner dem Intendanten zwei Hülfskräfte spart; dann fürchtet der Alte, abergläubisch wie er ist,

die alte Hexe, des Burschen Großmutter. Er bildet sich ein, sein Dasein sei mit dem ihren in Verbindung, und über sein Leben habe ihr Wille zu befehlen."

„So spiele doch dem Buben einen Streich, dessen er all' sein Lebtag gedenkt," meinte ein anderer der jungen Herren. „Locke ihn an einen abgelegenen Ort unter dem Vorwande eines Rendezvous. Wir lauern ihm auf und . . . . "

Mit einem freudigen Ausrufe sprang George auf. „Laß dich umarmen, Bruder, für diesen Rath!" rief er. „Ja, wenn ihr mir helfen wollt! . . . Der Plan ist prächtig."

*

Die Mittagsstunde war gekommen. Die gräfliche Familie und ihre Gäste weilten im kühlen Gartensaale, sich der drückenden Hitze zu entziehen. Früher als sonst schloß der alte Intendant des gräflichen Hauses seine Bücher; er that dies nie ohne einen schweren Seufzer, und sein getreuer Gehülfe Henri Walter, dem die zerrütteten Verhältnisse der Perronet's nicht minder bekannt waren, verstand nur zu wohl den Ausdruck der Bekümmerniß. Auch seine Arbeit war zu Ende; er begab sich nach Hause zum Mittagsmahl, das die Großmutter ihm bereitet.

Den Weg vom Schlosse zu seiner Wohnung zu kürzen, schlug der junge Mann schon seit Jahren einen Feldweg ein, der direct zur Dorfstraße führte. Der Weg war heute wie gewöhnlich menschenleer; nur ein

Knabe hatte sich in einiger Entfernung gelagert und schien zu schlafen.

Im Vorübergehen warf Henri einen Blick auf ihn; er erkannte den Bruder der Zofe Melanie's, der im Stalle beschäftigt war. Er schritt weiter, als der Knabe sich aufrichtete und ihn anrief.

Henri blieb stehen; er sah, wie der Junge sich vorsichtig umblickte, um sich zu versichern, daß kein Zeuge zugegen. Dann zog er einen Brief aus seinem Wamms und gab ihn dem jungen Inspector.

„Nehmen Sie, Herr Henri," sagte er, „meine Schwester hat ihn mir gegeben, Sie damit hier zu erwarten. Kein Mensch weiter darf darum wissen, es ist von höchster Wichtigkeit, wie sie sagt. Ich soll Antwort bringen."

Nicht ohne eine Regung des Mißtrauens entnahm Henri das Schreiben des Knaben Hand; es ruhte in einem einfachen Couvert ohne Adresse; aber in demselben Augenblicke, da er es entfaltete, färbte Purpurröthe seine Wangen. Er erkannte den Namenszug der Comtesse und ein M bildete die Unterschrift der wenigen Zeilen. Wie der Gegenwart entrückt, stand er einige Augenblicke da; dann fuhr er über die Stirne, als wolle er sein wallendes Blut zur Ruhe bringen. Er drückte einen Kuß auf des Briefes Unterschrift und barg ihn an seiner Brust.

„Und die Antwort, Herr Henri?"

Die Stimme des Knaben weckte Henri aus seinen Empfindungen. Er riß ein Blatt aus seiner Brieftasche und schrieb mit flüchtigen Zügen:

Antworten! kann ich's? — Höchstes Glück
Lähmt Denken, macht das Herz beklommen;
Ein Wort, ein Echo hallt's zurück,
Des seligsten Empfindens — Kommen!

Er faltete das Blatt zusammen und reichte es dem Knaben, der sich schleunigst entfernte. Wie betäubt schritt er seinem Hause zu; das Unerwartete, nie Geahnte lastete selig und drückend zugleich auf ihm. Quälende Zweifel mischten sich mit wonnigsten Gefühlen; er fühlte sich krank und ermattet. Wie eine Erleichterung war es ihm, daß seine Großmutter, sorgsam wie immer, ihm das kräftige Mahl bereitet und vor seinem Kommen aufgetischt, dann aber sich entfernt hatte. Ihrem forschenden Blicke wäre des Enkels Zustand nicht entgangen.

Er schloß sich in sein Zimmer ein, um allein zu bleiben, zu ruhen und dann durch geistige Thätigkeit die Erregung seiner Seele zu bemeistern. Seine Großmutter machte keinen Versuch, bei ihm einzutreten; in andern Fällen hätte sein gutes Herz ihn längst getrieben, sie aufzusuchen, — heute wußte er es ihr Dank.

Zu Ende ging der Tag; vom Horizonte war der Sonnenball verschwunden. Dem milden, duftreichen Abend schien eine laue, sternenklare Nacht folgen zu wollen; des Mondes erstes Viertel war emporgezogen am tiefblauen, wie von leichten Schleiern umzogenen Firmament. Er übergoß mit Silberglanz das kleine Häuschen der Greisin, bestrahlte sie selber, die, am Fenster sitzend, des Abends Kühle nach der drückenden

Hitze des Tages genoß. Jetzt klang der Schlag der Uhr vom Thurme der Dorfkirche, die neunte Stunde ankündigend, zu der einsam liegenden Wohnung der gefürchteten alten Frau herüber. Eben war in ihres Enkels Zimmer das Licht erloschen; sie hatte Henri die Thüre schließen und sich entfernen hören. Von dem Fenster ihrer Kammer im einzigen Stockwerke aus hatte sie ihn das Haus verlassen sehen. Ein Ausdruck lag in seinen Zügen, den sie nie an ihm gekannt. Im Beginn der Abenddämmerung schien er ihr leichenblaß. Seine Gestalt war elegant und elastisch; der kurze Jagdrock, den er trug, das kostbare Waidmesser, das er sich aus seinen Ersparnissen angeschafft, verliehen ihm das Ansehen eines jungen Mannes, der sich mit den Edelsten an Würde und Anmuth messen durfte.

Von der Dorfstraße her kamen, gefolgt von einem Diener in der Perronet'schen Livrée, der einen großen Korb am Arme trug, zwei weibliche Gestalten. Auch die eine von ihnen, stets einen Schritt zurückbleibend, trug ein Körbchen. Sie öffneten die Pforte des kleinen Gartens, und gleich darauf stand die Comtesse Melanie Perronet der Greisin gegenüber.

„Bleibt sitzen, Großmutter Anna," sagte das junge Mädchen herzlich, zu der Alten tretend; „es ist kein Staatsbesuch, den ich euch mache. Mein Großvater hat mir erlaubt, nachdem meine Freundinnen geschieden, und die Herren, die einer Reitpartie halber auf Perronet übernachten, sich mit dem Chevalier George zurückgezogen, noch einen Gang durch's Dorf zu machen, um

einige Leckerbissen der heutigen Geburtstagstafel unter meine besondern Günstlinge zu vertheilen. Muß ich nicht Euch zu ihnen zählen, die Ihr noch diesen Morgen mir so viel des Glückes verkündet? Erlaubt, daß Marie und Jean in Euerm Zimmer auftischen, was ich Euch zugedacht; weist ihnen den Weg und leistet mir Gesellschaft, bis es gethan."

Und hastig, nur dem Ohr der Alten vernehmbar, fügte sie hinzu: „Ich muß Euch sprechen, es gilt Henri."

Die Alte schien aus ihrer Theilnahmlosigkeit, in der sie bis dahin verharrt, plötzlich zu erwachen.

„Ich danke Ihnen, Comtesse Melanie," sagte sie. „Sie sind gut wie ein Engel gegen Jeden. Sie finden Ihren Lohn, so steht es in den Sternen. Im obern Stock ist meine Stube im Vorderraume," wandte sie sich zu den Domestiken; „dorthin tragt, was euerer Herrin Güte mir zugedacht. Aber" — und ihre Stimme ward herb — „daß ihr mir nicht nascht; der Bissen, den ihr mir entzieht, wird zu Gift. Verstanden? Und daß ihr nicht die Bücher berührt, und die Schlange, oder sonst mein Eigenthum: ehe ein Jahr um, wären euere Finger lahm!"

So groß war nach dem Beispiele des Herrn bei den Dienern der Glaube, die Alte besitze übernatürliche Macht, daß sie in sichtlicher Angst, ohne ein Wort der Erwiderung, die Körbe in's Haus trugen.

Melanie wandte sich ab, um ein Lächeln zu verbergen, das sie trotz ihrer sichtlichen Erregung nicht zu bemeistern verstand.

Nun war sie mit der Alten allein. Hastig näherte sie sich derselben und flüsterte: „Ist Euer Enkel da?“

„Fort, seit einer Stunde, stattlich geputzt, aber todtenblaß. Mir ahnt nichts Gutes. Was bringt Ihr?“

„Verdacht, keine Gewißheit. Nur so viel ist sicher: es ist ein Anschlag gegen ihn im Werke. George Déblas, der Elende, und seine ihm gleichen Freunde führen einen bösen Plan im Schilde. Einzelne Worte, hämische Anspielungen verriethen es mir. Wer weiß, ob sie ihm nicht eine Schlinge legen, — ihn compromittiren, mißhandeln. Was kann Einer gegen Viele, was Geist und Talent gegen Rohheit? Ihn warnen wollte ich durch Euch; es ist der einzige, der letzte Weg. Denn mein Großvater, bei dem ich einen Versuch zu Henri's Schutz machte, wies mich barsch zurück; er will nichts wissen. George ist sein Liebling; was er thut, dünkt dem alten Herrn gut. So komme ich zu Euch, — ich hoffe, noch zur rechten Zeit. Der Boden brannte mir unter den Füßen und ach — ein Unheil ist vielleicht schon geschehen. Ihr müßt ihn suchen; seid Ihr Prophetin, so erforschet seinen Weg. Ihr müßt ihn warnen, ihn retten . . . .“

„Wo die Wege finden, welche die Wölfe wandeln?“ murmelte die Alte. „Mit welchem Rechte darf ich ihm nachschleichen, seine Pfade kreuzen, die er vielleicht geheim halten will vor mir. Und wenn Ihr Euch täuschtet, Comtesse Melanie, wenn nur in Worten, nicht in Thaten Henri bedroht würde? Ich kenne den Chevalier; er ist zu feige.“

„Aber hinter ihm stehen seine Genossen. Glaubt mir, Henri droht Gefahr. Ihr selber sagt ja, daß er sich geheimnißvoll entfernte."

„Nicht das fürchte ich, was Ihr meint," unterbrach die Alte sie. „Andere Sorge bekümmert mich. Habt Ihr nicht von jenem Bunde gehört, der im Namen der Rache Thaten der Finsterniß verübt, die . . . ."

Melanie schauderte. „Großer Gott, Ihr denkt doch nicht, daß Henri zu jenen Elenden sich gesellte? Dann warnt ihn doppelt, doppelt! Militair trifft ein auf Perronet; die schärfsten Mittel sollen gegen diese Leute zur Anwendung kommen. Auch Oberst Maubourg, den ich nimmer der Theilnahme fähig halten kann, so wenig als Euern Enkel, ist verdächtigt und bedroht. Der Graf Léonard Perronet, mein Großvater, ist Generalcommissar des Königs — und erbarmungslos!" fügte sie bebend hinzu.

Die Knochenhand der Greisin berührte leicht die Schulter des jungen Mädchens. „Kind," sagte sie, und ein Ton warmen Gefühls lag in ihrem Flüstern, „wie du ihn liebst!"

Wie ein erstickter Aufschrei kam es aus Melanie's Brust; ihre Züge veränderten sich zum Erschrecken. „Ihn lieben? Wen?" Kaum hörbar stieß sie die Frage hervor.

„Meinst du, ich kännte nicht das Geheimniß deiner Nächte, in denen du schlaflos deine Seele in Thränen entladest? — ich läse nicht in deinem Herzen allen Jammer und alles Elend, das dich quält, nicht in dei-

nem Auge die stumme Frage an das Geschick: warum ist er des alten Weibes, des niedrigen Weibes Enkel, und bin ich des stolzen Grafen Perronet Enkelin?"

„Anna, Ihr quält, Ihr tödtet mich mit Euern Worten. Mögt Ihr's denn wissen, Ihr, aber er nimmer. Wozu, großer Gott, wozu soll es führen?"

„Wozu Gott den Menschen zum Menschen schuf. Melanie Perronet, Henri liebt Euch und — laßt Euch ein Geheimniß anvertrauen: Henri ist nicht mein Enkel."

Ein Lichtschimmer drang aus dem Innern des Hauses, die morschen Stiegen der Treppe knarrten unter den Tritten der niedersteigenden Diener.

„Still," sagte die Alte, „faßt Euch, — sie kommen zurück. . . . Nicht zum Bunde von Verbrechern sich zu gesellen, verdächtige ich Henri; aber ich halte ihn für verwegen genug, seine Spuren erforschen zu wollen, um seine Theilnehmer der Gerechtigkeit zu überliefern und sich ein Verdienst zu erwerben, das ihn in Euern Augen auszeichnet. Euch aber zu beruhigen, will ich versuchen, ihn zu finden. Droht ihm des Chevaliers Hinterlist, so wird der Anschlag auf keinem andern als dem eigenen Gebiete vollzogen; dann aber glaube ich den besten Ort zu kennen, wo ein Bubenstück sich vollzieht: das abgeschlossene Rondell im Garten des Schlosses. Längst wollte ich für den Grafen stärkende Kräuter sammeln, die im Küchengarten gepflanzt sind; in einer mondhellen Nacht müssen sie gepflückt werden, sollen sie wirken. Es wird Keinen wundern, begehre ich Einlaß

zu so später Stunde. Die alte Anna hat ihre Rechte im Grafenschlosse, wie der Graf am Throne des Königs."

12.

Wie das abgelegene Häuschen der Greisin, wie die verfallenen Zinnen des Grafenschlosses, beleuchtete der Mond das Rondell und den kleinen Pavillon in seiner Mitte. Geheimnißvoll und friedlich lag das Stückchen Erde da, von dem Kreise der hohen Bäume eingeschlossen, die alles Licht auf die Mitte concentrirten, während die Zwischenräume von Baum zu Baum in tiefem Dunkel lagen und die duftenden Guirlanden, die zu des Tages Feier sie verbanden, kaum erkennen ließen.

Nicht durch den Hauptweg kam die schlanke Mannesgestalt, die, bald hastig ausschreitend, bald wie zögernd stehen bleibend, sich dem Pavillon näherte; der Kommende mußte, mit der Oertlichkeit vertraut, von der Hinterseite des Schlosses einen Seitenpfad eingeschlagen haben, der ihn längs der Mauer, freilich auf einem Umwege, an das Ziel führte. Nun aber trat er wie entschlossen in den mondhellen Kreis, und, auf den Pavillon zueilend, klopfte er leise an die Thüre des kleinen, völlig dunkeln Gebäudes.

Eben dröhnte vom Dorfthurme das schnarrende Werk der alten Uhr; sie schlug die zehnte Stunde.

Mit hellem Klange folgte die Uhr des Schlosses. Die Hand auf das Herz gepreßt, als wolle er dessen Klopfen dämpfen, stand Henri Walter an der Pforte. Aber dunkel und stumm blieb es im Innern; kein Lichtstrahl, kein Laut verrieth, daß eine lebende Seele in dem kleinen Raume verweile.

So verstrichen einige Augenblicke; wie angewurzelt stand des jungen Mannes Fuß an der Schwelle.

„Man wird sie verhindert haben," sagte er endlich in leisem Selbstgespräche. „Als frivole Täuschung könnte ich diese Zeilen betrachten, wäre nur von mir die Rede; aber ich soll einen edeln Mann, den auch ich verehre, vor drohender Gefahr beschützen. Nur Maubourg kann gemeint sein; auch sie nennt seinen Namen mit hoher Achtung. . . . . Melanie, komm, komm — ich will ja nichts als deine Stimme hören, der Diener seiner Herrin Stimme, nichts als ein Geheimniß mit dir theilen, edel, rein, wie das keusche Licht, das diese Stätte erhellt. Laß nicht umsonst mich das Glück einer Stunde erträumt haben . . ."

Ein lautes Gelächter unterbrach seine Gedanken. Blitzschnell wandte er sich um. Aus dem Dunkel der Pfade hinter den Bäumen waren fünf junge Leute in das Rondell getreten: er erkannte die Gäste des Chevaliers George und diesen selber an ihrer Spitze. Die jungen Herren schienen stark dem Weine zugesprochen zu haben; ihre Wangen waren hoch geröthet und contrastirten grell mit den Zügen Henri's, die beinahe aschfarben erschienen. Jeder der Fünf hatte eine Reit-

gerte in der Hand; zwischen den Fingern des Chevaliers erkannte der junge Mann außerdem ein weißes Blatt mit wenigen Zeilen beschrieben. Das Blut drohte ihm zu erstarren: weder das Papier noch die Schrift war ihm fremd. Es war die Antwort, die er am Morgen dem Jungen übergeben.

Daß er das Opfer einer elenden Mystification geworden, war dem jungen Manne mit einem Schlage klar. Nur eines mußte er erfahren: wußte Melanie darum, hatte sie freiwillig oder gezwungen ihre Hand zu einem Bubenstreiche geboten?

Ohne seine Haltung zu veränden, hoch aufgerichtet, die Lippen zusammengepreßt, stand Henri da und blickte ruhig auf seine Gegner, die sich ihm Schritt für Schritt näherten. Nur wenige Spannen von ihm entfernt, hielten sie an.

Der Chevalier George ergriff das Wort; eine spöttische Höflichkeit leuchtete aus seinem Benehmen, aus jedem seiner Worte.

„Ist es dem Verwandten und Vertreter des Grafen Perronet erlaubt, zu fragen, was Sie zu nächtlicher Stunde in seinem Eigenthum zu suchen haben, wozu Sie beabsichtigten, diesen Pavillon zu betreten und durch Ihren Fuß die geheiligte Lieblingsstätte der Comtesse zu entweihen?"

„Ich erkenne Ihnen das Recht der Frage zu, Herr Chevalier, und könnte Ihnen in meiner Stellung als Inspector der Besitzung Perronet, dem die Oberaufsicht über des Grafen Eigenthum anvertraut ist, eine Auskunft

geben, die Sie unfähig machen dürfte, die Absicht auszuführen, wegen derer Sie kamen. Aber die Lüge ist mir fremd; und Ihnen den Beweis zu geben, bitte ich Sie, an Ihre Gesinnung als Edelmann appellirend: verlassen Sie diese Stätte; ich erwarte eine Dame."

Ein allgemeines Gelächter entstand.

„Diese Dame," rief George, „erwartet Sie nicht mehr; „es ist die Zofe meiner Cousine, die auch mir gewogen ist und in einem Anfalle von Coquetterie, großen Damen nachahmend, mich eifersüchtig machen wollte. Sie hat ihrer Herrin alles gestanden, und Melanie beauftragte mich . . ."

„Ihre Zofe!" laut schrie Henri auf. „Elende Lüge!"

„Schurke, das mir!" schrie George, während die Genossen sich durch Winke verständigten. „Meinst du vielleicht, die Comtesse Melanie Perronet selbst werde sich herablassen, einem flachsköpfigen Bauernlümmel ein Rendezvous zu geben? Da ist dein Wisch und hier die Quittung, daß die rechten Hände ihn empfangen. Der Degen für den Edelmann, für den Lakeien der Stock!"

Mit diesen Worten schwang er die Gerte, während die Andern ebenfalls unter rohen Flüchen auf Henri eindrangen.

Nur einen Schritt war der junge Mann zurückgetreten, nur so weit, daß er das Waidmesser der Scheide zu entreißen und zu seinem Schutze den An-

greifern entgegenzustrecken vermochte. Der Mondstrahl ließ die lange, spitze Klinge wie Silber blitzen.

„Zurück!“ In dumpfen Lauten entwand es sich seiner Brust. „Freie Bahn! Wem sein Leben lieb, zurück! Beim ewigen Gott, der Erste, der mich entehrend berührt, ist verloren.“

Einen Augenblick lang schien es, als wirke das Wort und die Haltung des jungen Mannes auf seine Bedränger; sie wichen einige Schritte zurück. Aber schon im nächsten Moment stürzten sie, sich gegenseitig anfeuernd, unter lautem Gelächter wieder auf Henri zu.

Dem jungen Manne schwirrte es vor den Augen, ein feueriger Kreis schien sich vor ihm zu drehen, er sah weingeröthete Gesichter mit frechem, höhnendem Ausdruck, Schimpfworte trafen sein Ohr, nun — ein Schlag, — wer ihn geführt, wußte er nicht. Aber er fühlte seine Schulter getroffen, — getroffen. Ein wilder Schrei, der Verzweiflung höchster Ausbruch: auf blitzte das Messer in seiner Hand. Wohin es traf, was kümmerte es ihn in diesem Augenblick? —

Ein Aufschrei, ein Blutstrom, der, aus des Chevaliers Brust hervorquellend, den Boden färbte. . . . . Dahin, das Messer in hoch erhobener Hand, stürzte Henri Walter. George Déblas brach in den Armen der Genossen zusammen.

*

„Henri, wohin?“

In dem Laubgange, den der Fliehende eingeschlagen, nicht achtend des Pfades, den seine Schritte betraten,

stieß er auf seine Großmutter; wie ein der Erde entstiegenes Wesen stand die Greisin plötzlich im fahlen Lichte des Mondes vor ihm.

„Wohin? Auf's Schloß, auf's Gericht, mich der Gerechtigkeit zu überliefern. Ha, wird sie lachen über die Männchen, die ich am Galgen machen werde!"

„Bist du wahnsinnig? Was ist geschehen?"

„Ein Mord. Siehst du nicht meine Hand blutig? Laß mich, wenigstens will ich mich selbst überliefern."

„Wem? Dem Grafen als Gerichtsherrn? Unglücklicher, und was soll aus mir werden? . . . Nein, was kümmere ich dich? Ein anderes Bild muß ich dir vor die Seele führen: flieh', flieh', nicht meinetwegen! Sie will es, Melanie Perronet, sie zittert für dich; sie selber kam, mir zu künden, dir sei eine Falle gelegt. Nicht diesen Blick des Zweifels, Henri . . . Melanie Perronet liebt dich, so wahr ich die Seligkeit und meiner Sünden Verzeihung erhoffe."

„Melanie liebt mich, Melanie . . . und ich bin ein Mörder!"

Das Messer, dessen Griff er bis dahin krampfhaft gefaßt, entsank seiner Rechten. Mit beiden Händen bedeckte er sein Antlitz und weinte. Nichts Unmännliches lag in den Thränen dessen, der eben noch seiner Ehre Angriff blutig gerächt.

Die Alte zog ihn empor. „Eile!" Gebieterisch klang ihr Ton. „Noch Andern als ihr und mir bist du dich zu erhalten schuldig. Zum Obersten Maubourg versuche zu gelangen! Asyl wird er dir geben und Mittel zur

Flucht, vielleicht diese theilen. Auch er ist bedroht. Verdächtigt, ein Haupt des Rächerbundes zu sein, werden königliche Soldaten, die morgen auf Perronet eintreffen, ihn heimsuchen. Mit unbeschränkter Vollmacht ist der Graf zum Commissar des Königs ernannt. Das sag' ihm, und du bist willkommen. Durch den Wald flieh, es ist der sicherste, der kürzeste Weg. Dein Messer nimm zu deiner Sicherheit; hier laß mich sorgen. Wir sehen uns wieder, bald, bald! Fort nun, fort, ich höre Lärm!"

Sie raffte das am Boden liegende Messer auf und drückte es in des jungen Mannes Hand, zugleich auf das Gebüsch deutend, das ihn den Blicken etwaiger Verfolger entzog.

Fast willenlos gehorchte Henri; ihm war, als ob ein schwerer, beängstigender Traum seinen Geist umfange. Die Gewißheit der Liebe Melanie's, die geheimnißvollen Andeutungen der Alten, das eigene Verhängniß, die Gefahr, die dem von ihm verehrten Manne drohte, — alles verwirrte seinen Sinn. Nur der eine Gedanke spornte seine Thatkraft: sie sorgte um seine Sicherheit, sie litt um ihn, ihretwillen mußte er flüchten, ihretwillen gerettet werden.

In's Schloß trugen die rohen, jetzt still gewordenen Genossen den bewußtlosen George; eine Blutspur bezeichnete den Weg, den sie mit ihm nahmen.

Das ganze Gut kam in Alarm. Der Graf, bereits zur Ruhe gegangen, ward von dem Geräusche aufgeschreckt und eilte, sobald er die Ursache erfahren, an

das Lager seines Günstlings. Berittene wurden ausgesandt zu Aerzten und Apothekern; die Dienstleute, mit Laternen versehen, von losgekoppelten Jagdhunden begleitet, mußten die Umgebung des Schlosses und den Park durchstreifen, sich des Thäters zu bemächtigen, den man bereits im Hause seiner Großmutter vergebens gesucht. Unter scharfer Bewachung blieb die Greisin in ihrem Eigenthum. Kein Wort, nicht einmal ein Wort der Theilnahme für den verfolgten Enkel war den schmalen, blutlosen Lippen zu entlocken.

In ihrem Zimmer aber weilte Melanie. Weinend hatte ihre Zofe sich ihr zu Füßen geworfen und das frevelhafte Spiel enthüllt, dessen Mitschuldige sie gewesen. Im Glauben an einen harmlosen Scherz, ahnungslos des furchtbaren Ausganges, hatte sie sich, durch einige Louisd'or gefügig gemacht, verleiten lassen, auf einen Briefbogen mit dem Wappen der Comtesse eine Einladung zu einem Rendezvous im Pavillon zu schreiben, die der Chevalier ihr dictirt hatte. Ueberwältigt von Entsetzen, hatte die Comtesse sie von sich gewiesen und hinausgesandt. Nun lag Melanie am geöffneten Fenster auf ihren Knieen, hinausblickend über die weiten Felder, von des Waldes undurchdringlicher Finsterniß begrenzt, — die nun wohl ihn umfangen mochte, den unglücklichen, für immer verlorenen, ewig geliebten Mann.

13.

Des Waldes Finsterniß! Nichts vermochte der sanfte, blasse Mondstrahl, nichts das fahle Licht der Sterne gegen das undurchdringliche Dach, welches die alten Baumriesen über den Eindringling wölbten, der, auf pfadlosem Wege, durch Gesträuch und Buschwerk sich windend, in das Innere des grünen Domes sich verlor. Wie ein Schatten glitt er dahin, von Zeit zu Zeit anhaltend, sich der Richtung zu versichern, und dann die Flucht fortsetzend, welche doppelte Nacht schützend verbarg. Fast eine Stunde war Henri gewandert; er mußte des Waldes Mitte erreicht haben und seiner Kenntniß des Ortes nach bald einen Pfad gewinnen, der ihn in kurzer Zeit aus dem Forste auf den Weg zum nahe liegenden Besitzthume des Obersten Maubourg führte. Wie Fieberschauer durchrann es ihn; die Kühle des Waldes, welche den Schweiß seiner Stirne erstarren ließ, die furchtbare Aufregung seines Wesens machten sein Blut sieden. Mehr als ein Mal war es ihm, als jagten phantastische Gestalten vor ihm her, als leuchteten Irrwische zwischen den Büschen empor; allein mit der ganzen Kraft des Willens hatte er die erhitzte Phantasie bemeistert, und die Spukgebilde waren verflogen.

Doch jetzt, — er hielt den Schritt an — das war kein Luftgespinnst. Am Ende des Pfades, wo er die Lich=

tung wußte, die er betreten wollte, war es hell wie von Fackeln; verworrene Töne drangen an sein Ohr, als ob heftige Rede und Gegenrede sich verlauten ließ. Je näher er kam, desto untrüglicher wurden die Zeichen: eine geheime Versammlung hielt ihre Zusammenkunft im nächtlichen Dunkel des Waldes. Es waren die „Rächer des Todten", daran zweifelte er keinen Augenblick.

Vorsichtig schlich er näher; sorgsam jedes Geräusch vermeidend, gelangte er in ein dichtes Unterholz, das ihm den Durchblick auf die Lichtung gestattete. Fast hörbar pochte sein Herz; neue Erregungen, dessen war er sicher, harrten seiner.

Etwa dreißig Männer, sichtlich meist den niedern Klassen angehörend, aber auch einige darunter, deren Erscheinung und Antlitz die höhere Lebensstellung verrieth, füllten den Platz, den das Licht einiger Fackeln nothdürftig erhellte. Jeder von ihnen war mit Waffen versehen. Pistolen, Degen und Messer führten die meisten; in den Händen der übrigen Theilnehmer blitzten Aexte.

Die Verhandlungen schienen noch nicht eröffnet; denn in Gruppen, die sich bildeten und lösten, standen die Männer zusammen. Nun aber tönte es wie ein schriller Glockenton zwei Mal in kurzem Zwischenraume. Beim ersten sank das laute Gespräch zum Flüstern herab, beim zweiten verstummte es. Henri verharrte regungslos auf seinem Standpunkte und warf einen Blick auf die vom Streiflichte der qualmenden Fackeln unheimlich beleuchteten Gestalten.

Die Fackelträger traten zusammen — alles Licht fiel auf eine Art von Podium, das roh, sichtlich ein Werk des Augenblickes, unter einer mächtigen Buche sich erhob.

Ein alter Mann mit silberweißem Haar und Bart betrat die Erhöhung. Der Lauscher kannte ihn wohl; es war ein alter Krieger Napoleon's, ein Zeuge seines Aufganges, seines Falles. Er hatte an seiner Seite gefochten auf der Brücke von Arcole, unter seinen Augen an Aegyptens Pyramiden, an den eisstarren Ufern der Beresina; auf seines Kaisers grauen Rock hatte Caspar Mathurin den letzten Kuß gedrückt im Schloßhofe zu Fontainebleau, und das Kreuz der Ehrenlegion, das seine Brust zierte, hatte einst Napoleon von der eigenen Brust gelöst.

„Brüder,“ — deutlich, jedes Wort für Henri's Ohr vernehmbar, drang die Stimme des Greises zu ihm — „Genossen des Bundes der Rächer des Todten! Sind wir alle versammelt?“

Ein allgemeines „Ja“ beantwortete die Frage, und der Greis fuhr fort: „Haben die Wachen ihre Schuldigkeit gethan? Ist kein Lauscher in der Nähe?“

Eine Stimme antwortete: „Wir haben unsere Schuldigkeit gethan; kein Lauscher ist nahe.“

„Und unter uns weilt kein Verräther?“ redete der Greis weiter. „Gedenket der Strafe, die den Treubruch trifft, des Schwures, den wir geleistet unserm großen Todten, ihn zu betrauern, sein Werk fortzuführen zu Frankreichs Ehre, und ihn zu rächen an den elenden

Judassen, die ihn verkauft und verrathen. Schwört ihr, daß ihr bereit seid, zu opfern Gut und Blut, Ehre und Leben für unsere heilige Sache?"

„Wir schwören!" Hände und Waffen streckten sich in buntem Durcheinander empor zum nächtlichen Himmel.

„So räume ich einem Würdigern den Platz, dem Manne, dem der Sohn und Erbe des großen Todten, den Napoleon II., unser jugendlicher, unglücklicher Herrscher, der Gefangene von Schönbrunn, mit seinem Vertrauen, seiner Freundschaft beehrt. Was er zu euch redet, kommt in seinem Namen. Ehret Wort und Redner! Ihr Alle kennt ihn, obwohl er heute zum ersten Male an dieser Stätte weilt. Nehmt meinen Platz ein, Herr Oberst Maubourg; das Alter weicht der Ehrenhaftigkeit, der Tapferkeit, dem edelsten der Herzen."

Oberst Maubourg, — mit elektrischer Wirkung berührte dieser Name den verborgenen jungen Mann. Zu ihm wollte er eben, und nun war er ihm so nahe... Nun war es ihm kein Geheimniß mehr, daß der von ihm so hoch Verehrte dem finstern Bunde angehörte, der im Namen geheiligter Vergeltung im Dunkel der Nacht frevelte.

Er hielt den Athem an, um zu lauschen. Eine Mannesgestalt, in einen Militärmantel gehüllt, hatte die Erhöhung bestiegen und das Haupt entblößt. Das Fackellicht beleuchtete die scharfen Linien und Kanten des Antlitzes, in dem ein leidender, schmerzkündender Zug stark ausgeprägt war. Das gelblichbraune Antlitz

des etwa Fünfzigjährigen war glatt rasirt, die Haare völlig ergraut, — man sah, der Mann war alt geworden vor den Jahren.

Er schlug den Mantel zurück, — eine vollständige Obristen-Uniform der Napoleonischen Linientruppen blitzte, durch Kreuz und Orden gehoben, der Versammlung entgegen, welche Uniform und Träger mit gedämpftem Jubelruf begrüßte.

„Ich grüße euch, meine Freunde," nahm der Oberst das Wort, „grüße euch, Kameraden der Schlachten unseres unvergeßlichen Todten. Ich danke euch in seinem Namen, im Namen seines Sohnes und Erben, daß ihr euch vereint habt an dieser Stätte zu seiner Ehre, in seinem Gedächtniß."

„Ihr Alle wißt," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „daß tausend und abertausend Herzen in einem Gedanken schlagen, nach einem Ziele streben: der Herstellung der Nationalehre, die verloren ist, seit das laue, zaghafte Lilienbanner sich über Frankreichs Thron erhebt. Es gilt der Entfernung der schwächlichen Glieder des bourbonischen Hauses und der Proclamirung des Sohnes unseres großen Todten als Frankreichs Kaiser! Mein Gut, mein Leben habe ich für diese Aufgabe eingesetzt, — denn sie ist eine große, eine edele; mit meinem Blute würde ich sie schützen gegen Entweihung, gegen Befleckung. Aber ihr — ihr habt sie entweiht, ihr habt sie befleckt durch niedere Leidenschaft, durch elende Rache!"

Ein Murmeln wie im Unwillen ward im Kreise laut. Vortretend, den Fuß auf die erste Stufe der Erhöhung setzend, rief der Alte: „Nennt, was wir gethan und ferner noch zu thun gedenken, nicht niedere Rache, nennt es gerechte Vergeltung, Oberst Maubourg. Wehe dem aus unserer Mitte, der sich, und sei es nur um eines Nagels Spitze, an unserer Feinde Gut bereicherte; aber die Habe derer zu schädigen, sie zu kränken und zu schmälern, die durch Verrath und Doppelzüngigkeit zum Wohlstande gelangt, die unseres großen Todten Andenken beschimpfen und seine Treuen drücken und verfolgen, das, meine ich, sei eine gute Unterstützung, das beweise, daß »des Todten Rächer« handeln. An seiner Wirkung sieht man unseres Bundes Bestand. Was habt ihr bewirkt mit allen Schreibereien, Intriguen, allen Versprechungen und allem Drohen? Ludwig XVIII. sitzt in den Tuilerien, und zu Schönbrunn schmachtet ein Puppenherzog, unser Kaiser."

Wie von der Wahrheit der Entgegnung betroffen, senkte der Oberst schweigend das Haupt; dann aber ergriff er von neuem das Wort: „Im Namen eben dieses unseres jungen Kaisers rede ich zu euch, Freunde und Kameraden, und vereine damit meine eigene Bitte. Auch wir sind nicht müßig gewesen, wenn auch kein Flammenschein unserm Wirken leuchtete. Ein Unternehmen ist im Werke: die höchste Anspornung unserer Kräfte, ein stetes Wachsein, wenn der Versammlungsruf erschallt, ist Nothwendigkeit. Vermieden aber muß alles werden, was unsern Gegnern Anlaß geben kann, eben

jetzt ihr Augenmerk auf uns zu richten. Unsere Gegend muß so viel als möglich leer von royalistischen Soldaten sein. Gelingt das Werk — schon morgen hoffe ich darüber Kunde zu erhalten —, wird unser Boden durch eines hohen Gastes Fuß geehrt. Ihr meint, des Todten Sohn schmachte, ein Gefangener, zu Schönbrunn, — vielleicht in diesem Augenblicke nicht mehr!"

Ein wildes Durcheinander des Enthusiasmus entstand. Nur mit Mühe dämpften Maubourg und der Aelteste die Erregung, die leicht verrätherisch werden konnte. „Es lebe Napoleon II., es lebe der Kaiser!" tönte es ringsum im Jubelrufe; die Männer umdrängten Maubourg mit Schwüren ihres Eifers, Thränen standen in mehr als einem Auge.

Da gellte ein schriller Ruf durch die Menge, den Lärm mit magischer Kraft überwältigend: „Wir sind verrathen, — dort im Gebüsche lauscht ein Spion."

Der Ruf kam aus dem Munde eines jungen Burschen, der sich dem Gesträuche genähert, hinter dem Henri sich verborgen hielt. Hingerissen von dem überwältigenden Augenblicke, glücklich, daß der Mann, an dem er zu zweifeln Ursache hatte, seiner Verehrung würdig, hatte er eine unvorsichtige Bewegung gemacht, die seine Anwesenheit verrieth.

Mit Rufen der Wuth, mit Todesdrohungen umringten die Verschworenen den jungen Mann und schleppten ihn an das Licht der Fackeln in des Kreises Mitte. Die Aufregung steigerte sich, da man einen

der Leute des allgemein verhaßten Grafen Perronet erkannte. So beliebt des jungen Mannes Persönlichkeit immer sein mochte, sie ward vergessen über dem Herrn, dem er diente, und in dessen Auftrage er ohne Zweifel die Lauscherrolle übernommen. Nicht die leiseste Spur des Widerstandes setzte Henri der Gewalt entgegen, um so weniger, als er aus ihren Rufen vernahm, daß Maubourg das Urtheil über ihn sprechen solle.

Aus seinem Gespräche mit dem Greise aufgeschreckt, trat der Oberst, Ausschreitungen befürchtend, der wirren Schaar entgegen, die sich vordrängte. Sie theilte sich. Aug' in Auge stand er dem jungen Manne gegenüber, — ein Ausruf des Erstaunens entfuhr seinen Lippen.

„Sie hier, Herr Henri, verborgen, einem Horchenden gleich, an diesem Orte? Haben Sie das Geheimniß vernommen, welches der Bund ausgetauscht, haben Sie vernommen, was ich kündete?"

„Ja, Herr Oberst, ich hörte alles; nicht ein Wort entging meinem Ohre. Ich war so glücklich, eines Mannes Rede zu vernehmen, an dessen Lauterkeit ich zweifelte, und den ich nie mehr verehrte als in dieser Stunde."

„Wie kommen Sie, der Inspector des Grafen Perronet, des bekannten Gegners der Imperialisten, zu nächtlicher Stunde an diesen Ort? Antworten Sie mir treu und aufrichtig, wie ich Sie stets befunden."

Des Obersten Ton war nicht unfreundlich, aber doch ernst und streng, trotz der Worte des jungen Mannes.

„Weil auf Perronet meines Bleibens nicht sein kann," erwiderte Henri; „eine blutige That zwingt mich zur Flucht. Der Uebermuth des Günstlings des Grafen stellte mir eine elende Falle. Vertrauensvoll fand ich mich an einem mir bezeichneten Orte ein; statt der erwarteten Person traf ich den Chevalier George Déblas, mit ihm seine wilden Genossen, ihm an Rohheit gleich. Ich trug ihren Spott, ihren Uebermuth, aber ich trug nicht körperliche Beschimpfung. Ein Hieb, ein Peitschenhieb traf diesen Arm — ich antwortete mit dem Messer."

Eine tiefe Stille herrschte während der Erklärung des jungen Mannes im Kreise; mehr als ein graues Haupt nickte ihm billigend zu.

„Ich begreife," entgegnete der Oberst. „Ihr erster Gedanke war Flucht, — der Wald so nahe. Planlos durchstreiften sie auf verborgenen Pfaden . . ."

„Nicht planlos, Herr Oberst," unterbrach ihn der junge Mann; „ich wollte zu Ihnen, dem Einzigen, den ich kenne in der ganzen Gegend, dem Einzigen, den ich achte und verehre ohne Hinterhalt."

„Zu mir?" Betroffen blickte der Oberst einige Augenblicke zu Boden; dann erhob er das Haupt, und, seine Hand dem jungen Manne bietend, sagte er einfach: „Sie haben Recht gethan!" Dann sich an die Versammelten wendend, fuhr er mit lauter Stimme fort: „Seit Jahren kenne ich diesen jungen Mann, Henri Walter. Vom Knaben sah ich ihn zum Manne heranwachsen; oft führte Gelegenheit mich mit ihm zu=

sammen, und freudig erkannte ich einen regen Geist, empfänglich für das Schöne, Edele, und ein braves Herz, eine Gesinnung ohne Makel. Ist aber einer unter euch, der anders denkt, der Anderes weiß über ihn, der ihn zu zeihen vermag der Falschheit oder einer Unwürdigkeit, der trete vor und rede."

Kein Laut ward im weiten Kreise vernehmbar. Dann sprach der Aelteste: „Gute Leute, glaubwürdige Männer nennen lobend seinen Namen, — ich sage: so blickt uns kein Verräther an."

„Henri Walter," von neuem klang des Obersten ernste Stimme, „schwörst du mir, daß keine verrätherische Absicht deinen Fuß an diesen Ort gelenkt?"

Der junge Mann hob die Rechte empor. „Ich schwöre!"

„Schwörst du mir, als Geheimniß zu bewahren," fuhr Maubourg fort, „was an diesem Orte dein Auge gesehen und dein Ohr vernommen? Schwörst du es mir bei deiner Ehre und Seligkeit?"

„Ich schwöre!" wiederholte Henri mit fester Stimme. „Mehr noch. Wäre ich nicht selber ein Flüchtiger und Vervehmter, würde ich zu euch treten und euch bitten: nehmt mich auf in euern Bund. Unedele That verwerfend und verachtend, würde ich den Platz heischen von euch, der mit Gefahr und Mühe eng verbunden. So aber kann ich nichts, als einer Kunde Bringer sein, die sich mir noch im letzten Augenblicke meiner Flucht von Perronet offenbarte. Nehmt sie, als ob sie aus des Grafen Munde selber komme, so sicher ist meine Ge-

währ. Morgen treffen royalistische Truppen auf Perronet ein; die strengste Verfolgung gegen den Bund der Rächer des Todten soll eingeleitet werden, die strengste Untersuchung gegen dessen muthmaßliche Häupter, den Obersten Maubourg vor Allen. Zum Generalcommissar ernannte der König Ludwig den Grafen Léonard von Perronet, den ärgsten Gegner des Obersten, mit unbeschränkter Vollmacht."

Ein unbeschreiblicher Tumult entstand, nachdem der junge Mann geendet. Keine Spur von Furcht, wohl aber Flüche, Ausdrücke der Empörung erfüllten ringsum den Wald. Gebietend erhob der Oberst den Arm; nur mit Mühe verschaffte er sich, von dem Alten unterstützt, Gehör.

„Die Ernte der Saat, die ihr gestreut!" sagte er, nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit. „Auge gegen Auge, Gewalt gegen Gewalt, — wundert ihr euch darob? Wer schützt nicht sein Gut gegen Brandstifter und Vernichter? Ihr würdet nicht anders handeln. Nur jetzt hätte es nicht sein dürfen, — nur jetzt nicht."

In tiefer Bewegung hielt er inne. Beschämt, schweigend blickten die Leute zu Boden.

Der Oberst that einen tiefen Athemzug, wie Einer, der eine Last von sich schüttelt. „Es ist geschehen," sagte er dann, „wir müssen die Folgen tragen. Ich danke Ihnen, mein junger Freund, für Ihre Mittheilung; sie soll uns auf unserer Hut finden. Ihr, Kameraden, zerstreut euch; seid wachsam, daß ihr den Perro=

net'schen Leuten, die man zur Verfolgung des jungen Vertheidigers seiner Ehre ausgesandt, nicht begegnet. Ist dies dennoch der Fall, so seid auf eine Auskunft über euere nächtliche Abwesenheit von euerm Hause bedacht. In euern Wohnungen vernichtet alles, was zu Argwohn gegen euch Anlaß geben, was unsere heilige Sache schädigen könnte. . . . Sie, Henri," wandte er sich an den jungen Mann, „begleiten Sie mich nach meiner kleinen Besitzung. Meine wenigen Leute sind erprobt und verschwiegen; ich weise Ihnen einen sichern Aufenthalt an und sende morgen in der Frühe einen Kundschafter nach Perronet. Vielleicht ist der Ausgang Ihrer That weniger schlimm, als Sie denken. Dann rathe ich Ihnen, sich zu stellen im Bewußtsein Ihres Rechtes, im Bewußtsein der durch einen Bubenstreich gekränkten Ehre, — nicht dem Hasse des greisen Beschützers des Chevalier George, sondern der Gerechtigkeit des Gerichtshofes zu Marseille. Selbst dann haben wir der Leidenschaft That zu verantworten, wenn sie aus dem Quell der Ehre floß. Und nun kommen Sie; mehr als wir alle bedürfen Sie, ich sehe es Ihnen an, der Ruhe. Im Hause eines Freundes sollen Sie dieselbe finden."

*

„Henri!"

Aus tiefem, bleischwerem Schlafe emporgeschreckt, fuhr der Flüchtige von dem einfachen, aber bequemen Lager empor und starrte verwirrt um sich. Durch das gegenüberliegende, tief reichende Bogenfenster sah er die

Sonne hoch am Himmel stehen, Felder und Park mit ihrer Gluth bestrahlend; er blickte sich um, und beschämt über den ihm ungewohnten langen Schlaf richtete er sich auf, um das Bett zu verlassen. Ein freundliches, einfach aber bequem ausgestattetes Zimmer umfing ihn, ein Gefühl des heimischen, des häuslichen Glückes kam über ihn, wie er es nie unter dem Dache seiner Großmutter empfunden. Er rieb sich die Stirne, als müsse er seine Gedanken sammeln, sich überzeugen, daß es kein Traumbild sei, das ihn berücke.

„Henri," wiederholte die ernste und doch freundliche Stimme, „willkommen noch ein Mal unter eines Freundes Dache!" Der junge Mann blickte nach der Schwelle, woher die Worte kamen. Am Eingange des Zimmers stand der Oberst Maubourg in grauem Civilanzuge, mit sichtlicher Theilnahme seine Augen auf den jungen Gast richtend. Mit seinem Anblicke wußte Henri genau, was sich ereignet hatte, seit er in süßer Hoffnung am verwichenen Abend das Rondell im Garten zu Perronet betreten.

„Bleiben Sie ruhen," sagte der Oberst herzlich, rasch vortretend und ihm die Hand reichend. „Sie haben nichts zu versäumen. Der lange Schlaf scheint Ihnen wohl gethan zu haben. Sie sehen frisch und gestärkt aus, — fühlen Sie sich so?"

„Gott sei Dank, im Vollbesitze meiner Kraft," entgegnete Henri, und voll des Dankes gegen meinen Beschützer, erfüllt vom Glück, vom stillen Frieden seiner trauten Häuslichkeit."

Ein wehmüthiges Lächeln ging durch Maubourg's Antlitz und lieh ihm eine rührende Milde. „Diese Häuslichkeit, mein junger Freund," sagte er dann, „heißt Solitude . . . Einsamkeit. Sie heißt so, sie ist's. Und ich, ich bin mit ihr, in ihr — einsam, allein."

Er war an Henri's Lager getreten, auf dem der junge Mann sich emporgerichtet; nun, in einem unabweisbaren Drange, ergriff er die Rechte des allein stehenden Mannes und drückte einen Kuß darauf.

Ueberrascht blickte der Oberst einen Augenblick lang auf den jungen Mann. Dann überflog der Ausdruck tiefen Gefühls sein ernstes Antlitz, und er sagte: „Zwei Seelen, die sich gefunden und verstehen! Auch Ihr Dasein, Henri, ist nicht mit lichten Schleiern umwoben; bedürfen Sie eines Freundes, Ihr Herz zu entlasten, zählen Sie auf Henri Maubourg. . . . Mittlerweile bringe ich gute Botschaft," fuhr er fort, den Ton des Gespräches wechselnd. So eben trifft die Mittheilung ein, daß der durch Henri Walter gestern Abend Verwundete der Chevalier George Déblas ist, daß die Verletzung wohl schmerzlich, keineswegs aber lebensgefährlich ist. Sie haben dem übermüthigen Patron eine Lection ertheilt, ohne Ihr Gewissen mit einem Morde zu belasten."

„Sie sind mein guter Engel," rief der junge Mann; „lassen Sie mich Ihrer Hand meine Zukunft übergeben. Dunkel, von Geheimnissen erfüllt ist sie, wie meine Vergangenheit. Wie lange, wie lange lechzte die gepreßte Brust nach Entlastung!"

„Sie soll Ihnen werden, Henri. Doch gleich Wichtiges nimmt jetzt mein Denken und mein Handeln in Anspruch. Erinnern Sie sich, was ich gestern Abend den Genossen des Bundes mittheilte, welche Aussicht ich ihnen und Frankreich eröffnete. Ich reise nach Marseille, ehe meine Sicherheit durch die Maßregeln des Grafen Perronet bedroht ist. Heute ist der Tag, an dem ich dort erfahre, ob der Plan, den Sohn des großen Todten aus den Händen seiner Wächter zu befreien, geglückt, ob Frankreichs Hoffnung auf dem Wege zum usurpirten Throne seines Vaters . . ."

„Ich begreife," unterbrach ihn Henri im Tone innerster Ueberzeugung, „wie alle Interessen diesem höchsten und heiligsten nachstehen müssen. Mir aber vergönnen Sie, den Arm, den nun kein Mord befleckt, der geheiligten Sache, der Sie selber dienen, zur Verfügung zu stellen. Sie gehen nach Marseille: nehmen Sie mich mit sich. Dort will ich mich dem Gerichte stellen und die Bestrafung meiner blutigen That selber beantragen. Ist mein Vergehen gesühnt, bin ich frei, — nun, dann bin ich der Ihre."

„Ich nehme Ihren Beistand an wie Ihre Freundschaft," sagte der Oberst. „Aber anders ist mein Rath. Wer weiß, ob überhaupt der Graf noch an eine Verfolgung des Beleidigten denkt, der seine Ehre vertheidigte? Der übermüthige, allgemein verhaßte Bube ist außer Gefahr, und sein Name würde durch die öffentliche Kenntniß des Vorfalles in einem Lichte erscheinen, das der Ehre des Perronet'schen Geschlechtes wenig

dienen könnte. Hören Sie meine Ansicht. Der Weg nach Marseille führt hart am Dorfe Perronet vorbei. Sie begleiten mich bis dahin und begeben sich ruhig in Ihre Wohnung. Ich habe vernommen, Sie leben im kleinen Besitze Ihrer Großmutter."

„Der alten Anna, ja, die mir bisher die Liebe einer nahen Verwandten erwiesen. Ihr danke ich alles, der Frau, die ich Großmutter nannte, seit ich klar zu denken vermag, die sich selber diesen ehrwürdigsten der Titel beilegte. Und doch . . ."

Ein leises Klopfen unterbrach das Gespräch.

„Es ist Jean Gaspard, mein alter Diener, mein Waffengefährte seit Aegypten. Er ist ein treues Glied der großen Kette, die des großen Todten Namen und Gedächtniß mit Glorie überstrahlt. Er kommt, den Säumigen zu mahnen."

Der Oberst erhob sich von dem Sessel am Lager des jungen Mannes und öffnete.

Es war in der That Gaspard, der auf der Schwelle stand, eine verwetterte Soldatengestalt, mit narbenvollen, martialischen Zügen.

„Ist der Wagen bereit, Jean?" fragte der Oberst. „Nur wenige Augenblicke, bis unser Schützling sich angekleidet; er begleitet uns, wenn auch nur bis Perronet."

„Wenn es noch nöthig ist, daß mein Colonel selber nach Marseille geht!" entgegnete der Veteran in sichtlicher Aufregung, aber die Haltung militärischer Disciplin bewahrend. „Der Mathieu, der Kammerdiener und frühere Sergent unsers tapfern General Berthonet,

ist eben von Marseille eingetroffen mit einer Depesche für meinen Colonel. . . . O, mein Oberst, mein Oberst," fuhr der Alte fort, sich selber die Augen wischend, „der Mathieu hat geweint. . . . Ich fürchte, es steht schlimm um Frankreich."

Ein unwillkürlicher Ausruf der Bestürzung drang über des Obersten Lippen. Er winkte dem jungen Manne mit der Hand flüchtig zu und stürzte, von Jean gefolgt, aus dem Zimmer. Henri sprang hastig, sich des langen Schlafens halber zürnend, von seinem Lager auf und warf sich in die Kleider.

Eben war er damit zu Ende, als Oberst Maubourg abermals das Zimmer seines Gastes betrat. Eine tiefe Falte des Kummers lagerte auf der Stirne des ernsten Mannes; noch schmerzlicher, noch düsterer als bisher erschienen dem jungen Schützlinge die Züge seines Beschützers.

„Gaspard hat Recht," sagte er, „ich brauche nicht nach Marseille zu reisen. Die Kunde, die ich dort erwarten wollte, sie kam mir hier zuvor . . . Zu Asche diese Zeilen! Sie können leicht zu Verräthern werden. In meine Seele gräbt sie der Schmerz mit tiefen Lettern ein."

Er entzündete mittels eines Feuerzeuges eine der Kerzen des Armleuchters auf dem Kamine und verbrannte langsam das nur wenige Worte enthaltende Papier, welches seine Rechte hielt.

„Unsere Sache ist hoffnungslos," sagte er dann; „wenigstens für den Augenblick, — gescheitert unsere

Aussichten, vereitelt unsere Pläne. Ob Verrath die lange vorbereitete Entführung des Herzogs von Reichstadt vereitelt, ob Unvorsichtigkeit den Erfolg verwirkt, die Botschaft gibt davon keine Kunde. Sie kündet mir nur, daß alles verloren, daß unsere thätigsten Freunde, des Entführungscomplots verdächtig, gefangen oder überwacht, und der unglückliche Jüngling unter dem Scheine äußerer Ehren in strengerm Gewahrsam sei als je zuvor. Vorbei, vorbei — wenn nicht die Welt in ihren Fugen wankt — die Hoffnung Frankreichs auf des Todten Sohn, vorbei die Hoffnung des Einsamen, des gefangenen Kaisersohnes, auf seines Vaters erhabenes, schönes Erbe, auf sein unvergessenes Frankreich."

Thränen erstickten die Stimme des starken Mannes; er wußte nicht ein Mal, daß sie die eingesunkene Wange netzten. Eine lange Stille entstand. Tief bewegt, erschüttert stand Henri da. Er wußte nur zu wohl, ein Wort, noch so gut gemeint, so warm empfunden, sei Profanation in diesem Augenblicke, wo ein edeles Menschenherz überquoll im Ausdruck bittern Wehes.

Der Oberst war es, der von neuem das Wort ergriff. „Welch ein besseres Mittel gibt es," sagte er herzlich, dem jungen Manne die Hand reichend, „des eigenen Leides zu vergessen, als Anderer Leid zu theilen? Der Meine wollten Sie sein, mein junger Freund; lassen Sie uns jetzt die Rollen tauschen: ich der Ihre. Unthätig, müßig muß ich bei unserer verlorenen Sache stehen, bis der Verein der Obern unseres Bundes neue

Beschlüsse gefaßt. So kann ich mich denn Ihnen widmen, Henri, voll und ganz. Mag der Generalcommissar des Königs immerhin Gewaltmaßregeln gegen den Bonapartisten ausüben; noch gibt es Tribunale in Frankreich. Nichts Compromittirendes werden sie bei mir finden. Ich fürchte den Grafen Perronet nicht; ob auch der Boden, zu dem ich Sie geleiten will, seinen Namen trägt, es ist der Boden Frankreichs, des Frankreich, für das ich mein Blut vergossen. Mag er mich auf seinem eigenen Grund und Boden verhaften, wenn er den Muth dazu hat, — ich spare den Schergen Arbeit und eine Schande der französischen Uniform. Kommen Sie, Henri, ich begleite Sie nach Perronet."

„Herr Oberst, mein edeler Freund, mein Schützer, zu viel, zu viel! Womit habe ich so viel des Glückes verdient, so viel der Ehre? Und doch, nimmer darf ich zugeben, ... um meinetwillen Gefahr? . . . O, wären Sie mein Vater, Oberst Maubourg, oder wären wenigstens des Blutes Bande verbindend zwischen uns! So aber waltet nur die Sympathie, die heilige, aber rücksichtslose, und alle Gefühle, meiner Seele ganze, ungemessene Gluth hält der Gedanke in Schranken: was bin ich ihm, was ist Henri Walter gegen Oberst Maubourg? Weiß ich doch kaum, ob ich ein Recht zu diesem Namen habe."

„Was Sie mir sind?" fragte Maubourg sanft. „Ein Wesen, das Sympathie mit mir verbindet. Sie selber nannten heilig die Himmelsblume, die Gott aus seinem Paradiese in unser Herz sandte, daß sie dort

erblühe; und es ist mehr. Wie eine liebe, liebe Erinnerung blickt mir ihr Antlitz entgegen. Bekannte, verwandte Züge möchte ich in ihm entdecken! Ja, meiner theuern Mutter Auge, das längst geschlossen, schaut mich in Ihren Zügen, dem Leben erstanden, freundlich an. Wir wollen unsere Seelen, unser Empfinden wechseln, Henri, wollen austauschen Erlebtes, Erlittenes und Erträumtes, wie zwei alte, lange getrennte Freunde, wie Sohn und Vater. Und dann . . . nach Perronet!"

14.

Im Zimmer ihres Enkels weilte die alte Anna. Sie saß an dem kleinen Schreibtische Henri's und hatte ein Packet vergilbter Papiere vor sich, einige mit amtlichem Siegel versehen, die sie mit Hülfe einer hörnernen Brille aufmerksam, obwohl mit sichtlicher Mühe durchlas und dann in eine gewisse Ordnung zu bringen versuchte. Nie hatte die Greisin mehr einer Mumie geglichen als an diesem Morgen. Unheimlich leuchteten die Augen aus den welken Zügen; kein Schlaf war die ganze Nacht ihnen genaht. Unzusammenhängende Worte, bald ein jäher Schmerzenslaut, bald ein Fluch der Erbitterung drangen in buntem Gemisch über die eingesunkenen, farblosen Lippen.

So beschäftigt war sie in ihrer Thätigkeit, daß sie das Nahen schwerer Tritte auf dem Kiessande des

kleinen Vorgartens völlig überhörte. Selbst als es auf der Flur laut ward, blickte sie nicht empor; erst als die Thüre sich öffnete, hob sie das Auge.

So überraschend die Erscheinung des auf der Schwelle stehenden Mannes für sie sein mußte, verrieth doch keine Veränderung ihrer Züge eine Spur davon. Im Gegentheil, wie Hohn zuckte es um ihre Lippen.

„Ei, ei, ei,“ sagte sie, „der mächtige, gestrenge Herr Graf bei der armen, gefangenen Hexe . . . Nun, ist der Scheiterhaufen fertig?“

Sie lachte kurz auf und fuhr in ihrer Beschäftigung fort.

„Du bist wahnsinnig, Alte!“ Der Graf trat vor. Er sah diesen Morgen ungewöhnlich greisenhaft aus, seine Bewegungen waren matt und müde, obwohl er sich alle Mühe gab, kräftig zu erscheinen.

„Was machst du da?“ fuhr er fort, zum Schreibtische tretend und mit neugierigem Blicke die Papiere musternd.

„Kümmert's Euch?“ gab die Alte zurück. „Todte lasse ich aus Gräbern erstehen, mache Reiche arm, Arme reich, mache Glück und Unheil. . . . Was führt Euch her, Graf Perronet? Es ist noch früh am Tage. Kommt Ihr um Henri's willen? . . Ich weiß nichts von ihm.“

Der Graf zog einen Stuhl mit eigener Hand heran; die Greisin hatte ihm keinen Sitz angeboten. „Höre mich an, Alte,“ sagte er so milde, als es die rauhe Färbung seiner Stimme erlaubte. „Du weißt,

ich habe es immer gut mit dir gemeint, seit du meinen Sohn hergestellt . . . obwohl ich ihn später doch verlieren mußte. Mir selber hast du manchen heilsamen, stärkenden Trunk bereitet. Ich möchte dich nicht missen auf Perronet."

„Kann mir's denken," sagte die Alte höhnisch; „die Hexe ist ein nothwendiges Uebel. Aber wird ihrem Henri ein Haar gekrümmt, so schüttelt sie den Staub von ihren Sohlen und verflucht euch allesammt in die tiefste Hölle, den Buben obenan, eueres Hauses Schande, der seine Strafe verdient, weil er euern Grund und Boden schändet durch seine ehrlosen Streiche."

„Ein Jugendstreich, Alte! Sprich ehrerbietiger von Einem, der dem Perronet'schen Geschlechte angehört," fuhr der Greis auf.

Es gab einen Punkt, an den Keiner rühren durfte. Mutter Anna hatte es gewagt. „Zum Glück ist die Verwundung leichter, als wir gefürchtet," fuhr der Graf, milder werdend, fort; „und auf seinen Wunsch, aus Rücksicht auf dein Alter und deine Hülflosigkeit will ich die Verfolgung einstellen, die Untersuchung niederschlagen, eine Oeffentlichkeit des Vorfalles vermeiden. Aber nur unter der Bedingung, daß dein Enkel schriftlich erklärt, er sei zu einem Rendezvous mit der Zofe der Comtesse Melanie im Pavillon erschienen, und daß er wegen seiner That meinen Verwandten, den Chevalier George Déblas, um Verzeihung bittet."

Hell lachte die Alte auf. „Mehr nicht, Graf Perronet? Wenn ich nun aber Ihnen sage, daß der

Henri Walter von der Comtesse selber sich zu einer Zusammenkunft geladen glaubt, daß er ein Recht zu diesem Glauben besitzt, daß die Comtesse Melanie den Henri liebt?"

Mit geballter Faust schlug der Greis auf des Schreibtisches Platte. „Weib! Nur einer Wahnwitzigen verzeiht ein Perronet diese Schmach!"

Die Alte preßte ihre Stirne wie mit eisernen Klammern. „Bleiben wir ruhig, Herr Graf, wir sind ja Beide keine Kinder mehr. Ihr dürft mich nicht verwirren; mein armer Kopf ist ohnehin schwach genug. Setzt den Fall, der Henri Walter sei nicht der Enkel der alten Anna, er gehöre einer geachteten Familie an, die, wenn auch nicht edel, wie die Ihre, aber einen Namen führt, dessen Klang Millionen werth ist. Wenn er als solcher zu Euch träte und spräche: Graf Perronet, gebt mir Euere Enkelin, ich will sie lösen von Euch, wie's im Märchen steht, mit ihrem Gewichte in purem Golde?"

„Genug!" Der Graf machte eine befehlende Bewegung. „Meinst du, ich sei gekommen, deine wahnsinnigen Reden anzuhören? Was kümmert mich der Bursche, der sich in meines Hauses Frieden zu drängen wagte? Sei er ein Bettler oder ein Fürstensohn — Comtesse Melanie Perronet wird die Gattin des Chevalier George Déblas. Die Gnade Sr. Majestät des Königs wird diesem als letzten Sprossen des Geschlechtes Perronet den Grafentitel verleihen, wie einst mir selber durch seines Ahnen Huld nach meines Ver-

wandten Tode der Titel verliehen wurde. So lange hoffe ich zu leben, so lange will ich leben — hörst du, Alte! Ich will — und du sollst mir dazu verhelfen."

„Ich? Ei, ich begreife: die alten Kräfte bedürfen neuen Aufschwunges, besonders heute. Nicht, Herr Graf Perronet? Ein kräftig Heiltränklein, die Lebensgeister zu erfrischen? Sollt's haben, Graf Perronet, sollt's haben, damit Euer Wille geschehe, und der Tod, dem Ihr, der Greis, den Krieg erklärt, nicht eher Euch heimsuche, bis Euere Enkelin des feinen, tapfern Chevaliers Weib geworden und Eueres Geschlechtes Weiterblühen sicher ist."

„Kannst du es mir bereiten, Anna? . . . Bald? Ich habe Eile. Diese Börse für dich, und Milde für deinen Enkel!"

Er legte einen Beutel auf den Schreibtisch. Freilich schien der Inhalt die seidenen Maschen desselben nicht eben anzuspannen; so wenig Vermögen der Greis sein nannte, so wenig Großmuth war ihm eigen.

Mit einer beinahe verächtlichen Handbewegung streifte die alte Frau das Geld von der Stätte, die Henri's Studien, seinen geistigen Beschäftigungen und Erholungen diente. „Es ist schon gut; ich kann Euch zum Wohlsein verhelfen, und ich will's. Seht bleich und verfallen aus, alter Herr, und müßt doch heute munter und rüstig sein. Geht heute nicht der Jäger des Königs auf die Menschenjagd? Treffen seine Bluthunde nicht ein, heut' in der Frühe?"

„Weib!" Des alten Edelmannes Augen schossen Blitze; aber noch zu rechter Zeit besann er sich. „Ein nothwendiges Uebel" hatte die Hexe sich selber genannt. Er zuckte mit den Achseln und wandte ihr den Rücken.

„Ich werde hier warten," sagte er. „Geh' in deine Hexenküche und braue zusammen, wessen ich bedarf. Schon ein Mal kostete ich einen ähnlichen Trunk; er war rasch bereitet und that vollauf seine Wirkung. Einen gleichen will ich heute — in gleicher Frist."

Die Alte hatte sich erhoben; sie neigte pagodenhaft das zitternde Haupt wieder und wieder, während abermals ein Murmeln des Selbstgespräches über ihre Lippen quoll. Sie raffte die Papiere zusammen und barg sie in einer Tasche ihres Kleides; dann schickte sie sich an, das Zimmer zu verlassen.

Auf der Schwelle blieb sie stehen.

„Vergeßt nicht, Graf Perronet," sagte sie, „Ihr seid in einem fremden Hause. Mehr noch: Henri Walter's Zimmer ist's, das Euch umschließt; sein Sessel, der Euch birgt, seine Bücher, seine Schreibereien, seines Fleißes, seiner Gelehrsamkeit Zeugniß. Rührt nicht daran, Graf Perronet. Das Alter ist neugierig; aber mein Verjüngungstrank ist unwirksam, verfallt Ihr in des Greisenthums Unarten! Hört Ihr?"

Sie lachte laut auf, ein seltsames, schrilles Lachen. Zum ersten Male, obwohl an der Alten Seltsamkeiten gewöhnt, durchschauerte dies Lachen des Edelmannes Mark und Bein. Ihm war's, als müsse er diesen Ort fliehen. Er wollte den bestellten Trank verbitten;

aber die Nothwendigkeit, die Erfahrung, welche er hatte von der Heilwirkung der Arznei, die Anna's Hand bereitete, überwogen das unheimliche Gefühl des Augenblicks.

Die Alte war gegangen, ihr Tritt verhallt. Die Küche, welche der von den Dorfbewohnern in Krankheitsfällen stets in Anspruch genommenen „weisen Frau" zur Apotheke diente, befand sich an der Hinterseite des kleinen Hauses. Der Graf blickte sich um, — er wollte seinen Gedanken eine andere Richtung geben. Er besaß Bildung genug, genug des edelmännischen Sinnes, um den Geist, der in diesen Räumen waltete, zu verstehen und — wenn auch wider Willen und gezwungen — zu achten. Er las die Titel der in den Realen sorgsam geordneten Bücher; zu berühren wagte er keines. Er musterte die Kupferstiche und Gemälde an den Wänden, Copieen von Meisterwerken. Unwillkürlich drängte sich seiner Seele die Erinnerung an die wüst aussehende, fast stets die Spuren der Schlemmerei verrathende Behausung des Chevaliers auf, die er erst vor Kurzem verlassen, überzeugt von der Gefahrlosigkeit der Verwundung seines Günstlings.

Er warf den Kopf zurück, als wolle er alle seine Gedanken von sich abschütteln. „Habe ich's anders gemacht?" sagte er fast laut vor sich hin, „und bin doch Léonard Graf Perronet, und auch mit mir zufrieden!"

„Zufrieden?" War es die innere Stimme, die ahnungsvoll durch seine Seele tönte und mit düstern

Schatten seine Stirne und sein Herz umwob? An des hohen Alters Grenze war er angelangt — hatte er des Menschendaseins süßeste Blüthen je gekannt: Liebe und Zufriedenheit?

Finster zogen sich die weißen, buschigen Brauen zusammen, im Aeußern die Stimmung seiner Seele abspiegelnd.

„Pardon! Man wies mich hierher, als zur Wohnung der weisen Frau von Perronet. Allein mir scheint, man hat mich falsch berichtet."

Aus seinem Gedankengange aufgeschreckt, blickte der Graf empor zur Schwelle, woher die Stimme eines Eintretenden tönte, dessen Nahen er gänzlich überhört haben mußte. Es war ein Greis, wie er selber, ebenfalls eine hagere, wenn auch kleinere Gestalt, in einem Reiseanzuge von feinem, dunkelm Stoffe, in der ganzen Erscheinung, so schmucklos sie sich bot, Wohlhabenheit verrathend. Aber obwohl eher jünger als älter, war der Fremde doch gebeugter, greisenhafter, sich eines Stockes zur Stütze bedienend, und zeigte weit sichtlicher jene Spuren im Antlitz, die das Alter den Zügen des gräflichen Besitzers von Perronet erspart hatte.

Der Edelmann grüßte leicht zurück. Die Störung war ihm eben recht, um die trüben Schatten aus seiner Seele zu scheuchen, die ihn zu bemeistern drohten. Höflicher, als es sonst wohl seine Gewohnheit war, erwiderte er: „Treten Sie immerhin ein, mein Herr; Sie sind am rechten Orte. Die Alte ist eben in ihrer Hexenküche beschäftigt. Dieser Raum ist die Wohnung

eines überspannten Burschen, der sich Schöngeist dünkt. Die Alte gibt ihn für ihren Enkel aus. . . . Sie sind fremd auf Perronet?" unterbrach er sich, in der Hoffnung, den Grund des Besuches zu erfahren.

„Ja, mein Herr, meine Heimath ist Deutschland. Ich bin Kaufmann, aus Hamburg, Ehrenkranz ist mein Name und meine Firma, seit langen Jahren ist das Haus bekannt. Ich weiß nicht, mein Herr, ob Sie in geschäftlichen Beziehungen . . ."

Das abweisende Lächeln eines in seinen edelmännischen Gefühlen verletzten Aristokraten zeigte sich auf des alten Herrn Antlitz. „Mein Name ist Léonard Graf Perronet. Ich bin der Besitzer dieser Herrschaft."

Der Kaufmann machte eine grüßende Bewegung des Hauptes, eine Verbeugung konnte man es kaum nennen. Der Graf bemerkte, daß sein Blick wie in unwillkürlicher Frage auf ihm ruhte.

„Meine Anwesenheit hier wird Ihnen vielleicht auffallen," beeilte er sich zu erklären. „Allein die Sorge um einen theuern Verwandten trieb mich her, den ein Elender gestern in frevelhafter Weise durch einen Messerstoß verwundete, zum Glück ohne lebensgefährliche Folgen. Die Alte ist eine geschickte Heilkünstlerin, sie kennt manche Arznei gegen Krankheiten und Wunden, die den hochweisen Herren der medicinischen Gelehrtheit fremd sind."

„Dieser Ruf eben ist es, der mich nach Perronet führt," entgegnete der Kaufmann. „Seit längerer Zeit befinde ich mich in Marseille, auf Rath der Aerzte. Sie

haben der Wittwe meines Sohnes, dem einzigen Wesen, das ich auf Erden mein nennen darf, eine mildere Luft empfohlen, als unser rauhes Klima des Nordens sie einer Leidenden zu bieten vermag. Allein auch hier befriedigt der Theuern Befinden nicht meine Hoffnung. Denn tiefes Seelenleid lähmt des Körpers Mechanismus," fügte er mit einem Seufzer hinzu, unwillkürlich die eigene gebrochene Gestalt mit einem langen, schmerzlichen Blicke streifend. „Auch ich war einst ein Anderer, hoffte so zu bleiben!"

„Ich verstehe. Sie wollen die Hülfe der Alten für Ihre Schwiegertochter in Anspruch nehmen. Daß Seelenleid schwer zu überwinden, begreife ich. Wer hat nicht seinen Kummer? Auch ich verlor den einzigen Sohn und Erben; die Zukunft des Hauses Perronet ruht auf eines Mädchens Schulter, meiner Enkelin. Ein Unfall raubte ihr den Vater, ein tödtliches Fieber die Mutter . . . Schicksal, Herr, Schicksal!"

„Es gewährte Ihnen noch das bessere Loos, Herr Graf," entgegnete der Kaufmann. „Auf Ihres Sohnes Kind, und sei es immer ein Mädchen, vermögen Sie Ihre Liebe zu übertragen, sich zu freuen an der Knospe Erblühen zur Blume. Auch ich besitze einen Enkel, einen Knaben sogar. Er hätte mein Glück sein können, die Wonne seiner Mutter, die Zukunft des Hauses. Ein verbrecherisches Weib raubte das Kind, von unerklärlichem Beweggrunde getrieben, aus der Hut seiner Pflegerin in einer Nacht des Schreckens. Mehr als zwanzig Jahre sind verstrichen seit jener Nacht, der-

selben, in der französische Soldaten, pochend auf Gesetz und Recht, meinen Sohn, Franz Ehrenkranz, laut Urtheil eines zusammengepreßten Kriegsgerichts als Schmuggler englischer Waaren auf deutsches Küstengebiet standrechtlich erschossen!"

Von tiefer Bewegung überwältigt, hielt der Kaufmann inne. Nicht ohne Interesse war der Graf seiner Erzählung gefolgt. Keiner von Beiden hatte eine Ahnung, daß seit wenigen Augenblicken die alte Bewohnerin des Hauses hinter der Thüre stand, welche Henri's kleines Schlafgemach mit seinem Arbeitszimmer verband. Sie hatte im Vorderzimmer reden gehört und sich von des neuen Gastes Persönlichkeit überzeugen wollen, ehe sie eintrat. Nun aber stand sie mit verhaltenem Athem da, mit Mühe den Aufschrei dämpfend, der bei dem Anblicke des Unerwarteten ihre Brust zu sprengen drohte. Sie hielt bald die funkelnden Augen auf die beiden Greise gerichtet, bald das Ohr an die Thürspalte gepreßt.

„Ich beklage Sie von ganzem Herzen," erwiderte der Graf eben. „Ein neues zu den vielen Opfern des corsischen Gewalthabers! Noch jetzt leiden die Gutgesinnten an den Folgen. Eine Bande Elender, freilich unter dem Schutze hochtönender Namen, vom Usurpator mit Titel und Würden belohnt, bedroht unter der Bezeichnung »Rächer des Todten« das Eigenthum und die Sicherheit der getreuen Anhänger des Königthums. Se. Majestät hat mich zum Generalcommissar ernannt, dem Gesindel das Handwerk zu legen. Noch heute —

ich erwarte Militair auf Perronet — wird ein Hochverdächtiger, ein Oberst des Corsen, die Schwere meiner Hand empfinden: Oberst Maubourg."

„Maubourg?" Auf sprang der Kaufmann, die furchtbarste Aufregung prägte sich in seinen Zügen aus. „Aber nein, es ist nicht möglich, nicht möglich; der Name täuschte mich, wie schon einige Male. Und doch berührt er mich, so oft ich ihn vernehme, mit unsagbarer Gewalt! . . . Der Maubourg, den ich meine, obwohl dieser Name nur ein geborgter, war vor langen Jahren Douane-Offizier in einem Oertchen der hannover'schen Küste, Scharnrode genannt. Als ich in Angelegenheiten der Ehre ihn suchte, kaum von schwerer Krankheit erstanden, — ihn suchte, um gut zu machen, was ein mir theuerer Todter einst an seinem Vater verschuldet, als ich ihm Reichthum bringen wollte, Reichthum dem Manne, der meines Sohnes Bluturtheil decretirt, war er längst nach Spanien commandirt und dort gefallen. Mir ward die officielle Bestätigung seines Todes auf dem Schlachtfelde von Valencia."

„Reichthum dem Bonapartisten?" rief der Graf auffahrend; „das fehlte noch. Im Namen Seiner Majestät lege ich Beschlag auf alles, was einem des Hochverrathes Verdächtigen zukommt, ehe über dessen Schuld oder Unschuld entschieden. Im erstern Falle ist Confiscation seines Besitzes selbstverständlich. Sie sind mir verantwortlich für Ihre Aussagen, mein Herr; denn der Maubourg, den Sie suchen, ist derselbe, den ich Ihnen genannt. Ich weiß, daß er einst Douane-

Offizier war, weiß, daß er für todt auf dem Schlachtfelde von Valencia liegen geblieben, und durch Beihülfe eines mitleidigen spanischen Priesters, der in der Brust des jungen Offiziers noch eine Lebensspur entdeckte, dem Dasein neu erstand. Er avancirte zum Oberst, er hätte, wäre es sein Wille gewesen, General werden können. Seit des Tyrannen Sturz lebt er einsiedlerisch, Verschwörungen spinnend, auf einem kleinen Besitze hier in der Nähe. . . Und was sehe ich?" unterbrach er sich, hastig von seinem Sitze auffahrend und an das Fenster tretend. Welche Dreistigkeit! Ich täusche mich nicht . . . er ist es selber, dort im Wagen, und der Verbrecher an meinem Verwandten an seiner Seite."

In der That rollte eben ein offener Wagen, von zwei kräftigen Pferden gezogen und von einem Kutscher in einfacher, brauner Livrée gelenkt, dem Hause der alten Anna zu. Oberst Maubourg und Henri Walther saßen neben einander im Fond. In vertraulicher, sie ausschließlich beschäftigender Unterhaltung begriffen, hatten Beide nicht des Weges geachtet, kaum bemerkten sie jetzt, daß sie das Ziel der Fahrt erreicht hatten.

Erst das Anhalten des Wagens unterbrach ihren Gedankenaustausch. Der Oberst drückte die Hand seines neu gewonnenen jungen Freundes.

„Wir kennen uns beide nun," sagte er herzlich. „Wer die Vergangenheit rückhaltlos eröffnet, ist für das Leben gebunden. Bitterkeit, Einsamkeit, Täuschung ist das Ergebniß der Rechnung meines Daseins. Vor gleichem Resultate Sie zu bewahren, Henri, vergönnen Sie mir

eine Unterredung mit der alten Frau, die sich Ihre Großmutter nennt. Mir ahnt, die Aeußerungen derselben, die Sie mit gerechten Zweifeln erfüllen, sind mehr als verwirrte Einbildungen kindischen Alters. Mir selber kommt die Greisin, je mehr ich mir ihre Züge in's Gedächtniß rufe, nicht unbekannt vor. Mir ist, als ob ich vor langen Jahren, noch mit den Ereignissen zu Scharnrode verwebt, diesem Antlitz schon begegnete. Die nächste Stunde wird uns Klarheit bringen. Möge Gott dazu uns Beistand leihen!"

Mit diesen Worten war er, von Henri gefolgt, aus dem Wagen gestiegen und in das kleine Haus der Greisin getreten.

Henri legte die Hand auf den Drücker der nächstliegenden Thüre. „Dieses Zimmer ist mein," sagte er. „Vergönnen Sie mir, Sie hier als meinen verehrten Gast begrüßen zu dürfen, ehe ich die alte Frau benachrichtige."

Er öffnete die Thüre. Maubourg trat über die Schwelle — ein Ausruf der Ueberraschung entfuhr seinen Lippen.

„Graf Perronet! hier?"

Hastig drängte sich Henri wie zur Deckung des Freundes, zwischen den Obersten und den alten Edelmann. Auf Ehrenkranz achtete Keiner. Der Kaufmann hatte sich in den Hintergrund des Zimmers zurückgezogen und starrte forschend in des Bonapartisten Antlitz, das alt geworden vor dem Alter. Das Leid hatte in diesen Zügen den Jahren den Sieg entwunden.

Der junge Mann grüßte mit einer respectvollen Verbeugung den Greis, in dessen Dienst er stand. „Ihre Gegenwart, Herr Graf, so überraschend sie mir erscheint unter dem Dache der Mutter Anna, in dem Gemache, das ich seit Jahren das meine nenne, ist mir eine hohe Ehre."

„Ich wußte nicht," entgegnete der Graf kalt, „daß der Elende, der seine Hände mit dem Blute des Perronet'schen Geschlechtes befleckte, des Hauses, das ihm Obdach und Brod gewährte, Unverschämtheit genug besitze, die Stätte seiner That, die er im Bewußtsein seiner Schuld geflohen, auf's neue zu betreten. Im Interesse des Verwundeten weile ich hier, eines Trankes halber, den die Alte zu bereiten versprochen. Mit einem Verbrecher diese Stätte theilen, hieße seinen Frevel billigen. Sie werden bis auf Weiteres dieses Zimmer nicht verlassen!"

„Mich gerechter Untersuchung, gerechtem Spruche zu stellen, war die Absicht, die mich nach Perronet zurückführte. Meine Flucht war ein Irrthum, — ein Irrthum läßt sich sühnen. Ich erwarte hier Gericht und Strafe."

Währenddem schien Oberst Maubourg mit einem Entschlusse zu ringen; der Zwiespalt, die Unentschlossenheit seines Innern spiegelten sich in seinen Zügen. Endlich hatte er überwunden, seine Stirne glättete sich. Er schritt auf den Grafen zu. Sein Haupt leicht verneigend, wie es dem Jüngern ziemt vor dem Greisen, dem minder Hochstehenden vor dem Höhern, sagte er:

„Lassen Sie mein Kommen, der ich nie zuvor diesen Boden betrat, lassen Sie Ihre Anwesenheit an dieser Stätte einen Wink der Vorsehung bedeuten, Herr Graf. Friede ist das Gebot, das der allgütige Schöpfer dem Menschen zuruft, und je mehr der Jahre Last sich kühlend, dämpfend auf die Leidenschaften, auf die Wirkung heißen Blutes legt, je mehr ersehnen wir den Frieden, den innern wie den äußern. Ein alter Mann fast bin ich, Sie ein Greis. Warum auf Grund vaguer Gerüchte, vorgefaßter Meinung, warum auf Grund politischer und persönlicher Abneigung zwischen uns eine Lunte werfen, die ein Pulverfaß entzünden kann? Ich weiß von Ihrer neuen Würde, kenne Ihre Vollmacht und Gewalt. Ich bitte Sie, Herr Graf von Perronet, den Edelmann, den Greis: mißbrauchen Sie nicht, was Ihnen verliehen. Ich bin zu jeder Verantwortung bereit. Vergreift sich aber Gewalt an mir, dann . . . Ich bin ein Nichts im großen Spiele der Parteien, ich bin so wenig als Sie. Aber diese Parteien, diese Meinungen, die unser schönes Frankreich theilen, schwächen, — sie stehen hinter uns. Nicht Perronet und Maubourg, — hie Bourbon! hie Napoleon! heißt die Devise unserer Gegnerschaft.“

Der Mann im Winkel hinter dem Sprechenden zitterte. Ein seltsames Gefühl beschlich ihn; ihm war, als müsse er den Mann, der so reden konnte, in seine Arme schließen, als theuern, lange Vermißten grüßen. Aber dieser Mund hatte seines Sohnes Urtheil gesprochen, diese Hand es besiegelt! Kein Zweifel blieb

ihm mehr: die Todten wurden lebendig, Henri Maubourg, sein Neffe, war es, der ihm gegenüber stand.

Mit eisiger Kälte, die an verletzenden Hohn streifte, wandte der Graf sich ab. „Unsere Rechnung, Herr Oberst Maubourg, schließe ich auf anderm Gebiete ab. Ist Ihnen meine Eigenschaft als Bevollmächtigter Sr. Majestät bekannt, so werden Sie einsehen, daß nichts Persönliches zwischen uns verhandelt werden darf. Ein Anderer aber" — seine Hand deutete auf den Kaufmann —, „ein Anderer, den ebenfalls ein Zufall an diese Stätte führte, hat Ihnen eine Mittheilung zu machen. Möge er Ihnen eine verkörperte Mahnung des Gewissens sein, ein lebender Vorwurf an eine Blutthat im Dienste der Tyrannei."

Der Oberst richtete den Blick auf den greisen Mann, der nun langsam, auf seinen Stock gelehnt, ihm gegenüber trat.

„Henri Maubourg, nein, nicht Maubourg, — mit diesem deinem erborgten Namen habe ich nichts zu schaffen in dieser Stunde," sagte er mit erstickter Stimme. „Blicke mich an, in diese schlaggelähmten, gramdurchfurchten Züge blicke . . . erkennst du sie, Henri de Déplacet?"

„Déplacet!" Wie ein Echo schrie der Graf Perronet den Namen auf, den der Kaufmann nannte. „Déplacet?"

Der Oberst übernahm die Antwort. „Ja, Herr Graf, Déplacet nannte sich mein Vater, der Gemahl der Schwester dieses Herrn; sie war meine Mutter. Beide

sind mir leider zu früh entrissen worden Ja, ich erkenne dieses Antlitz, nach dem ich mich gesehnt, trotzdem dessen Auge mir nimmer in Liebe geglänzt. Ich schmachte nach einem Worte aus Verwandtenmunde, obwohl diese Lippen nur Härte und Fluch für mich gehabt. Längst hätte ich diese Stunde gesucht; aber ich wollte mich nicht ungebeten in einen Kreis Glücklicher drängen, durch mich glücklich Gewordener, als heische ich meinen Lohn. Nun aber betrachten Sie wenigstens, mein Oheim, diese Stunde als eine gottgesandte: Ihre Hand dem Sohne Ihrer Schwester!"

Er machte eine Bewegung, als wolle er zu des alten Mannes Füßen sinken — mit einer rauhen Bewegung stieß Thomas Ehrenkranz ihn zurück.

„Was reden Sie von Glück, das Sie geschaffen haben wollen?" fragte er, und ein Abglanz des Ehrenkranz von einst zeigte sich in des Greises Haltung und Stimme. „Ich verstehe Sie nicht. Ich weiß nur, daß Ihr Name mit einer entsetzlichen Katastrophe eng verbunden, die mich und eine Andere, eine Gute, Edele, namenlos unglücklich machte. Ihre Hand bieten Sie mir? ... Dem Vater die Hand, die des Sohnes Todesurtheil sanctionirte und vollziehen ließ?"

Mit verwirrtem Ausdrucke starrte Maubourg auf Ehrenkranz, während Henri eine hastige Bewegung machte, als ob er reden wolle, und nur mit Mühe an sich hielt.

Graf Perronet aber hatte des Sessels Lehne umklammert; seine Züge verriethen die höchste Aufregung,

jeder Nerv, jede Fiber schien auf das äußerste angespannt.

„Vollziehen ließ?“ Wie ein Schrei der Verzweiflung drang es aus des Obersten Brust. „Allmächtiger Gott! Sie wissen nicht . . .“

Wie mit Eisenklammern packte Ehrenkranz des Neffen Arm. „Wissen? . . . Was, was?“

„Daß ich“ — die Stimme drohte Maubourg zu versagen — „daß ich einwilligte, stumm und blind zu sein, einwilligte, einen andern, völlig unschuldigen Jüngling, der mich auf seinen Knieen um diese Gunst beschwor, die Rolle mit Franz Ehrenkranz tauschen zu lassen — als ich erfuhr, daß er heimlich der Gatte eines braven Mädchens, Vater eines zarten Knaben war. Mit dem Fluche des verzweifelnden Vaters hatte mich mein Oheim belastet, weil ich ein Sklave meiner Pflicht sein mußte. Ich konnte ihn lösen. Ein Opfer forderte die Gerechtigkeit, aber die Gerechtigkeit ist blind. Ich gab mich her, sie zu betrügen. Kleidung und Papiere tauschten die gleichalterigen, gleich gewachsenen jungen Leute. Einer von ihnen blieb, um zum Tode geführt, auf der Stelle, wo er gefallen, verscharrt zu werden. Der Andere ging frei, unbehelligt, im nahen Cuxhaven ein Schiff zu gewinnen, das ihn jenseits des Oceans barg. Der Freie, der Unbehelligte war Franz Ehrenkranz.“

„Mein Sohn . . . gerettet!“ Der Kaufmann schwankte wie ein Trunkener.

„Aber nein, nein! . . . Eine Lüge, ein Fallstrick! . . . Nichts weiter hörte ich von meinem Franz seit jener Unheilsnacht. Und wer war der Andere, dem Ihr den Opfertod für meinen Sohn vergönntet? Ihr besinnt Euch, Ihr wißt ihn nicht. . . . Lüge ist alles. . . . Es gibt keine Martyrer mehr."

„Es gibt Martyrer, Thomas Ehrenkranz!" Geräuschlos hatte Mutter Anna die Mittelthüre geöffnet. Wie eine Erscheinung, dem Grabe entstiegen, einen zinnernen Becher mit dampfender Flüssigkeit in der Hand, stand die Greisin auf der Schwelle.

„Es gibt Martyrer, Thomas Ehrenkranz," fuhr sie vortretend fort, den Becher auf ein Seitentischchen stellend und dicht vor den Kaufmann tretend. „Die Wahrheit spricht dieser hier . . . Der sich um Anna Werner, deines Sohnes Weibes halber opferte, war Friede Backer, der Enkel Altmarikens zu Scharnrode, — mein Enkel, Thomas Ehrenkranz!"

„Weib, Weib!" — der Krückstock glitt dem Kaufmanne aus der Hand — „häufe nicht Lüge zu Verbrechen! Ich lasse dich nicht aus diesen Händen, und sollte ich dich bis zu der Ewigkeit Pforte schleppen. Friede Backer ist mit der Atalanta verunglückt und versunken."

„Ist Einer versunken in des Meeres Tiefe, so war es dein Sohn unter meines Enkels Namen. Unter dem Grabhügel des Gerichteten zu Scharnrode aber liegt Friede Backer. Da" — und sie warf die zusammengefaltenen Papiere hin, die sie bei des Grafen Eintritt an Henri's Schreibtische geordnet, — „da,

überzeuge dich selber: hier der Brief meines Friede, hier deines Sohnes Eheschein, . . . und hier, hier“ — ihre Stimme ging in ein kreischendes Schluchzen über — „die Papiere deines Enkels, alter Mann, des Knaben, den ich geraubt, weil ich’s nicht tragen konnte, euch im Glücke zu wissen um meines Fleisches und Blutes Preis! Lies, alter Kaufmann, lies, daß du glaubst! Und findest du die Rechnung richtig, dann nimm ihn hin, der das Licht und das Glück meines Alters war. Ich wollte ihn besitzen, bis der Todesengel mein Auge schlösse. Er selber brach schon früher das Band. Dort, dort, Thomas Ehrenkranz, . . . der Sohn deines Franz, Anna’s Sohn . . . dein Enkel!“

Mit vor Erregung verzerrtem Antlitz stand die Alte da. Lebhaft traten die Ereignisse jener Schreckensnacht vor zwanzig Jahren wieder vor ihr Auge, da sie in halbem Wahnsinn das Kind der Anna Werner und des Franz Ehrenkranz den Armen der treuen Pflegerin entführte, um Jenen Qual zu bereiten, die ihrer Meinung nach durch den Opfertod des geliebten Enkels gerettet und glücklich geworden.

Mit flüchtigen Blicken hatte der Kaufmann die Papiere überflogen. Von ihnen fiel sein Auge auf den jungen Mann, den ihm der Alten Geberde bezeichnete. Forschend starrte er dem fassungslosen, vor unsagbarer Erregung todtbleichen Henri einen Augenblick in’s Antlitz: die Augen des Greises und des Jünglings Augen trafen sich.

„Großvater!“

In die Arme des Wiedergefundenen, nie Gekannten warf sich Ehrenkranz. „Meines Sohnes Stimme, meiner Tochter Züge! .... Ich segne dich, mein theuerer, geliebter Enkel!“

„Und segnest du mich,“ rief Henri in überströmendem Gefühl, „so quelle als erste Blüthe dieses Segens Liebe, Vergebung: Vergebung dieser Greisin! Ihr danke ich, daß ich würdig bin, dieses Edeln Freund zu sein, meines Schützers, zu dem mich Neigung zog, ehe ich wußte, daß Bande des Blutes uns einen. Aus seinem Munde vernahm ich eben vor dieser Stunde, was in ihr, seit dieser Raum uns umfängt, verhandelt wurde. Zwischen ihm und mir theile deine Liebe! Er hat sie verdient.“

Wortlos wandte sich Thomas Ehrenkranz von dem jungen Manne ab. „Vergebung ... Liebe,“ sagte er, des Enkels Worte wiederholend, „wohl: dir diese Hand, des Opfers halber, dir Vergebung! ... Und dir, Henri de Déplacet, die Bitte, zu vergessen, von einem bereuenden Greise, der dir Unrecht that, ... dir mein Herz, meine Liebe!“

Eine enge Umschlingung vereinte drei Alter. Wie dem Augenblicke entrückt, standen die verwandten Männer Brust an Brust, Herz an Herz.

Trockenen Auges, ganz Ohr, aber die Seele nur von einem Gedanken erfüllt, hatte Graf Léonard Perronet der Entwickelung der Scene beigewohnt. Weit entfernt war dieser Gedanke aber von den geheiligten Empfindungen, die der kleinen Gruppe Seelen erfüllten, und

die selbst Altmarikens Herz, mumienhaft eingetrocknet, wie sie selber, mit heiligen Schauern durchgossen.

Jetzt kam sie geräuschlos an des Edelmanns Seite. „Nun, Graf Perronet," flüsterte sie ihm in's Ohr, „wollt Ihr Eure Enkelin dem Enkel und Erben des reichsten Handelsherrn zu Hamburg als Gemahlin geben? Denkt an das Gewicht in purem Golde, das ich Euch jüngst versprach."

Unsanft stieß der Greis sie zurück. Ein neues Ereigniß schien seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen — er lauschte eifrig. Aus weiter Ferne klang es wie Trommelschlag zum entlegenen Hause der Dorfstraße von der Chaussée her, die in einiger Entfernung nach der Straße zum Gute Perronet abzweigte.

„Nun, Graf Perronet?" wiederholte die Alte dringender. „Wollt Ihr?"

Ein Lächeln wie ein Ausdruck des befriedigten Hasses, des Triumphes, glitt über Perronet's Züge. „Hältst du mich für wahnsinnig, wie du selber und diese Leute es sind?" fragte er verächtlich. „Was habe ich damit zu schaffen? . . . Hast du den Trank bereitet? Geschwind, gib; ich will nicht, daß Einer gewahre, daß er für mich bestimmt ist."

Mit einer lautlosen Bewegung nahm die Alte den Zinnbecher vom Tische und bot ihn dem Edelmanne.

„Graf Perronet, Ihr seid ein Greis! Laßt Segen hinter Euch! Der Engel des Todes, er wartet nicht, und »zu spät« ruft das Gewissen. Macht zwei junge Herzen glücklich, alter Mann, gebt . . ."

Sie hätte eben so gut in den Wind sprechen können, als zu dem Ohre des greisen Edelmannes. Während der Graf dem mehr und mehr sich nähernden Schall der Trommeln lauschte, beobachtete er aufmerksam die Gruppe der Männer an der entgegengesetzten Seite des Zimmers, die, ganz und voll mit einander beschäftigt, der Anwesenheit des Gebieters von Perronet für den Augenblick vergessen zu haben schienen. Ihnen den Rücken wendend, daß selbst kein zufälliger Blick seine Bewegung zu beobachten vermochte, hob er den Becher an die Lippen. Ein würziger, kräuterhafter Duft entstieg dem dunkeln Safte.

Mit stieren Augen verfolgte die Alte des Edelmannes Hand. Aller Haß, der sich seit Jahren gegen den harten, erbarmungslosen Aristokraten in ihr gesammelt, die einstmalige Drohung, sie durch seine Hunde von seinem Grund und Boden hetzen zu lassen, der unvergessene Peitschenhieb in einem jähzornigen Anfall — alles das vereinigte sich in diesem Augenblicke zu wildem Rachedurst.

„Wohl bekomm es," murmelte sie, „dem großen, tugendreichen Grafen Perronet, was die Hölle ihm gebraut!"

„Was flüsterst du da?" Der Greis ließ Hand und Becher sinken. „Ich traue dir nicht, Weib!"

„Zaubersprüche zur Wirksamkeit." Unterdrückt wie die Frage, klang die Antwort. „Sie sind nöthig."

„Ist's auch dein Trank?" Ein plötzlicher Verdacht schien in Perronet emporzusteigen ... mit einer raschen

Bewegung hielt er den Becher an der Alten Lippen: „Trink!"

Ein heiseres Lachen entwand sich der Brust Altmarikens. Einen Blick warf sie auf den geliebten Jüngling — sie wußte wohl, daß er für sie verloren — einen zweiten auf Perronet; dann schlürfte sie gierig von dem ihr dargebotenen Safte.

„Er reicht für uns Beide."

„Genug, ich glaube dir." Von den Lippen der Alten zog die welke aristokratische Hand des Grafen das zinnerne Gefäß, um es mit der entgegengesetzten Seite des Randes an den eigenen Mund zu bringen. Er mochte, über den Inhalt beruhigt, von der Schmälerung des Maßes einen Mangel der Wirksamkeit befürchten, denn mit einem Zuge leerte er den Becher. Wie Feuersgluth durchdrang es seine Adern, belebend, verjüngend. Nie hatte er sich frischer, kräftiger gefühlt, — und er bedurfte der Frische, der Kraft für die kommende Stunde.

Nun trat er mit festem, elastischem Schritte zu den Dreien. Jede Spur des Entgegenkommens, das er vorhin dem Kaufmanne bewiesen, war geschwunden, jeder Zoll an ihm war Aristokrat: der strenge Graf und Herr zu Perronet.

„Herr Ehrenkranz!"

Die Männer blickten, durch die herbe, gebieterische Stimme in die Situation zurückgerufen, empor. Der Ernst des Augenblickes überwog die geheiligte, gefühlvolle Stimmung.

„Ich habe in meinem und im Namen meiner Verwandten um Verzeihung für einen Verstoß zu bitten,“ sagte der Kaufmann, das Wort nehmend. „Allein, Sie waren Zeuge des Vorgefallenen, Herr Graf, und werden mit uns fühlen, als Mensch mehr denn als Aristokrat, daß in Augenblicken, wie die entwichenen, conventionelle Form ....“

„Ich verlange keine Rücksicht von Personen, die ich nicht kenne, oder die meiner Berücksichtigung unwerth sind. Ich habe nur, kraft meiner doppelten Rechte als Grundherr dieses Bodens und General-Commissar Sr. Majestät des Königs, eine Frage Ihnen vorzulegen.“

„Der Chef des Hauses Ehrenkranz blieb nie etwas schuldig, am wenigsten eine Antwort. Nur ein unbefriedigter Gläubiger vermochte bis heute aufzutreten wider ihn — Gott sei Dank — nur bis heute. Was wünschen Sie, Herr Graf?“

Der Ton des Kaufherrn, eines Fürsten in seinem Kreise, stand an Kälte und Würde nicht hinter dem des Grafen zurück.

„Sie nannten den Namen Déplacet, mein Herr, brachten ihn in Verbindung mit einem Manne, der sich seit Jahren Maubourg nennt, unter diesem Namen sich einen Rang in der Armee des Usurpators Frankreichs, Bonaparte, erworben. Haben Sie, hat er selber Beweise des Anrechtes an einen Namen, den, wie ich weiß, nur ein Haus in Frankreich führt, das sich stets seiner royalistischen Gesinnung gerühmt?“

„Ja, Herr Graf, Beweise, die dem strengsten Gerichtshofe im Falle eines Zweifels genügen dürften. Im Jahre 1786 vermählte sich Albert de Déplacet, einziger Sohn des längst verstorbenen Chevaliers Bertrand de Déplacet, mit Meta Ehrenkranz, Tochter des verstorbenen Kaufmannes Thomas Ehrenkranz zu Hamburg, — meiner Schwester."

„Diese Ehe," fuhr Ehrenkranz fort, „ward ohne meine Einwilligung während meiner Abwesenheit von Hamburg geschlossen. Ich hatte andere Absichten mit meiner Schwester. Der Franzose, obwohl fleckenlos im Punkte der Ehrenhaftigkeit, war arm und leichten Sinnes. Schriftstellerische Arbeiten, Unterricht verschafften ihm Existenz, sollten der Tochter des Hauses Ehrenkranz Existenz bieten. Meinen Zorn fürchtend, hatte das junge Paar, als ich heimkehrte, die Stadt verlassen. Die Revolution mit ihren riesenhaften Ereignissen warf ihren Schatten über die Flüchtigen; ich forschte ihrer Spur nicht nach. Meta war für mich verloren. Als sie nach Jahren, arm, verwittwet, gebrochen, aber in liebender Erinnerung an dem jung geschiedenen Gatten hängend, mich zu sich rief, mir ihren Knaben, der kurzen Ehe Pfand, zu übergeben, lag sie auf ihrem Sterbebette."

„Ich bitte um Kürze," unterbrach der Graf ungeduldig den Redenden. Näher klang der Trommelschlag, und schwach, aber schon völlig erkennbar, tönte ein fester, gleichmäßiger Schritt, wie von marschirenden Soldaten. „Die Zeit drängt."

Der Kaufmann schien in Erinnerung versunken, der Unterbrechung kaum zu achten.

„Ich nahm den Knaben zu mir," fuhr er fort, „nachdem über meiner Schwester das Grab sich geschlossen. Nicht lange blieb er in meinem Hause. Die engenden Fesseln des Kaufmannsgeistes, in denen ich selber erzogen, schreckten ihn von der Carrière ab, die ich ihm gewaltsam bestimmt: er verließ mein Haus. Als Lieutenant Maubourg traf ich ihn wieder zu Scharnrode an der Küste der Elbe, — als Lieutenant Maubourg setzte er seinen Namen unter das Todesurtheil meines Sohnes.

„Ich kehrte nach Hamburg zurück. In der Einsamkeit meines Comptoirs begrub ich mich an dem trüben Morgen, der jener unglückseligen Nacht folgte — ein gebrochener, des Sohnes beraubter Mann. Zukunft, Glück, alles war dahin durch einer mörderischen Kugel Lauf. Nur eines hatte sie, so wähnte ich, nicht vernichten können: die Ehre des Hauses Ehrenkranz, mir vom Vater unbefleckt vererbt, das erste Gesetz, das höchste meines Daseins. Ich hatte mich getäuscht. Die Vergangenheit des Hauses Ehrenkranz" — des alten Mannes Stimme bebte — „war nicht fleckenlos. Durch ein Verbrechen, einen Betrug ward es gegründet, und sein Gründer war ... mein Vater."

Die Stimme versagte ihm. Tiefbewegt drückte Maubourg die welke, zitternde Hand.

„Und der Betrogene?" Heiser stieß der Graf die Frage hervor. Er schien in höchster Erregung; seine hagern Wangen, seinen Hals, seine Stirne deckte Pur-

purröthe, wie in der Wirkung des Uebermaßes schwerer Weine.

Im Winkel des Gemaches kauerte Altmariken. Sie schien theilnahmlos gegen alles, was vor ihren Ohren verhandelt ward; ihr Auge ruhte unverwandt auf dem Grafen Perronet. Jetzt bemerkte sie die Veränderung seiner Züge; in sich hinein lachend, nickte sie wie im Ausdrucke der Zufriedenheit mit dem Kopfe.

„An jenem Morgen," redete Ehrenkranz weiter, „entnahm ich ein Portrait meines theuern Vaters seinem Rahmen. Das Bild sollte mich in die Gefangenschaft begleiten, die ich erwartete, da ich mich als Uebertreter des Continentalsperrgesetzes den französischen Machthabern meiner Vaterstadt zu stellen gedachte. Zwischen Holz und Leinwand fand ich ein Papier, alt, vergilbt, von meines Vaters Hand beschrieben: die Enthüllung eines Geheimnisses, das er mir nicht zu offenbaren gewagt, so lange er lebte. Auf dem Bilde hatte bei seinem Tode sein brechendes Auge geruht, auf das Bild die erstarrende Hand gedeutet. An jenem Morgen erfuhr ich den Grund."

„Ihr Vater war Secretair des Chevalier Bertrand de Déplacet?"

Verwundert blickte der Kaufmann auf den Grafen. Wie kam der französische Edelmann zu dieser Frage?

„So ist's, Herr Graf. Im Jahre 1753 flüchtete der Chevalier Bertrand mit seinem einzigen Sohne Albert, dem spätern Gatten meiner Schwester, eines Duelles halber, dem ein Prinz von Geblüt zum Opfer

gefallen, aus Frankreich. Sein Vermögen ward confiscirt; doch war es ihm gelungen, einen Theil zu retten. Er vertraute das Geld seinem Secretair, einem Deutschen, der ihn und den Knaben in die Schweiz begleitete. Der junge Mensch war arm, aber ehrgeizig; der Versucher kam über ihn, der Glanz des Goldes blendete Auge und Sinn, — er mißbrauchte seines Herrn Unglück und Vertrauen. Er floh mit dem größten Theile des geretteten Geldes; ein Jahr lang irrte er unstät umher, eine Verfolgung fliehend, die ihn nimmer suchte. Dann kam er nach Hamburg und gründete das Haus Ehrenkranz. Das Glück begünstigte des Verbrechens Frucht. Ehrenkranz erwarb Reichthümer. Als er vergüten, als er den Mann aufsuchen wollte, dessen Vertrauen er getäuscht, ihm zurückzahlen wollte mit dreifachem Zins und Zinseszins, war der Chevalier längst im Elende gestorben, der Knabe, von mitleidigen Seelen mitgenommen, in die Fremde gewandert, einem verschollenen, einsamen Grabe entgegen. Mit diesem Bewußtsein erzog mich mein Vater, mit diesem Bewußtsein lehrte er mich als Heiligstes des Hauses Ehre zu betrachten; mit diesem Bewußtsein legte er sich zum Sterben, mich zurücklassend als Erben seiner Schuld, der Schuld, die erst nach Jahren seine Handschrift mir enthüllen sollte, da er mit seinem Wort es nicht vermocht.

„O, die Höllenqualen jenes Augenblickes . . . Déplacet hieß meines Vaters Opfer, Déplacet meiner Schwester verstorbener Gatte, den ich verwiesen von

meines Hauses Schwelle, Déplacet der Jüngling, der, des lästigen Zwanges seiner Jugend müde, dieser Schwelle Staub von seinen Füßen abgestreift. Ich eilte von Papier zu Papier; wie in Flammenschrift leuchtete es mir klar entgegen. Henri Déplacet, genannt Maubourg, mein Neffe, ist der Enkel und Erbe des Chevalier Bertrand de Déplacet; an ihm hatte Thomas Ehrenkranz seines Vaters Schuld zu sühnen, an ihm, zu dessen Füßen er lag, vergebens um Gnade flehend für seinen Sohn.

„Zum Wahnsinn konnte dieser Gedanke, dieser furchtbare Doppelzwiespalt treiben... aber des Hauses Ehre! Ich war entschlossen. Mit Déplacet'schem Golde war die Saat gestreut, ein Déplacet mußte die Früchte ernten. Von diesem Augenblicke an war Thomas Ehrenkranz arm, und Henri Déplacet, genannt Maubourg, Besitzer der zwei Millionen seines Hauses."

„Zwei Millionen," wiederholte Perronet, und wie Flammengluth lohte es in seinen Augen, „zwei Millionen!"

„Monde verstrichen, ehe ich selber mich von der Thatsache zu überzeugen vermocht, die man mir nach angestrengten Nachforschungen berichtet," fuhr der Kaufmann fort. „Denn vom Schlagfluß getroffen, brach ich an jenem Morgen in demselben Augenblicke zusammen, da man mich zwang, den Wagen zu besteigen, der mich in französische Gefangenschaft führen sollte. Milden Stiftungen mußte ich die Millionen des Hauses Ehrenkranz nach meinem Tode überlassen; denn Henri

Maubourg stand als Todter verzeichnet im Register der bei Valencia Gefallenen — das Haus Déplacet war erloschen. Heute aber, am Tage des Glückes, wo verdorrte Zweige neu ergrünen, da trete ich hin zu dir, Henri Déplacet, entgegen strecke ich dir in meinem, meines Vaters Namen meine Hand und spreche: Nimm hin, was dein ist, du Enkel des Betrogenen . . . und vergib!"

„So viel des Reichthums mir?" Fast erschreckt rief es Maubourg. „Und Henri, Ihr Enkel?"

„Auch Henri wird wohlhabend sein. In seinem Interesse ward Haus Ehrenkranz nach jener Katastrophe unter altem Namen neu gegründet. Das alte Glück blieb treu. An seines Vermögens Ursprung haftet kein Flecken."

„Thomas Ehrenkranz," — feierlich, im Ausdrucke tiefster Bewegung, klang des Obersten Stimme — „möge der Geist der Todten, deren Namen wir beschworen, segnend walten über uns. Im Namen Bertrand's de Déplacet, meines Ahnen, nehme ich deine Sühne an; der Schuld entledigt ist Haus Ehrenkranz. Ich aber weihe Henri Ehrenkranz, meinem Freunde, meinem Blutsverwandten, die Millionen. Was sollen sie mir armen, einsamen Manne? Möge ihm reinstes Glück daraus erblühen, und . . ."

Trommelwirbel, der Marschtritt des anrückenden Militairs unterbrach die Worte des Obersten. Das Detachement königlicher Soldaten, das, wie der Marquis von Courtenay seinem Freunde mitgetheilt, zu des

Grafen Verfügung stehen sollte, rückte in Perronet ein. Es zog an dem Hause der weisen Frau vorüber.

An's Fenster eilte der Graf und riß die Flügel auf; eine Wildheit, ein Triumph lag auf seinen Zügen ausgeprägt, der bei einem Manne seines Alters unnatürlich, fast erschreckend wirkte.

„Lieutenant Brillon!"

„Halt!"

Der kleine Trupp stand wie angewurzelt, salutirend legte der ihn führende Unterlieutenant die Hand an sein Käppi.

„Sie kennen mich und mein Amt?"

Abermals grüßte der junge Mann. „Herr Graf von Perronet," erwiderte er, „General-Commissar Sr. Majestät, dessen Anweisungen ich unbedingt Folge zu leisten habe."

„Gut. Senden Sie sechs Mann in's Haus. Auf der Schwelle sollen sie Aufstellung nehmen; Keiner passirt ohne Erlaubniß. Mit dem Reste des Detachements begeben Sie sich zum Schlosse. Ich folge Ihnen bald."

„Wohl, Herr Graf." Der Lieutenant gab das Commando.

Die beorderten Leute traten aus dem Trupp und begaben sich in's Haus, während das Detachement, den jungen Lieutenant an der Spitze, seinen Weg fortsetzte.

Zu den drei Verwandten wandte sich Graf Perronet. In dem Augenblicke schoß es ihm wie jähe Gluth durch das Haupt; ein brennender Schmerz durchzuckte

seine Stirne, — nur einen Moment lang, dann war es vorüber.

„Ruhe, Ruhe, Perronet.“ Des greisen Edelmanns Lippen bewegten sich im Selbstgespräche. „Stürmisches Blut, denke der alternden Hülle!“

Dann laut und absichtlich langsam jedes Wort aus seinem Munde gleiten lassend, daß es wie ein Blitzstrahl die Häupter der von ihm zumeist Gehaßten treffen sollte, redete er weiter.

„Eine Fügung Gottes nannten Sie diese Stunde. Sie mögen Recht haben. Das gerechte Schicksal will nicht, daß das Laster triumphire und der Gerechte leide. In heutigen Tagen ist Reichthum eine Macht. Die dem Obersten Maubourg zufallenden Millionen belege ich mit Beschlag.“

Der Kaufmann lächelte. „Versuchen Sie es, Herr Graf. Der Kaufmann Hamburg's, der freien Hansestadt, steht in dieser Sache dem General-Commissar Sr. Majestät des Königs Ludwig gegenüber. Nur dem directen Erben Bertrand's de Déplacet händigt das Haus Ehrenkranz den Schuldbetrag seines Gründers ein, keinem Andern.“

„Wohl, Herr Thomas Ehrenkranz: ich habe Ihr Wort!“ Alle Leidenschaften, die das Alter nicht zu ersticken vermocht, blitzten auf in des Aristokraten Antlitz. „Nicht als General-Commissar des Königs für den Staat — als älterer Sohn und directer Erbe des Chevalier Bertrand beanspruche ich die zwei Millionen,

die dem von Ihrem Vater betrogenen Geschlechte zukommen."

„Sie ein Déplacet?" rief der Oberst, „ein Sohn Bertrand's, meines Großvaters? . . . Großer Gott, ein Bruder meines Vaters, und ich . . . Ihr Neffe!"

„Dem Blute nach ja, der Neigung nach nie! Ich habe nichts mit bonapartistischen Mordbrennern zu schaffen."

„Aber der Tod mit dir, Graf Perronet," tönte Altmarikens Stimme aus dem Winkel.

Ihr Wort blieb ungehört, denn in höchster Erregung war Ehrenkranz vor den Grafen getreten. „Ich gebe Ihnen Ihre Frage von vorhin zurück, Herr Graf, . . . Beweise!"

Perronet lachte verächtlich. „Ein ganzes Archiv voll. Sie irren, wenn Sie meinen, der flüchtige Chevalier Bertrand habe seinen einzigen Sohn bei seiner Flucht aus Frankreich mit sich genommen; der ihn begleitende Knabe war der jüngere Sohn des früh verwittweten Mannes. Ein älterer war, einem alten Familienabkommen gemäß, kurz nach dem Tode der Mutter einem Verwandten des Hauses, dem Grafen Perronet, übergeben worden; auf ihn fiel Wappen und Name des Grafengeschlechtes. Die Perronets und die Déplacets standen schlecht mit einander; mein Oheim, ein Sonderling, that nichts, das früh zerrissene Band zu festigen, das mich von den Meinen getrennt. Als ich nach seinem Tode, aus Pflicht mehr als aus Nei-

gung, nach Vater und Bruder forschte, war der Chevalier verarmt, das Opfer eines deutschen Betrügers, längst vermodert, sein Sohn verkommen, verschollen. Ich aber, Léonard Déplacet, Graf von Perronet, lege im Namen des Gesetzes und persönlicher Ansprüche auf euch Alle die Hand. Den Oberst Maubourg verhafte ich als der Theilnahme an bonapartistischen Verschwörungen verdächtig, als Mitglied und Mitwisser einer Brandstifterbande, die unter dem Namen »des Todten Rächer« ihr Unwesen treibt . . . Dich, Henri, Walter genannt, als des Mordversuches an einem Gliede meines Hauses überwiesen, als im Einverständnisse mit einem notorischen Verschwörer. . . . Sie aber, Thomas Ehrenkranz, lasse ich nicht los, bis Sie dem Erben Bertrand de Déplacet's genügend Sicherheit gestellt für des Betruges Vergütung, den Ihr Vater an dem meinen ausgeübt!"

Aus des Kaufmanns Händen glitt der stützende Krückstock; in rascher Bewegung packte er mit beiden Händen die Schultern des Edelmannes. „Perronet . . . Greis wie ich, wie ich an der Ewigkeit Rande, . . . denk' an Gott und an den Tod, denke . . ."

Mit der Kraft des Hasses schleuderte der Graf den alten Mann zurück, den der Oberst und Henri auffingen. „Gott?" rief er. „Sagtet Ihr nicht selber, Er habe diese Stunde vorbereitet zwischen uns? Und der Tod? Nie fühlte ich mich frischer, nie jünger, nie von Lebensdrang erregter. Deine Millionen, alter Mann, sollen den Glanz meines Hauses neu erstehen

lassen und seine Strahlen über meines Daseins Herbst ergießen!“

Er riß die Thüre auf, wie von Fiebergluth durchsiedet: „Soldaten, im Namen des Königs . . . Gott, was ist das?“

Er fuhr hastig mit der Hand nach der Stirne. Abermals der furchtbare Schmerz, das Zucken, das entsetzliche, nur länger, intensiver als vorhin. Er wollte aufschreien, — die Zunge, wie gelähmt, versagte den Dienst; er wollte vorwärts . . . schwarz ward's vor seinen Blicken. Wie ein Trunkener schwankte die hohe Gestalt, dann schlug sie dröhnend in schwerem Fall zu Boden.

Alles vergessend, stürzten Maubourg und Henri zu Hülfe. Von den wechselnden Eindrücken überwältigt, war Thomas Ehrenkranz auf einen Stuhl gesunken. Auch die Soldaten eilten herzu. Aber zwischen die Helfenden und den regungslos Daliegenden, der nur in schwerem, beängstigendem Röcheln noch Lebenszeichen bekundete, drängte sich Altmariken.

„Berührt nicht diesen Mann,“ rief sie kreischend, „er ist mein, mein, mein! Einen müssen sie mir doch lassen, — mir graut, allein in's Grab zu gehen. In's Grab, hörst du's, harter, stolzer Graf? Der Trank, den ich mit dir getheilt, war Gift . . . kein Teufel wird dich retten, die Hölle freut sich auf ihr Opfer. Komm, Gräflein, komm . . . auch ich fühle es schon in den alten Knochen sieden und brennen; es geht schnell . . . komm', die Hexe weist dir den Weg!“

Der von ihr selber längst vorgeahnte Wahnsinn mischte sich mit der Wirkung des tödtlichen Giftes, das sie dem Grafen Perronet beigebracht und mit ihm getheilt hatte. Sie warf sich über die zuckende Gestalt des sterbenden Edelmannes, mit ihren dürren Armen sie umklammernd. Gewaltsam mußte man die beiden Körper von einander reißen — zwei Leichen!

Von seinem Sitze erhob sich Thomas Ehrenkranz. Langsam, von Maubourg und seinem Enkel unterstützt, trat er an den Leichnam des Grafen.

„Gott war zugegen!“ sagte er laut und feierlich. „Er hat gerichtet; Seinem Willen beugen wir uns. Wer von uns sich frei von Irrthum weiß, von Schuld, der trage diesen Todten ihr Denken und ihre Thaten nach. In die Hände Gerechterer wollen wir unsere Sache legen, hinziehen zum höchsten Richter im Lande, zum König Ludwig XVIII. An den Billigkeitssinn des Monarchen appellirt man nicht vergebens . . . Henri,“ fuhr er fort, zu dem Jüngling gewandt, „noch eine Fürsprecherin wird am Throne an unserer Seite stehen . . . deine Mutter.“

„Meine Mutter!“ Im Uebermaße der Freude drohten des jungen Mannes Kräfte zu schwinden. „Sie lebt?“

„Sie lebt, sie ist dir nahe. Zu ihr nach Marseille, des Herzens Wunden Heilung ihr zu bringen, der Leidenden . . . und dann nach Hamburg! . . . Henri: Haus Ehrenkranz harrt des jungen Chefs!“

*

Vom Cabinet des Souverains aus erging wenige Tage später die Weisung, jede Untersuchung über die Vorfälle der vergangenen Wochen als voraussichtlich resultatlos einzustellen.

Keine gehässige Aeußerung erbitterter Leidenschaft der Parteien bedrohte mehr das Eigenthum der Royalisten, und ungeschmälerter Freiheit erfreute sich Oberst Maubourg. Diesen Namen, dem er Achtung und Ehre erworben, behielt der letzte Déplacet bei. Nicht mit den Ehrenkranz schiffte er sich nach Hamburg ein; aber ein Jahr später geleitete er die Comtesse Melanie von Perronet als Braut des Chefs einer der ersten Firmen der Königsstadt des Handels, als Braut von Henri Ehrenkranz in ihre neue Heimath, — zur Stätte ihres Glückes, des nie erträumten.

Lange vorher schon hatte der Chevalier George Déblas, durch Maubourg's Sorge mit Mitteln reich versehen, Perronet verlassen, um sich in die ewige, rastlos Opfer heischende Charybdis, Paris genannt, zu stürzen. Er ging unter.

Längst schlummern die Alten den Todesschlaf. Aber alle, alle leben fort im Gedächtnisse des Hauses Ehrenkranz, aus dessen letztem Aste Herr Thomas noch kräftig grünende Zweige zu seinem höchsten Glücke ersprießen sah, ehe sein Auge sich schloß.

Auch über Henri und Melanie wölbt sich seit wenigen Jahren das Grab; aber in den Herzen von Kindern und Enkeln bleibt ihr Wirken unvergessen, unvergessen

weit über Hammonia's Grenzen. Und noch heute klingt's, wie einst, im Munde des Hamburger Kaufmanns: „Gut wie Haus Ehrenkranz."

Möge so es heißen alle Zeit!

Prinzessin Irrlicht.

Roman

von

M. von Pelzeln.

1.

Friederike warf einen letzten Blick in den Spiegel, hüllte sich in den weiten Mantel, den die Schwester ihr reichte, und verließ mit einem flüchtigen Gruße das Zimmer. Betty löschte die Kerzen auf dem Putztisch, und der erst schwach erhellte Raum war wieder in tiefe Dämmerung gehüllt, die nur von dem durch das Fenster hereinfallenden Schneelicht gemildert wurde.

„Jetzt werde ich den Christbaum beleuchten," sagte das alte Fräulein; „warte hier, bis du mich klingeln hörst."

„Tante Betty!" ertönte eine Stimme aus dem Hintergrunde des Zimmers, „die Mutter war heute so schön! Das blaue Kleid steht so gut zu ihren blonden Locken."

„Ja, Natalie; aber wirst du dich nicht langweilen, so allein im finstern Zimmer, während ich die Christbescheerung herrichte?"

„O nein, Tante."

Das alte Fräulein ging und schloß die Thüre hinter sich. Die Nichte blieb allein. Sie saß, bequem in den Armstuhl zurückgelehnt, und versank in Nachsinnen.

Wo weilten sie, die Gedanken des siebenzehnjährigen Mädchens? Sie weilten nicht bei deinem sorgfältig geschmückten Christbaum, Tante Betty, bei den einfachen Freuden, die du der Nichte bereitest — sie waren der Mutter in die große Soirée gefolgt. Geschäftig malte sich Nataliens Phantasie die prächtigen, in einem Meer von Licht schimmernden Salons und den Kranz der Damen aus, die, von Seide umwallt, mit Juwelen geschmückt, an Glanz und Schönheit wetteiferten.

„Ach, wer nur auch dabei, wer auch so glücklich sein könnte!" seufzte sie still bei sich. Fast vergaß sie des Christbaumes, der heute für sie beleuchtet werden sollte.

Während das blonde, blasse, schmächtige Mädchen von den ungekannten Freuden träumte, zündete Tante Betty die farbigen Wachskerzchen auf den Zweigen an und dachte mit Kummer, wie nun für Natalie die harmlose, selige, frohe Kinderzeit zu Ende ging. Es sollte der letzte Christbaum sein, den man ihr schmückte.

Jetzt strahlte der Baum in hellem Lichterglanz. Auf dem mit einem weißen Tuche gedeckten Tische lagen die einfachen Geschenke, welche Mutter und Tante dem Mädchen bestimmt hatten. Alles war bereit, das silberne Glöckchen ertönte, Natalie trat ein.

Sie rühmte den schönen Aufputz des Baumes, sie dankte herzlich für Betty's Geschenke: ein Arbeits-Körb-

chen, ein Buch und ein schönes, mit ihrem Namenszug geschmücktes Trinkglas; aber wahres Entzücken leuchtete aus ihren Augen, als sie das Geschenk der Mutter, ein Packet mit rosenrothem Crepp zu einem Kleide — zu einem Ballkleide erblickte.

„Tante!“ sagte sie mit leuchtenden Augen, „ist das auch gewiß für mich? Hat die Mama das wirklich mir bestimmt, — will sie mich auf einen Ball führen?“

„Ja, Natalie, Friederike will dich nächsten Monat schon zu einem Tanze mitnehmen,“ sprach Betty, indem sie theils froh, theils wehmüthig die freudestrahlende Miene des Mädchens gewahrte.

„O Tante, ich bin ganz glücklich!“ rief Natalie, sie in die Arme schließend.

Unterdessen waren die dünnen Wachskerzchen herabgebrannt, hier und dort begannen die Tannennadeln zu glühen, Betty holte die Lichtscheere herbei und löschte ein Flämmchen nach dem andern. Dabei warf sie manchen verstohlenen Blick nach der Nichte, die voll Entzücken im Anschauen des neuen Kleides versunken war. Als sie die Lichtchen nach und nach verlöschte, durchzuckte sie ein wehmüthiges Gefühl; es war ihr, als sterbe mit jedem der kleinen Weihnachtsflämmchen eine unschuldige Freude der Kinderzeit dahin, um nie wieder aufzuleben.

Inzwischen hatte die alte Magd den kleinen Tisch gedeckt, der vor dem altmodischen Sopha im Hintergrunde des Zimmers stand. Bald duftete die rauchende Kaffeekanne einladend herüber.

Tante Betty verließ die Stube, um aus der Speisekammer den selbstbereiteten Weihnachtskuchen zu holen. Diesen Augenblick benutzte Natalie, um ihre Ueberraschung in Scene zu setzen. Sie hatte seit Monaten heimlich an einem Fußpolster gestickt und mehr als ein Mal war es zu ihrer großen Bestürzung geschehen, daß die Tante unvermuthet in das Zimmer getreten war während sie an der großen, schwarzgefleckten, grünäugigen Katze, welche das Polster schmücken sollte, arbeitete. Aber Tante Betty war kurzsichtig oder gefällig genug gewesen, weder das schwarz und weiße Ungethüm, noch die Hast zu bemerken, mit der man die Stickerei vor ihr versteckte, und so war endlich das Werk vollendet worden.

Rasch schob Natalie das Fußpolster unter den Tisch und bemühte sich, unbefangen auszusehen, als die Tante, den mit Kuchen beladenen Teller in der Hand, eintrat.

„Kind, was ist denn das? Was liegt da unter dem Tisch?" fragte sie, als ihr Fuß an das Polster stieß. Einen Augenblick später hatte sie es an das Licht gezogen.

„Und du hast dir so viel Mühe für deine alte Tante gegeben?" sagte sie, indem sie das Mädchen küßte. „Das ist ja ein prächtiges Polster; und der Hund, wie gut er gemacht ist, so natürlich . . ."

„Aber Tante, es ist ja eine Katze."

„Richtig, richtig, eine Katze, und wie hübsch du das gestickt hast!"

Es war ein trauliches Bild, das Innere dieses stillen, einfachen Zimmers: der kleine Tisch mit dem

bescheidenen Festmahl, der in buntem Flitter schimmernde Weihnachtsbaum, dessen Conterfei der altmodische Spiegel hell zurückstrahlte, das wohlwollende Gesicht der Tante und die freudige Miene des heranblühenden Mädchens.

Ueber dem Sopha hingen zwei große Bilder. Das eine stellte einen Herrn in gesticktem Frack und Haarbeutel, das andere eine Dame mit Reifrock und gepuderter Frisur dar. Dies ehrwürdige Ehepaar bildete einen seltsamen Contrast. Der dicke alte Herr lächelte so vergnügt auf Enkelin und Urenkelin herab, als wolle er eben die Lippen zu einem Scherz öffnen, während die von gelber Seide umwallte Eheliebste mit anmuthigem Blick über ihren chinesischen Fächer hinwegschaute, als habe sie Lust, der ganzen Welt den Krieg zu erklären.

Der Abend verging rasch. Das Mädchen las der Tante eine Weile aus dem neuen Buche vor, dann plauderten sie gemüthlich. Immer wieder begann Natalie von dem Balle zu sprechen. Geduldig ging Tante Betty stets auf das Gespräch ein.

Als aber die Nichte ihr endlich gute Nacht bot und mit einem Kusse für die Freuden des Abends dankte, sah sie ihr fast traurig nach.

Natalie war kein Kind mehr, sie trat in einen neuen Lebensabschnitt, und mit Bangen sah die Tante der Zukunft entgegen. Bald aber schalt sie sich selbst über ihr kleinmüthiges Zagen. Wußte sie denn, ob nicht Natalien ein heiteres Loos beschieden war? Von der Zukunft wandte sie sich plötzlich zur Ver=

gangenheit. Der Reihe nach schwebten sie traumartig an ihr vorüber, alle die Christabende, welche sie verlebt.

Sie gedachte ihrer Jugend, wie sie Vetter Rudolf kennen gelernt, wie gut und lieb er gegen sie gewesen und wie sie ihn so recht innig in ihr Herz geschlossen; dann jener Zeit, wo sie Abends allein in ihrer Kammer ihre reizlose Gestalt im Spiegel betrachtet und bitterlich geweint hatte. Weiter spann sich der Fäden der Erinnerung. Sie dachte des Tages, an dem Rudolf ihr seine Liebe zu der reizend heranblühenden Friederike entdeckt, des geheimen Schmerzes, mit dem sie beigetragen, das Glück der Liebenden zu gründen, des endlichen Sieges über diesen Schmerz. Sie gedachte der Trauung in der stillen Dorfkirche, der Freude über die Geburt der kleinen Natalie, der letzten Krankheit des Mannes, den sie einst mit aller Innigkeit eines warmen Mädchenherzens, den sie später mit der Zärtlichkeit einer Schwester geliebt. Jetzt war sie in ihrer Gedankenreise in dem stillen Krankenzimmer angelangt, sie sah den dankerfüllten Blick des Sterbenden, den sie unermüdet gepflegt, wieder vor sich — als plötzlich ein Wagen vor dem Hause hielt.

Einige Augenblicke später trat Friederike in das Zimmer. Niemand hätte diese jugendlich blühende, schöne Frau für Nataliens Mutter, für die Schwester der alternden Betty gehalten. Gleichwohl entstellte heute ein Ausdruck von Mißmuth ihre lieblichen Züge.

„Hast du den Abend angenehm zugebracht?“ fragte Betty.

Die junge Frau zuckte die Achseln. „Ja und nein.“ Sie unterdrückte ein Gähnen. „Gute Nacht, Schwester, es ist spät.“

Sie legte die erhaltenen Geschenke, einige nutzlose hübsche Galanteriewaaren, auf den Tisch und zog sich in ihr Zimmer zurück. Sie hatte völlig vergessen, zu fragen, ob Natalie sich über ihre Gabe gefreut; sie dachte an Wichtigeres. Der Abend hatte ihr eine Enttäuschung gebracht: ein Gast, den sie zu treffen gehofft, war ausgeblieben.

2.

Der ersehnte Abend war gekommen. Heute sollte der Traum zur Wahrheit werden und Natalie den ersten Ball besuchen. Während Friederike sich für das Fest schmückte, trat das Mädchen, das bereits seine Toilette beendet, vor den Spiegel und betrachtete voll Freude das eigene Bild, welches ihr bei hellem Kerzenscheine aus dem Glase entgegenstrahlte. Sie fand sich selbst in überraschender Weise verändert; sie hatte, ihrer Meinung nach, noch nie so hübsch ausgesehen als heute.

Tante Betty war derselben Ansicht. Und doch war dies Urtheil ein Ergebniß unbegreiflicher Verblendung; denn Natalie zeigte sich eben in diesem Putz im ungünstigsten Lichte. Das Kleid paßte schlecht, ein breites,

schwarzes Sammetband, das um ihren Hals geschlungen war, ließ diesen allzu dünn erscheinen, während die zurückgekämmten hellblonden Haare durch eine Fülle rosenrother Blumen fast bedeckt waren. Wenn sich Friederike, die in Toilette-Angelegenheiten guten Geschmack besaß, etwas mehr um den Anzug ihrer Tochter bekümmert hätte, würde sie ohne Zweifel gewußt haben, Naталiens äußere Vorzüge, ihr prachtvolles goldenes Haar, ihren blendenden Teint in helles Licht zu setzen. Aber sie fand nur ihre eigene Toilette von Wichtigkeit und überließ Natalie der Schwester, die bei dem besten Willen und der größten Sorgfalt das Mädchen mehr entstellte als schmückte.

Aber weder Nichte noch Tante sahen dies ein. Beide waren völlig zufrieden. Auch Friederike, die der Tochter nur einen flüchtigen Blick schenkte, äußerte sich beistimmend.

Mit welchen Gefühlen folgte diese der Mutter in den Wagen, der sie zu ungekannten Herrlichkeiten führen sollte! Dichter Nebel hatte sich niedergesenkt; Straßen und Plätze waren von grauen Schleiern umhüllt, gegen welche hier und dort der Schein einer Gaslaterne mühsam ankämpfte. Als der Wagen durch das Stadtthor über das öde, mit kahlen Bäumen bepflanzte Glacis rollte, schien der Nebel noch dichter geworden. Von lichtem Dunst umgeben, sah der Mond schläfrig herab und hüllte sich langsam in weiße Schleier ein.

Träumerisch sah Natalie zum Wagenfenster hinaus; ihre Blicke hingen an dem winterlichen Gemälde, ohne

den Eindruck in sich aufzunehmen; war sie ja doch im Geiste im Ballsaale und malte sich in reichen Farben die glänzendsten Bilder aus.

Vor einem hell erleuchteten Hause am Glacis hielt der Wagen. Der Schlag wurde aufgerissen und mit pochendem Herzen folgte das Mädchen der Mutter die mit Blumen decorirte Treppe hinauf. In diesem Augenblicke fühlte sich Natalie von tiefem Bangen erfaßt. Jene unbehagliche Stimmung, die man bei Debutanten das Lampenfieber nennt, ward plötzlich so allgewaltig in ihrer Seele, daß sie, wäre es möglich gewesen, sich gern in Tante Betty's stilles Zimmer gezaubert hätte.

Bis jetzt hatte sie noch nie einer großen Gesellschaft beigewohnt, und Verlegenheit, jener Alp, welcher unter allen Erdenkindern die sogenannten „Backfischchen" als Opfer auserseheu hat, legte sich bleiern auf ihre Glieder und ließ ihre Haltung, jede ihrer Bewegungen steif und schwerfällig erscheinen.

Nachdem Natalie sich vor der Dame des Hauses verneigt und Platz genommen hatte, sah sie sich neben einem alten Herrn, der gemüthlich seinen Thee schlürfte, und einem jungen hübschen Fräulein, das mit seiner Nachbarin plauderte und sich gar nicht um sie kümmerte. Ein Diener in Livrée bot ihr Thee an; sie zögerte, denn sie wußte nicht, wo sie indessen ihren Fächer hinlegen sollte. Auch war sie gar nicht gewöhnt, bei irgend einer Mahlzeit Handschuhe zu tragen. Sie nahm die Tasse, doch wies sie beharrlich alle Sorten Backwerk zurück, da sie sich nicht die wunderbare Ge=

schicklichkeit ihres Nachbars zutraute, der von allem nahm, was ihm angeboten wurde, und den Rand seiner Untertasse förmlich belud. Auch war er viel zu vertieft, um sich mit dem Mädchen zu unterhalten.

Nach und nach schwand jedoch das beklemmende Gefühl, und Natalie begann ihre Umgebung zu mustern. Der Eindruck, den sie empfing, war großartig, blendend. Von dem hellen Glanz umflossen, der aus Kronleuchtern und Wandlampen strömte, schienen alle die schönen, jugendlichen Mädchengestalten wie verklärt. So mußten die holden Feen aus ihren Märchen ausgesehen haben.

Noch war sie ganz in Bewunderung versunken, als die Klänge der Musik in den Tanzsaal riefen. Die Damen folgten ihren Tänzern, eine der holden Erscheinungen verschwand nach der andern durch die geöffnete Flügelthüre. Natalie wartete vergebens auf eine Aufforderung zum Tanz. Da näherte sich ihr die Frau vom Hause, einen Knaben in Cadetten-Uniform an der Hand.

„Ich stelle Ihnen hier meinen Neffen, den jungen Ritter von Bitterwald, vor, liebes Fräulein," sagte sie. „Wollen Sie ihn freundlich als Tänzer acceptiren?"

Natalie verneigte sich schüchtern vor der Dame, legte ihre Hand in den dargebotenen Arm ihres kleinen Cavaliers und folgte ihm in den Saal. Sie war erfreut, in die wirbelnden Reihen eintreten zu können, und hoffte, daß dem allzu jugendlichen Tänzer bald andere nachfolgen würden. Aber schon waren drei Françaisen und einige Walzer vorüber und Niemand

hatte ihrem kleinen Cavalier, der an ihrer Seite blieb und sie um jeden beginnenden Tanz bat, diese Ehre streitig gemacht. Jetzt trat eine längere Pause ein. Der junge Ritter von Bitterwald verließ seine Tänzerin, um ihr Bonbons zu holen, eigentlich aber, um selbst so viel Naschwerk zu verzehren, als in so kurzer Zeit möglich war.

Mit geheimem Schmerz empfand Natalie, wie tief die Freuden des lange und heiß ersehnten Balles hinter ihren Erwartungen zurückgeblieben. Ihr schien das Vergnügen doch allzu gering, immer nur mit einem Knaben zu tanzen, der nicht älter war als sie und ihr mit der Naivetät seines Alters gestanden hatte, wie sehr er es beklage, daß er nicht Muth genug besitze, die schöne blonde Dame im blauen Kleid oder die imposante Brünette mit dem Brillantenschmuck zum Tanz aufzufordern. Sein Geplauder war ihr langweilig. Sie schämte sich ihres kleinen Tänzers und bedauerte es daher nicht, als er ihr eröffnete, der Bediente seiner Eltern sei schon gekommen, ihn abzuholen.

Nataliens Auge suchte die Mutter. Diese saß in der Nähe eines duftenden Blumenbosquets; mehrere Herren umringten sie und schienen ihren Worten, ihrem fröhlichen Lachen zu lauschen. Nebenan am Fenster lehnte ein Mann in mittlern Jahren, der die Gruppe mit sichtlichem Interesse betrachtete. Jetzt wandte sich Friederike mit ihrem gewinnendsten Lächeln zu ihm; einen Augenblick später war er, den Kreis ihrer Bewunderer vergrößernd, an ihrer Seite.

Natalie saß jetzt als „Mauerblümchen" ganz allein in der Ecke des Saales. Das Murmeln der vielen Stimmen um sie her, der Glanz der Lichter, die Ermüdung des Tanzens, alles vereinte sich, eine einschläfernde Wirkung auf sie auszuüben. „Wäre ich doch bei Tante Betty zu Hause geblieben," dachte sie bei sich; „ich hätte den Abend ganz behaglich zugebracht und läge jetzt schon ruhig im Bett."

Wie schwer wurden ihr die Augenlider! Ja sie mußte ein paar Mal die Stellung verändern, um den herannahenden Schlaf zu verscheuchen.

Jetzt war die Pause zu Ende, wieder ertönte Musik. Neues Leben kam in Nataliens Glieder; sie wurde völlig wach. Sie sah, wie die Paare sich zusammenfanden, wie die Herren sich beeilten, die Damen zum Tanze zu führen. An ihr ging Jeder vorbei, und zwei Françaisen wurden getanzt, ohne daß sie ihren Platz verlassen hätte.

Nun begann der Cotillon, der Inbegriff ihrer Sehnsucht. Aber wieder blieb sie unbeachtet; Niemand kam, sie zum Tanze zu holen. Thränen traten ihr in die Augen; sie war so weit gekommen, daß sie die Abwesenheit des kleinen Ritters bedauerte. Wäre er noch hier gewesen, so hätte sie doch den Cotillon mitgetanzt. Mit feuchten Augen sah sie die verschiedenen Figuren des Tanzes. Jetzt hatten die Herren sich mit Bouquets versehen und einige der schönsten Mädchen wurden förmlich mit Blumen überschüttet.

„Wie glücklich sie sind!“ dachte Natalie eben wehmüthig, als plötzlich ein schlanker Offizier vor ihr stand und ihr ein niedliches Sträußchen reichte. Freudig überrascht, tief erröthend stand sie auf und folgte dem jungen Manne in die wogenden Reihen. Er tanzte so leicht, so sicher, daß ihr schien, als berührten sie kaum den Boden.

Als er sie auf ihren Platz zurückgeführt hatte, folgte sie ihm mit dankendem Blick, wie um sein Bild sich einzuprägen.

Jetzt verrauschten die Klänge der Musik, die Reihen der Tanzenden lösten sich auf. Natalie steckte eben den kleinen Strauß an ihre Brust, als Friederike sich ihr näherte.

„Wie ich sehe, hast du auch Blumen davongetragen? Von wem hast du sie, vielleicht von deinem kleinen Ritter?“

„O nein, nicht von ihm, er ist schon lange fort, sondern von jenem Offizier dort mit dem dunkeln Haar.“

„Von Baron Joseph Gyllborn also,“ sagte Friederike, einen flüchtigen Blick hinwerfend; „er ist einer unserer besten Tänzer. Nun ruhe dich aber aus, Kind; ich bin müde und will nach Hause.“

Als Mutter und Tochter den Ballsaal verließen, warf Natalie im Vorbeigehen einen schüchternen Blick in einen der hohen Spiegel. So zufrieden sie zu Hause mit ihrem Aussehen gewesen, so unbedeutend und kindisch fand sie jetzt ihre Gestalt neben den vielen reizenden Ballerscheinungen. Ihre Dankbarkeit gegen den

jungen Baron verdoppelte sich. Ganz erschöpft kam sie nach Hause, und das bittere Gefühl der Enttäuschung schmerzte noch empfindlicher, als Tante Betty liebevoll fragte, wie sie sich unterhalten und ob sie recht viele Tänzer gehabt.

Während sie sich zur Ruhe legte, gestand sie dem guten alten Fräulein, daß die Ballfreuden weit unter ihrer Erwartung geblieben waren und daß sie fast nur mit dem kleinen Ritter von Bitterwald getanzt. Sie erzählte auch von der Cotillon-Tour, diesem einzigen Glanzpunkte des Abends; aber sie war so erschöpft, daß sie, von Müdigkeit überwältigt, einschlummerte während sie sprach.

Am folgenden Morgen waren ihre Glieder bleischwer, sie ging mit Unlust an ihre gewohnten Beschäftigungen und fand langweilig, was sie sonst unterhalten. Sie versäumte jedoch nicht, die einzige Trophäe, die sie errungen, aufzubewahren, und sorgfältig trocknete sie das kleine Sträußchen. Wiederholt und ausführlich beschrieb sie der Tante, wie langweilig und ungeschickt der kleine Ritter, wie schön und gewandt hingegen Baron Gyllborn gewesen.

Mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme hörte ihr die Tante zu und in ihrem Herzen regte sich eben so viel Sympathie für Gyllborn als Antipathie gegen alle andern Tänzer, welche ihren Liebling so gänzlich vernachlässigt und ihm dadurch die Freude verdorben hatten.

Nach ein paar Tagen wurden Nataliens Beschreibungen kürzer und seltener, und nach einer Woche dachte sie nicht mehr an die Freuden und Leiden des ersten Balles. Sie vertiefte sich wieder völlig in das gemüthliche Stillleben an Tante Betty's Seite. Selbst das Bild des jungen Barons, das sie im Gefühl überschwellender Dankbarkeit ewig im Herzen zu tragen gemeint, erblaßte allmälig.

Vierzehn Tage später saß sie mit Mutter und Tante beim Frühstück. Friederike war müde und bleich, da sie erst spät von einem thé dansant nach Hause gekommen, und schlürfte langsam ihren Kaffee, während Betty nach dem Zeitungsblatt griff, um wie gewöhnlich die interessantesten Tagesneuigkeiten vorzulesen.

„Gestern," begann sie, „ereignete sich in der Umgegend ein bedauerlicher Unglücksfall. Mehrere Offiziere machten einen Spazierritt. Einer derselben, Baron Joseph Gyllborn, ritt ein neues Pferd, das sich durch Schönheit eben so wohl als durch Unbändigkeit auszeichnete. Als der junge Mann das Thier, trotz der Warnung seiner Freunde, zu einem Sprunge über einen breiten Graben zwingen wollte, bäumte es sich hoch empor, verlor das Gleichgewicht und begrub im Ueberschlagen den Reiter unter seiner Last. Als man den Baron mit höchster Anstrengung von dem Drucke des keuchenden Thieres befreit, das, im Bemühen sich emporzurichten, mehrmals zurücktaumelte, war er wohl völlig bei Besinnung, aber in einem Zustande, der ihm den Gebrauch der Glieder unmöglich machte. Man

kann sich den Schmerz des Vaters beim Anblick seines unglücklichen Sohnes vorstellen. Der herbeigerufene Wundarzt erklärte die Verletzungen für bedenklicher Art. Dieser traurige Fall ist um so betrübender, als er einen jungen Mann getroffen, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt hatte."

„Der Arme!" sagte Friederike zu ihrer Tochter, da Betty innehielt. „Wer hätte das gedacht, als er dich durch das Cotillonsträußchen glücklich machte!"

„Fast noch mehr als ihn beklage ich den Vater," meinte Tante Betty.

Natalie aber drückte das Taschentuch vor die Augen und weinte so bitterlich, als sollte ihr das Herz brechen.

3.

Mehr als ein Jahr war seit dem Unfalle des Barons verstrichen. Natalie hatte nach ihrem ersten Ball keinen Tanzsaal mehr betreten. Ihre Gesundheit war angegriffen und der Arzt fand einen Landaufenthalt zu ihrer Erholung unumgänglich nöthig. Friederike erschrak; der Gedanke, in ländliche Einsamkeit verbannt zu werden, war ihr unerträglich. Sie beschloß, das Mädchen in Betty's Begleitung fortzusenden und selbst in der Stadt zurückzubleiben. Unter der Aufsicht der sorgsamen Tante war ja Natalie gut aufgehoben.

Eine Cousine der beiden Schwestern, die verwittwete Majorin Taller, hatte sie oft schon eingeladen, einige Wochen bei ihr in Klein-Enzing zuzubringen. Dorthin reisten Betty und Natalie beim Erscheinen des Frühlings.

Das Mädchen war über die reizende Lage von Klein-Enzing entzückt, obschon man sich kaum ein winzigeres Dorf denken konnte, als dieses. Das an und für sich unscheinbare sogenannte Herrenhaus, das die Majorin und ihr Bruder bewohnten, war im Vergleich mit den übrigen Gebäuden ein Palast. Nicht einmal eine Kirche besaß das Dörfchen; jeden Sonntag wurde in einer kleinen Kapelle am Saume des Waldes Gottesdienst gehalten, wozu der Priester allwöchentlich von dem benachbarten Marktflecken herüberkam.

Die verwittwete Majorin, eine Frau von rüstigem Körper und lebhaftem Geist, entbehrte völlig aller Anmuth. In ihren Bewegungen, in ihrer Redeweise lag etwas Unweibliches, Schroffes. Sie hätte auf Jedermann einen entschieden ungünstigen Eindruck machen müssen, wenn nicht die herzliche Gutmüthigkeit, die aus ihrem Antlitze sprach und sich in ihrem ganzen Thun kund that, die Herzen für sie eingenommen hätte. Sie bewillkommte Betty und Natalie mit inniger Freundlichkeit und wußte ihnen den Aufenthalt im Herrenhause recht behaglich zu machen.

Ronhart, der Bruder der Majorin, ein Mann, der bereits ein halbes Jahrhundert gesehen hatte, bildete mit seinem ernsten, ruhigen, würdevollen Betragen einen

seltenen Contrast mit seiner Schwester. Natalie empfand große Verehrung für ihn; sein feines, wenn auch etwas gemessenes Betragen, seine geistvollen Gespräche imponirten ihr in hohem Grade.

Ronhart war ein Mann von großer Bildung und lebhaftem Geist. Er ließ es sich nicht verdrießen, an regnerischen Abenden im Zimmer, oder an schwülen Nachmittagen im schattigen Garten der Schwester und deren Gästen vorzulesen. Natalie freute sich täglich auf diese Stunden. Aber auch sonst schenkte ihr Ronhart nicht wenig Zeit. Er machte sie mit den Anfangsgründen der Botanik bekannt, lehrte sie ein kleines Herbarium anlegen und die Blumen auf die zweckmäßigste Art trocknen. Sie gab sich mit wahrer Lust und Liebe dieser neuen Beschäftigung hin und versicherte der Mutter in ihren Briefen mehr als ein Mal, sie habe bereits große Fortschritte in dem Studium der Botanik gemacht.

Einige Wochen waren seit der Ankunft der Gäste vergangen und schon zeigte sich die treffliche Wirkung der Landluft auf Nataliens Gesundheit. Die tiefe Mattigkeit verlor sich allmälig, ihre blassen Wangen färbten sich mit zartem Roth, ihre abgemagerte Gestalt gewann an Fülle und Ebenmaß. Mit inniger Freude gewahrte Betty die günstige Veränderung, welche sich nicht nur im Aeußern sondern auch in der Stimmung des Mädchens kund that. Häufig brachten Nataliens drollige Einfälle die Majorin zum Lachen und erwärmten wie Sonnenblicke das Herz der Tante.

Am Ende des Gartens stand ein kleines Sommerhaus, in welchem Ronhart's Atelier sich befand. Hier schuf er seine Gemälde, die ihm in der Kunstwelt bereits einen nicht unbedeutenden Namen verschafft. Gern betrat Natalie dies Zimmer; denn Ronhart zeigte und beschrieb ihr dann nicht nur die eigenen Gemälde, sondern wies ihr auch Bilderwerke, die er dort aufbewahrte.

So gemüthlich ihr aber bei hellem Tageslicht das Gartenhaus erschien, so unheimlich war es ihr, des Abends einen Blick durch die halb geöffneten Vorhänge desselben zu werfen. Und doch trieb es sie manchmal, sich dem leichten Grauen hinzugeben, das sie ergriff, wenn sie in das stille, leere Zimmer sah, das nur durch blasses Mondlicht schwach erhellt war, und in dem die regungslose Gestalt des Mannequin in einem Lehnstuhle saß — einem verschrumpften häßlichen Greis ähnlich, den der Tod plötzlich überrascht hat.

Herzlich lachte die Majorin, wenn Natalie ganz blaß und ängstlich zu ihr geeilt kam und versicherte, sie möchte nicht um die Welt des Abends allein in dem Gartenhause sein.

*

Das Stillleben in Klein-Enzing sollte jedoch nicht ungestört fortwähren. Die Zeitung, welche sonst meistens nur Tagesneuigkeiten und fernliegende politische Ereignisse besprach, verkündete Kriegsgefahr, und was anfangs nur leise angedeutet worden, nahm immer bestimmtere Formen an. Die Bewohner von Klein-

Enzing und der Umgegend mußten bald zu ihrem Schmerz erfahren, daß die Kriegsbefürchtungen nicht aus der Luft gegriffen waren. Eine neue Recrutirung wurde angeordnet, und manche Eltern zitterten für den geliebten Sohn.

Natalie vergoß Thränen, daß sie nicht reich genug war, um alle Söhne Klein-Enzing's von dem Militairdienst loszukaufen. Aber der leichte Spott Ronhart's machte sie bald einsehen, daß, wenn Viele ihre Ansicht theilten, das Vaterland den Feinden preisgegeben sein würde. Auch die Majorin meinte, die Burschen sollten froh sein, daß sie Gelegenheit erhielten, sich auszuzeichnen. „Mancher Bauernjunge ist schon General geworden, und sterben muß man ohne Krieg ja auch."

„Aber einen Arm oder Fuß verlieren, ist entsetzlich," meinte Tante Betty.

Natalie schwieg, sie mußte an Baron Gyllborn denken, der, ohne den Gefahren einer Schlacht ausgesetzt gewesen zu sein, des Gebrauches der Glieder beraubt worden war und der, wie sie vernommen, wohl nie mehr völlig hergestellt werden konnte.

Bald zeigten sich in Klein-Enzing neue Vorboten des herannahenden Sturmes. Eine halbe Schwadron schwerer Cavalerie wurde in den wenigen Gebäuden, der Anführer im Herrenhaus einquartirt. Vom Zaune des Gartens aus hatten die Majorin und Natalie die Ankunft der Reiter gesehen. Nun nahte sich der junge Offizier, der unter ihrem Dache wohnen sollte. Mit

gewinnender Artigkeit entschuldigte er sich der Störung wegen.

Wer aber beschreibt Nataliens Staunen, als er seinen Namen, Baron Wilhelm Gyllborn, nannte! Kaum hatte der Offizier sich entfernt, als Natalie zu Betty eilte, die im Obstgarten beschäftigt war, und sie bat, sich bei nächster Gelegenheit zu erkundigen, ob ihr neuer Hausgenosse ein Verwandter jenes unglücklichen Baron Joseph Gyllborn sei, dessen Schicksal sie so sehr beklagte.

Schon am selben Abend konnte die Tante den Wunsch des Mädchens erfüllen. Die Majorin hatte den jungen Mann zum Gouter eingeladen, und um die bestimmte Stunde erschien er im Garten, wo die Hausbewohner ihn erwarteten. Im Laufe des Abends lenkte Betty das Gespräch auf Baron Joseph und erkundigte sich, ob er mit dem jungen Offizier verwandt sei.

„Er ist mein älterer Bruder. Schade um ihn: er war ganz geschaffen für den Stand, dem er angehörte; auf Ehre, ein prächtiger Soldat! Damit ist es aber leider für ewige Zeiten aus. Er muß froh sein, wenn er auf Krücken gehen kann.“

Die leuchtenden blauen Augen des Sprechers wurden feucht, und er senkte sie schnell, um seine Rührung zu verbergen, die ihm unmännlich erschien, Nataliens Herz jedoch mit Sympathie erfüllte. Ueberhaupt lag etwas Gewinnendes in Wilhelm Gyllborn's Betragen

wie in seiner männlichen Erscheinung. Er sprach mit Ruhe von der Wahrscheinlichkeit des Todes auf dem Schlachtfelde, von der Möglichkeit, als Krüppel heimzukehren, oder eine schwere Verwundung davonzutragen, die ein sieches Leben zur Folge haben würde. Er täuschte sich nicht über die Gefahren, welchen er entgegen ging, und doch sah er mit frohem Muthe dem Kampfe entgegen und ließ sich durch den Ernst der Zukunft seine Heiterkeit nicht trüben. Auf das jedem Eindruck zugängliche jugendliche Gemüth Nataliens übte diese Ruhe und Freudigkeit am Vorabende blutiger Ereignisse eine unbeschreibliche Macht aus; ihre Bewunderung wurde auf das lebhafteste erregt.

Rasch wie in einem Traum verflogen die Tage, welche Wilhelm Gyllborn im Herrenhause zubrachte, und bald hatte er die Herzen seiner Hausgenossen in hohem Grade für sich gewonnen. Selbst Ronhart fand, obschon er nicht in die Bewunderung der Uebrigen einstimmte, an der Gesellschaft des heitern Jünglings Gefallen und unterhielt sich manche Stunde trefflich mit ihm.

Eines Nachmittags ging Natalie in den Garten hinab und nahm mit einem Buch in der Laube Platz. Es war drückend schwül, und trotz der schützenden Zweige über ihrem Haupte brannte die Sonne heiß auf ihre Stirne. Bald wurde ihre Aufmerksamkeit durch ein ungewöhnlich lebhaftes Treiben auf der Straße abgelenkt. Jetzt schmetterte die Trompete in hellen Tönen durch das Dorf. Was bedeutete das?

Unruhig sprang Natalie auf und eilte nach dem Hause. Als sie in das Wohnzimmer trat, fiel ihr erster Blick auf Gyllborn, der eben die Hand der Majorin an seine Lippen führte.

„Denke dir, Natalie," sagte Ronhart, „die Cavalerie-Abtheilung hat Marschbefehl erhalten und Baron Gyllborn ist im Begriff, Abschied zu nehmen."

Natalie erschrak. So bald hatte sie nicht gedacht, den angenehmen Gesellschafter zu verlieren, der sie überdies auf eine Weise auszeichnete, die dem noch von keinerlei Huldigung verwöhnten Mädchen nicht wenig schmeichelte.

Der Gedanke fiel ihr schwer auf's Herz, daß der junge Mann tausend Gefahren entgegenging und vielleicht zum letzten Mal in dem freundlichen Kreise erschien. Er bot ihr die Rechte zum Abschied. Ihre Hand zitterte in der seinen, und ihre erblaßten Wangen färbten sich plötzlich mit glühendem Roth, als sie den verstohlenen Druck seiner Hand fühlte und den zärtlichen, bedeutsamen Blick seiner Augen sah.

„Leben Sie wohl, kehren Sie glücklich wieder!" war das Einzige, was sie sagte, während die Majorin und Tante Betty mit vielen herzlichen Worten von ihm Abschied nahmen.

Wenige Minuten später verhallten die Klänge der Trompete und die dröhnenden Hufschläge der Pferde. Verschwunden waren die Reiter; den Zurückbleibenden schien es, als sei der kurze Besuch ein Traum gewesen.

Natalie schlich sich in den Garten, um ihren Gedanken ungestört nachzuhängen. Seltsame Empfindungen kämpften in ihrem Herzen. Sorge um das Schicksal des liebenswürdigen jungen Mannes wechselte mit freudigem Stolz über die Weise, in der er von ihr Abschied genommen. Bald dachte sie mit nassen Augen der Möglichkeit, seinen Namen in dem Verzeichnisse der Gefallenen oder Schwerverwundeten zu finden; bald schwebte ihr sein Bild vor, wie er zurückkehren würde, mit Lorbeer geschmückt. Mußte sie bei dem ersten Gedanken ihre Thränen trocknen, so spielte bei dem zweiten ein frohes Lächeln um ihre Lippen.

*

Wochen waren seit der Abreise des jungen Offiziers verflossen. In Klein-Enzing ging alles seinen gewohnten Gang. Zur Beruhigung der Bewohner des Herrenhauses hatte das Regiment, dem Gyllborn angehörte, noch an keinem Kampfe theilgenommen. Allmälig fand sich Natalie wieder in ihren gewohnten Ideenkreis hinein und bald verlegte sie sich mit doppeltem Eifer auf das Studium der Botanik. Täglich vermehrte sie ihr kleines Herbarium, das sie oft mit nicht geringem Stolz betrachtete.

An einem jener wunderbar schönen Morgen, wo der Himmel ganz leicht umzogen war und die Sonne nur manchmal durch helles Gewölk schimmerte, traten die Bewohner des Herrenhauses einen größern Spaziergang an. Keine drückende Hitze hemmte den Schritt,

und der wetterkundige Onkel versicherte, daß nicht die geringste Regengefahr drohe.

Auf dem Gipfel eines ansehnlichen Berges angelangt, bot sich den Wanderern eine entzückende Aussicht dar. Ein herrliches Thal, von einem brausenden Waldstrom durchrauscht, breitete sich zur Linken vor ihnen aus. Waldige Bergkuppen von phantastischen Formen umrahmten das anmuthige Bild, das durch ein paar reizend gelegene Dörfchen noch gewann. Wandte man die Augen nach der andern Seite, so empfing man einen ganz entgegengesetzten Eindruck. In einiger Entfernung dehnte sich eine dunkele sumpfige Landstrecke aus; niedere, verkrüppelte Weiden streckten dort ihre bleichgrünen Zweige in die Luft.

„Wie nahe sich doch Schönheit und Häßlichkeit liegen!" sagte Natalie. „Hier ist ein Paradies, dort eine wüste Einöde."

„Die Landbewohner glauben, daß gerade an diesem Punkt, der jetzt so traurig und farblos ist, einst ein herrliches Schloß gestanden," nahm Ronhart das Wort. „Hat dir meine Schwester noch nicht die Sage von Prinzessin Irrlicht mitgetheilt?"

„Nein, Onkel. Bitte, erzähle sie mir."

„Eben dort, wo der trübe Moorgrund sich ausdehnt, blühte und duftete einst eine wunderbare Pflanzenwelt in den Gärten eines Schlosses, das sich mit seinen hohen Mauern aus einem stillen blauen Weiher erhob. In diesem Schlosse herrschte eine Prinzessin von großer Schönheit. Viele fremde Fürsten kamen,

um sie zu freien. Manchem zeigte sie sich auch anfangs geneigt, aber rasch wie der Wind wandte sich ihr veränderlicher Sinn, und kalt wies sie denjenigen ab, dem sie durch Lächeln und freundliche Blicke früher Glück verheißen. Die schönen, schwermüthigen Augen eines jungen Pagen hatten es ihr angethan. Wenn sie einen Blick in diese blauen Tiefen warf und stummes Flehen darin las, wies sie mit schnöden Worten den Freier ab, den sie vor Kurzem noch ermuthigt. Immer und immer erneute sich dasselbe Spiel; dabei unterließ sie nicht, den schönen Pagen durch manch' zärtlichen Blick, manch verstohlenen Händedruck zu beglücken. Da kam wieder ein fremder Fürst auf das Schloß. Die Pracht seines Gefolges übertraf alles, was man bisher gesehen. Er rühmte sich, der Beherrscher eines mächtigen Reiches zu sein. Vollendet schön und voll Majestät war seine Erscheinung. Die Angst vor dem Verlust der Heißgeliebten faßte wie mit Geierskrallen des Pagen Brust. In der wilden Gluth verzehrender Leidenschaft ging seine Besinnung unter; er sank der Prinzessin zu Füßen, und das Bekenntniß der glühendsten Liebe strömte von seinen Lippen. Aber von dem Glanze des neuen Bewerbers geblendet, sah die Prinzessin hohnlachend in des Pagen schöne Augen, die sie sonst mit liebendem Blick gesucht, und stieß ihn mit Verachtung von sich. Da wollte er das Leben nicht länger ertragen; der tiefe Weiher schloß sich über dem gebrochenen Herzen, im Tode erstarrten die Glieder des vor Kurzem noch so glücklichen Knaben. Sie erfuhr

sein trauriges Loos, und ein Schauer durchbebte sie; aber nicht lange währte es, so hatte sie des Pagen vergessen und feierte ihr Hochzeitsfest mit dem fremden Fürsten. Fackeln glühten in den Sälen, Blumen glänzten und dufteten, zauberische Musik ertönte und verhallte in zitternden Klängen über dem Weiher, in dessen Tiefe der Verrathene den Todesschlummer schlief. Im lichten Brautgewand schwebte die Prinzessin durch den erleuchteten Saal und lehnte sich dann ermüdet an das Fenster, um den würzigen Blumenduft einzusaugen. Der Mond schien trüb auf den Weiher; es war, als rausche es in den Wellen und als tauche ein bleiches, lebloses Antlitz aus den Silberschleiern des Wassers empor. Entsetzt wandte sie sich um; die Musik brauste in wilden Dissonanzen, die Fackeln flammten empor und warfen unheimliche Lichter und Schatten auf die Wände und auf die Gestalten der Hochzeitsgäste. Seltsam — furchtbar verändert, widrig entstellt nickte ihr das Antlitz ihres Bräutigams zu. Da senkte es sich dichter und dichter nieder — sie wußte nicht, war es Nebel, war es der Rauch der Fackeln: aber alles verschwamm vor ihren Augen, sie konnte nichts mehr erkennen. Plötzlich verstummte die Musik, der Schleier wich, sie war allein im Saale. Da neigten sich die Mauern, da begann es unter ihren Füßen zu wanken; tiefer, immer tiefer sank sie in bodenlosen Abgrund. Die Landleute, welche am folgenden Morgen zum Weiher herüberkamen, suchten vergebens das Schloß, es war versunken. Das klare, blaue Gewässer war zu einem häßlichen Moor geworden,

das zwischen verkrüppelten Weiden und Röhricht seine trübe Fluth ausdehnte. Aber so oft der Abend sinkt, taucht die Prinzessin als bleiches Irrlicht aus dem Wasser empor, schwebt über dem Moorgrund hin und lockt, wie sie es im Leben gethan, manchen Wanderer in's Verderben. An dem Tage jedoch, an welchem der Page den Tod in dem Weiher gefunden, wandelt sie in ihrer frühern Gestalt, in all ihrer bestrickenden Schönheit am Rande des Moores klagend umher und blickt händeringend in die Tiefe."

„Merkwürdig, wie der Volksglaube an jede Stelle ein solches Märchen knüpft," sagte die Majorin, als Ronhart schwieg. „Wir bemerken nichts als einen häßlichen Sumpf und des Abends ein flimmerndes Irrlicht; doch der Landbewohner sieht ganz wunderbare Dinge in den alltäglichsten Erscheinungen."

„Ich liebe derlei Sagen," rief Natalie. „Aber höre, Onkel, du könntest mir einen großen Gefallen thun, wenn du mich an den Sumpf begleiten wolltest. Ich möchte gern Pflanzen für mein Herbarium dort sammeln."

„Nein, nein," wehrte Betty, „ihr könntet in den Moorgrund gerathen. Jedenfalls würdet ihr einen beschwerlichen Umweg machen."

„Was liegt an Beschwerden, wenn man seine Sammlung bereichern kann und in der Wissenschaft Fortschritte macht?" rief Natalie lebhaft. „Aber," setzte sie hinzu, indem sie den Oheim forschend ansah, „du lächelst? Weshalb?"

„Du mußt nicht böse sein, liebes Kind," sagte Ronhart; „aber es schien mir drollig, dich so ernsthaft von Wissenschaft reden zu hören. Für das schöne Geschlecht ist sie ja nichts anderes als ein recht passender Zeitvertreib. Unmöglich kann man von Frauen erwarten, daß sie gründlich in jene Tiefen eindringen, die nur Männern von hoher Begabung ihre Schätze erschließen."

Natalie erröthete und schritt eine Weile schweigend an Ronhart's Seite. Erst spät langten sie zu Hause an. Natalie folgte der Tante auf deren Zimmer.

„Sieh' ein Mal, Tante," sagte sie, auf einen Brief weisend, der auf dem Tische lag, „hier ist ein Schreiben, gewiß von der Mutter."

Betty entfaltete den Brief und begann zu lesen.

„Nun, was schreibt sie?" fragte das Mädchen, das mit Unruhe bemerkte, wie der Brief in der Tante Hand zitterte.

„Ueberzeuge dich selbst," sagte diese mit bewegter Stimme, indem sie ihr das Blatt hinreichte.

Es enthielt die Nachricht, daß Friederike sich in wenigen Tagen mit dem Freiherrn Ludwig von Gyllborn vermählen werde.

4.

In einem Zimmer des freiherrlich Gyllborn'schen Hauses finden wir Betty und Natalie wieder. Die matte Spätherbstsonne war verloschen; der Abend breitete bereits seine grauen Schatten aus.

Natalie lehnte in der Sopha-Ecke, neben ihr lagen Hut und Shawl. Ihre Blicke schweiften im Gemach umher und blieben endlich auf dem kummervollen Antlitz der Tante haften, das ihr in mattem Zwielicht gar bleich und traurig schien.

Betty's Augen folgten dem Feuerschein, der aus dem kleinen Ofen strahlte. Vor ihr tauchte ein Bild aus der Vergangenheit empor, ein Bild, das ihr im Wachen und im Traume oft vorschwebte und das sie nie vergessen konnte — das Sterbelager des ersten Gatten ihrer Schwester, sein bleiches Antlitz, seine brechenden Augen, aus welchen Liebe und Dankbarkeit noch im Todeskampf geleuchtet. Viele Jahre waren vorübergegangen seit diesem bittern Scheiden. Oft und oft hatte das alte Fräulein sich in die Erinnerung daran versenkt; nie aber war diese mit so schmerzlicher Gewalt erwacht, als heute, wo Betty das Haus des Mannes betrat, der die Stelle des geliebten Verstorbenen einnehmen sollte. Sie konnte die Gefühlsweise der Schwester nicht verstehen; sie zürnte ihr und doch

kämpfte ihre große Zärtlichkeit für Friederike mit dem Unwillen, den sie über deren Wankelmuth empfand.

Anderer Art waren Nataliens Empfindungen beim Eintritt in das Haus des Stiefvaters. Wohl konnte auch sie nicht begreifen, wie man, hatte man ein Mal wahr und tief geliebt, einen zweiten Bund schließen konnte, und es betrübte sie, daß ihre Mutter dies gethan. Doch wurde jedes andere Gefühl durch ein mächtigeres in den Hintergrund gedrängt: durch den tiefen Eindruck, den ihr die Aussicht auf ganz neue Verhältnisse machte. Sie war unerwartet das Mitglied einer Familie geworden, welche sie kaum kannte. Noch ruhte es unter dem dunkeln Schleier der Zukunft, wie ihr Leben sich nun gestalten würde.

Aber mit der Elasticität und dem frohen Sinne der ersten Jugend erfreute sie sich daran, daß sie in ein verwandtschaftliches Verhältniß zu Wilhelm Gyllborn getreten war. Sie beklagte nur, daß er fern sein mußte. Vor dem Stiefvater empfand sie freilich eine Art von Widerwillen, obwohl die Mutter ihr und Betty geschrieben und heute beim Empfang wiederholt, er sei die Güte selbst.

Es war ein peinlicher Moment gewesen, der Augenblick des Wiedersehens! Nicht ohne Verlegenheit hatte Friederike Tochter und Schwester begrüßt und sich schnell zurückgezogen, um ihnen, wie sie sagte, Muße zu gönnen, sich von der Reise zu erholen. Später wollte sie Beide mit ihrem Gatten und ihrem Stiefsohne Joseph bekannt machen. Mit Ungeduld erwartete Na=

talie diesen Zeitpunkt, und als die Wanduhr die siebente Stunde zeigte, wandte sie sich zur Tante.

„Die Mutter wird uns zu sehen wünschen. Ich dächte, wir gingen hinüber.“

Betty erhob sich mit einem Seufzer. „Du hast Recht. Wozu etwas verschieben, was doch geschehen muß? Wenn die erste, förmliche Begrüßung vorüber ist, wird es leichter sein, sich freundlich zu nähern, was wir doch jetzt wünschen müssen.“

Sie verließen das Zimmer und traten in den kleinen Salon, in dem die Familie versammelt war, um den Thee einzunehmen. Friederike eilte ihnen entgegen. Zugleich näherte sich ein mittelgroßer, kräftiger Mann mit interessanten Zügen und imponirender Haltung.

„Dies ist deine Tochter, lieber Ludwig,“ sagte die junge Frau, indem sie ihm das Mädchen zuführte. „Sie wird dir, das darf ich versprechen, ein braves, folgsames Kind sein.“

„Sei herzlich willkommen, liebes Mädchen,“ sprach der Baron, indem er die Stieftochter umarmte und einen Kuß auf ihre Stirne drückte. „Ich hoffe, du wirst dich in meinem Hause heimisch fühlen.“

Natalie stammelte einige Worte, die ihren Dank ausdrücken sollten; es überraschte sie, in ihrem Stiefvater jenen Mann zu finden, dessen würdevolle Erscheinung auf ihrem ersten Balle ihr aufgefallen war.

Während Baron Ludwig sich freundlich zu Tante Betty wandte, nahm Friederike den Arm ihrer Tochter

und führte sie an den Tisch, wo, an einen Fauteuil gelehnt, der Sohn des Hauses stand und ihr die Rechte darbot.

„Lieber Joseph, hier stelle ich dir meine Tochter vor. Ich hoffe, ihr werdet euch wie Geschwister lieben.“

Natalie legte ihre Hand in die seine.

„Das will ich thun,“ sagte er, nach einem leisen Druck ihre Hand loslassend. Sie flüsterte eine ähnliche Versicherung und nahm, froh, die Vorstellung überstanden zu haben, an der Seite ihrer Mutter Platz.

Als Alle um den Theetisch versammelt waren, ließ Friederike sich von Betty die kleinen Erlebnisse der Rückreise mittheilen, während Natalie, glücklich, schweigen zu dürfen, manchen forschenden Blick auf Stiefvater und Stiefbruder warf.

Der Erstere hatte sich seit jenem Balle wenig verändert; den Letztern hätte sie jedoch kaum wieder erkannt. Es schien ihr, er sei ein Anderer als der blühende junge Offizier mit dem heitern Blick, dessen Gesellschaft sie damals so glücklich gemacht. Man konnte glauben, er sei in den zwei Jahren, wo sie ihn nicht gesehen, um das Doppelte gealtert. Seine frische Farbe war einer tiefen Bläffe gewichen, die durch den dunkeln, dichten Bart noch auffallender wurde und seine Züge schärfer hervortreten ließ. Die Ursache dieser Veränderung lag nahe: Natalie bemerkte, nicht ohne tiefes Bedauern, an Joseph's Fauteuil gelehnt zwei

Krücken, traurige Zeugen des hülflosen Zustandes ihres einst so flinken Tänzers.

Baron Ludwig verrieth seiner Gattin gegenüber eine rückhaltlose Bewunderung. Vergebens suchte er dieselbe in das ruhige Gewand inniger Freundschaft und Achtung zu kleiden, da er fühlen mochte, wie dies einem Manne seines Alters besser zieme als die Ekstase eines jungen Gatten in den Flitterwochen.

Friederike sah sehr heiter aus; sie begegnete ihrem Gemahl mit freundlicher Aufmerksamkeit. Die Verlegenheit, die sie beim Empfang gezeigt, war völlig verschwunden.

Bald fand Natalie die Erzählung der Tante interessanter als die stille Musterung, die sie gehalten. Denn jetzt theilte Betty mit, daß sie in Klein-Enzing Wilhelm Gyllborn kennen gelernt und wie die Bewohner des Herrenhauses das rasche Scheiden des liebenswürdigen jungen Offiziers aufrichtig bedauert hätten.

Baron Ludwig schien durch das Lob, das seinem Sohne gespendet wurde, angenehm berührt.

„Ohne Verblendung darf ich behaupten, daß er ein Jüngling von den seltensten Gaben und dem besten Herzen ist. Wäre er nur wohlbehalten wieder unter uns!“

„Gewiß wünschen wir dies Alle,“ sagte Natalie; „indessen müssen wir Gott danken, daß er vorderhand keiner Gefahr ausgesetzt ist.“

„Er war es bis jetzt nicht. Gestern aber erhielt ich die Nachricht, sein Regiment habe Befehl erhalten,

nach dem Kriegsschauplatze zu eilen. Er wird darüber glücklich sein; denn er wünscht lebhaft eine Gelegenheit, sich auszuzeichnen."

Natalie schwieg betroffen. Für den Rest des Abends weilten ihre Gedanken auf dem Schlachtfelde, und sie mußte beständig der Gefahr denken, welcher der ihr lieb gewordene Stiefbruder ausgesetzt war.

Bald zogen sich Betty und Natalie zurück. Auf dem Zimmer der Tante nahm die Nichte am Fenster Platz, um noch eine Weile mit ihr zu plaudern.

„Wie schrecklich wäre es, wenn Wilhelm ein Opfer des Krieges würde!" sagte sie. „Ich bin seinetwegen in großer Unruhe."

„Hoffen wir das Beste. Gott wird, denke ich, dem alternden Mann, der schon an einem Sohne Unglück erlebt, nicht neue Trübsal schicken."

„Was würde das für eine Freude sein, wenn er unverletzt und mit Ruhm gekrönt heimkehrte und uns von den glorreichen Kämpfen erzählte, die er mitgemacht!" rief Natalie lebhaft. „Dafür könnte man schon etwas Angst erdulden."

„Gewiß. Aber was sagst du zu Baron Ludwig? Er war sehr freundlich gegen uns; er liebt Friederike innig, das ist außer Zweifel. Ich will nicht ungerecht gegen ihn sein; aber noch kostet es mich Ueberwindung, ihn als den Gatten meiner Schwester zu betrachten."

„Ich fand den Stiefvater über Erwarten liebenswürdig. Er hat etwas so Würdevolles in seinem Betragen, daß ich mich der Mutter wegen herzlich freue.

Joseph hingegen ... ach, Tante, wie soll ich dir beschreiben, welch' tiefes Mitleid ich für ihn empfinde. So jung noch, und zu völliger Unthätigkeit verurtheilt! Ich kann mir kaum vorstellen, daß er es war, den ich vor zwei Jahren auf dem Balle gesehen. Sein Anblick berührte mich peinlicher, als ich sagen kann. Wie schrecklich muß das erst für den Vater sein!"

„Glaube mir, mein Kind, man verliert die Empfänglichkeit für solche Eindrücke schneller, als man denkt. Gewiß ist mein Schwager schon daran gewöhnt, seinen Sohn in diesem Zustande zu sehen."

„Aber Wilhelm war tief ergriffen, als er seines Bruders erwähnte," versetzte Natalie; „er wenigstens scheint noch nicht abgestumpft zu sein... Doch du bist müde; gute Nacht!"

Sie küßte die Tante und zog sich in ihr Zimmer zurück.

*

Als Natalie des andern Morgens aufstand und die Thüre des Nebenzimmers öffnete, fand sie die Tante schon völlig angekleidet. Sie sah aus, als hätte sie geweint, doch war sie heiterer als gestern. Ihr Gesicht hatte wieder jenen Ausdruck zufriedener Ruhe angenommen, der, trotz dem gänzlichen Mangel an Schönheit, ihre Züge angenehm erscheinen ließ. Natalie machte keine Bemerkung über die Thränenspuren an Betty's Augen. Sie folgte, als die Frühstückstunde schlug, der Tante in den blauen Salon.

Als sie eintraten, fanden sie schon Baron Ludwig und Friederike.

Die Letztere fragte scherzend, was das Mädchen geträumt habe — gälten ja doch die Träume der ersten Nacht in einer neuen Wohnung für bedeutungsvoll. Da trat Joseph ein. Es war ein recht peinlicher Anblick, ihn langsam auf Krücken herbeikommen zu sehen. Es kostete ihn Anstrengung, selbst die kürzeste Strecke zurückzulegen. Der unwillkürliche Ausdruck des Mitleids, der aus Nataliens beredten Augen sprach, entging ihm nicht und trieb ein flüchtiges Roth auf seine Wangen.

Doppelt groß erschien ihr heute der Contrast zwischen der einst so gewandten, ritterlichen Erscheinung des Barons und dem traurigen Bilde, das ihr eben vor Augen trat. In der mühevollen Bewegung mußte Joseph's Gestalt die Anmuth, welche ihr in so hohem Grade eigen gewesen war, einbüßen. Erst als er Natalien gegenüber Platz genommen, milderte sich der unangenehme Eindruck.

Nach dem Frühstück begleitete Friederike Schwester und Tochter auf deren Zimmer.

„Es ist nun Zeit, daß ich euch erkläre, weshalb ich diesen Entschluß faßte," sagte sie; „denn ich weiß wohl, wie sehr er euch überrascht hat. Schon seit ein paar Jahren zeichnete mich Gyllborn, wo immer er mich traf, auf ungewöhnliche Weise aus. Ich bemerkte seine Annäherung; aber der Gedanke, daß er Vater von zwei erwachsenen Söhnen und bedeutend älter ist als ich, ließ mich lange Zeit schwanken. Während eueres

Aufenthaltes in Klein-Enzing lernte ich ihn jedoch näher kennen, und da nun meine hohe Achtung vor seinem Charakter zu seinen Gunsten in die Wagschale fiel, entschloß ich mich, seine Hand anzunehmen. Daß ich euch nicht früher davon benachrichtigte, mag seltsam scheinen," fuhr Friederike fort; „aber ich fürchtete Gegenvorstellungen und war doch zu fest entschlossen, mein Vorhaben auszuführen, um solchen Gehör geben zu können. Daß dieser Bund nicht nur zu meiner und Ludwig's Zufriedenheit beiträgt, sondern auch für Natalie ein großes Glück ist, kann nicht geleugnet werden. Sie hat knappe Lebensverhältnisse mit glänzenden vertauscht, und was ihr noch an Ausbildung ihrer Talente mangelt, kann sie jetzt nachholen."

Friederike verschwieg, daß sie anfangs dem Baron kein Gehör geschenkt, weil ein junger Attaché der englischen Gesandtschaft ihr Herz mit wärmern Empfindungen und Hoffnungen erfüllt, und daß sie erst, nachdem diese getäuscht worden, dem Anerbieten des ältern Mannes willig gelauscht. Er war allgemein geachtet und besaß ein großes Vermögen. Zudem weckte die heiße Liebe, die er für sie fühlte, die Hoffnung in ihr, in seinem Hause unbeschränkt zu herrschen. Hundert Mal sagte sie sich selbst, sie habe durch ihre zweite Vermählung vor allem für das Wohl ihrer Tochter gesorgt, und endlich gelang es ihr, sich über die minder reinen Beweggründe zu täuschen, die sie geleitet hatten.

Betty sah aus, als berühre das Gespräch sie nicht angenehm. Mehr als ein Mal richtete sie, wenn auch

kein Wort des Tadels über ihre Lippen kam, den Blick mit dem Ausdrucke schmerzlichen Vorwurfes auf das schöne Antlitz der Schwester.

Natalien entging die Aufregung der Tante nicht, und sie bemühte sich, das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken. Theilnehmend erkundigte sie sich nach Joseph.

„Sollte denn wirklich gar keine Hülfe für ihn sein?" fragte sie.

„Es ist nichts zu hoffen," erwiderte Friederike. „Er hat sich mit beispielloser Geduld den verschiedenartigsten Curen unterzogen, aber leider ohne Resultat. Lange Zeit brachte er in liegender Stellung zu, und vor Kurzem erst ist er von einer erfolglosen Badereise zurückgekehrt. Trotz aller Bemühungen der Aerzte ist noch nicht die leiseste Besserung eingetreten. Seine Gesundheit hingegen leidet sichtlich durch alle diese vergeblichen Versuche, an deren Erfolg er zwar selbst kaum glaubt."

„Ich beklage ihn aufrichtig," versetzte Betty, „obwohl ich sein Unglück nicht so groß finde als ihr. Wenn er sich einmal darein gefunden hat, wird er ein friedliches, selbst angenehmes Leben führen."

„Du urtheilst nach deinem Sinne, nach deiner Anschauungsweise," sagte Friederike. „Ein so junger Mann aber wie er, der mit frohen Erwartungen in das Leben trat, muß es schwer empfinden, daß alle Hoffnung auf Befriedigung seines Ehrgeizes, auf Liebesglück und thatkräftiges Wirken für ihn vernichtet

ist. Seine Laufbahn ist zerstört, und sollte er sich wirklich einst vermählen, so kann er nichts anderes erwarten, als daß Berechnung ihm die Lebensgefährtin zuführt. Welchem Mädchen dürfte er in seinem Zustande hoffen, Liebe einzuflößen?"

„Du hast Recht, Mutter," entgegnete Natalie, die inzwischen ernst, fast traurig geworden war. „Es ist ein härteres Loos, als ich anfangs glaubte. Ich dachte an nichts anderes, als daß er in jeder Bewegung gehemmt sei; aber was er sonst entbehren muß, ist härter noch."

„Es ist ein Glück, daß er in einem liebevollen Familienkreise und in günstigen äußern Verhältnissen lebt," bemerkte Betty. „Möchte Gott seinen Bruder vor einem ähnlichen Schicksal bewahren!"

„Das wünschen wir Alle lebhaft," sagte Friederike. „Es wäre ein entsetzlicher Schlag für Ludwig, wenn die Hoffnungen, die er nun auf den jüngern Sohn setzt, auch zerstört würden. . . . Aber jetzt laßt mich etwas von Klein-Enzing hören; ich möchte wissen, wie ihr dort gelebt. Was macht dein Herbarium, Kind?"

„Ich habe es nicht mitgenommen, weil es mir keine Freude mehr macht."

„Es ist wirklich recht schade," sagte Betty, „daß das Mädchen so manches mit Leidenschaft ergreift, um es später einer unbedeutenden Ursache wegen wieder aufzugeben. Ronhart's Bemerkung auf dem letzten Spaziergange hat plötzlich den Eifer für die Botanik

abgekühlt. Ich begreife nicht, wie man sich so schnell umstimmen lassen kann."

„In andern und wichtigern Dingen würde dies auch bei mir nicht der Fall sein," versetzte Natalie nicht ohne Verlegenheit. „Aber es war wohl natürlich, daß die Bemerkung des Onkels mir das liebgewordene Studium verleidete. Ich halte sehr viel auf sein Urtheil, er besitzt Verstand und Weltkenntniß. Ueberdies sah ich selbst ein, daß es eine kindische Täuschung gewesen, wenn ich glaubte, ich könne in der Wissenschaft etwas leisten."

Friederike lächelte. „Das war freilich eine trügerische Hoffnung. Doch hättest du dir immerhin mit deiner hübschen Sammlung manche Stunde verkürzen können."

5.

Vierzehn Tage waren seit Nataliens Ankunft im Hause des Stiefvaters verflossen. Sie fühlte sich dort schneller heimisch, als sie anfangs gedacht. Baron Ludwig war aufmerksam, ja fast zärtlich gegen sie; er wollte zeigen, daß die Tochter seiner Friederike ihm lieb und theuer sei. Auch mit dem Stiefbruder war sie in ein freundschaftliches Verhältniß getreten, und das trauliche „du", das sie auf den Wunsch der Eltern eingeführt, war ihr bereits zur Gewohnheit geworden.

Vielleicht würde bei dem stillen, zurückhaltenden Wesen des jungen Mannes nie ein so inniger Anschluß stattgefunden haben, wenn nicht Natalie, die größte Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit entfaltend, förmlich um seine Gunst sich bemüht hätte. Der Eindruck, den sein trauriges Loos ihr machte, war ein so tiefer, daß sie mit ungestümem Eifer strebte, es ihm so viel als möglich zu verschönern.

„Früher hatte er keine Schwester," sagte sie zu sich, „doch besaß er Gesundheit und heitern Sinn. Nun, da er leidend und betrübt ist, will ich ihm eine treue Schwester sein, will ihn pflegen und erheitern, als wäre er mein Bruder."

Der Wunsch, ihn zu zerstreuen, machte sie erfinderisch. Sie erfuhr, daß Joseph am Schachspiel Vergnügen fand. Ronhart hatte sie in diesem edeln Spiel unterrichtet. Anfangs hatte sie sich als geschickte und eifrige Schülerin gezeigt; plötzlich aber war sie des Schachbrettes überdrüssig geworden und das einst mit Lust getriebene Spiel flößte ihr jetzt Langeweile ein. Dies hinderte sie jedoch nicht, nun eine große Vorliebe dafür an den Tag zu legen und es so darzustellen, als erwiese Joseph ihr eine große Gefälligkeit, wenn er mit ihr spielte.

Oft, wenn der junge Mann, des langen Lesens müde, sich in den Sessel zurücklehnte und mit dem ihm eigenthümlichen Blick schwermüthiger Apathie dem Spiele der Flammen im Kamine folgte, nahte sich ihm freundlich die Stiefschwester.

„Kannst du mir etwas Zeit schenken, Joseph?“ fragte sie dann in bittendem Ton. „Ich möchte manches aus der Weltgeschichte, von den Sitten und Gebräuchen ferner Volksstämme, von deren Sagen und Traditionen hören.“

So machte sie ihm manche Stunde rasch enteilen, die ihm sonst langsam und trüb dahingeschlichen wäre. Wohl sah sie an seinen plötzlich belebten Blicken, an seiner Heiterkeit, daß ihre Gegenwart ihn zerstreute. Aber oft mußte sie ihm diese aufdrängen; denn beständig fürchtete er, ihr lästig zu fallen und sie von angenehmerer Beschäftigung abzuhalten. Ihr aber machte, was sie anfangs, um ihn zu zerstreuen, vorgeschlagen, bald wirkliches Vergnügen; denn Joseph wußte interessante Begebenheiten und historische Charaktere in fesselnder Weise zu schildern.

*

Nun folgten bange Tage. Eine Schlacht war geschlagen worden, und so allgemein auch die Freude über deren glücklichen Ausgang sein mochte, so sahen doch diejenigen, welche Verwandte oder Freunde unter den Kriegern wußten, mit großer Unruhe dem Eintreffen näherer Nachrichten entgegen.

So war es auch im Hause des Barons; die dumpfe Schwüle der Erwartung ruhte auf dem kleinen Kreise und ließ keine frohe Laune aufkommen. Baron Ludwig suchte zwar seine Besorgnisse unter angenommener Heiterkeit zu verbergen; aber ohne große Mühe konnte

man wahrnehmen, daß seine Stimmung eine erkünstelte war.

Eines Nachmittags war er mit Friederiken ausgefahren und Betty hielt eben ihre Siesta, als Natalie, ihrer Gewohnheit gemäß, in der traulichen Dämmerungsstunde zu ihrem Stiefbruder kam und ihn bat, ihr eine Sage aus dem Harzgebirge zu erzählen.

Er erfüllte ihre Bitte; aber sie bemerkte bald, daß seine Gedanken fern waren. Seine Erzählung entbehrte des sonstigen klaren Zusammenhanges und der Lebendigkeit. Sie wußte, was ihn quälte, und wollte seine Selbstbeherrschung nicht länger auf die Probe stellen.

„Joseph," sagte sie, „es fällt dir heute schwer, mir zu erzählen. Ich weiß, woran du denkst, und glaube, es würde dir wohl thun, dich auszusprechen."

„Es ist wahr," sagte der junge Mann, „meine Gedanken sind bei Wilhelm. Die Ungewißheit über sein Schicksal ist mir fast unerträglich. Im Wachen und im Schlafe meine ich ihn zu sehen, seine Stimme zu hören."

„Ich hoffe, wir werden bald erfahren, daß er uns erhalten ist, daß er lebt . . ."

„O, nicht nur das, . . . daß er auch wiederkehrt so wie er uns verlassen hat."

Natalie faßte seine Hand und drückte sie mit Innigkeit. „Alles wird, denke ich, glücklich enden," sagte sie leise und bewegt.

Ein Diener trat ein und legte ein gedrucktes Blatt auf den Tisch.

„Die Zeitung muß den Bericht über die Schlacht und die Verlustliste enthalten,“ rief Baron Joseph.

Naталiens Herz schlug unruhig. Jetzt mußte es klar werden, ob Wilhelm unverletzt geblieben.

Joseph entfaltete mit zitternden Händen das Blatt und überflog die Zeilen.

Nataliens Blick ruhte auf seinen bleichen Zügen; sie fürchtete, in ihnen eine Schreckenskunde zu lesen, und die wenigen Minuten der Ungewißheit schienen nicht enden zu wollen.

Endlich ließ er das Blatt sinken.

„Welche Freude!“ rief Natalie. „Hatte ich nicht Recht, als ich sagte, es würde alles gut enden?“

Sie beugte sich über den Tisch und sah ihn mit jenem freundlichen, lachenden Blick an, der ihr manchmal eigen war und der sie ungemein verschönte.

Die Farbe kehrte in Joseph's blasse Lippen zurück. „Ja, Natalie,“ sagte er, „es wird Manches besser, als man denkt. Ich habe meinen Bruder wieder, . . . und außerdem hat mir ja die letzte Zeit ein Glück gebracht, das ich früher nicht kannte . . . . eine liebe, gute Schwester.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und Baron Ludwig trat ein.

„Ich höre, es ist Nachricht vom Kriegsschauplatz eingetroffen. Ich hoffe doch, keine traurige? Aber nein,“ setzte er hinzu, als seine Augen auf Sohn und Stieftochter fielen, „euere Mienen sagen mir, daß alles gut ist.“

„Ja, Vater, Wilhelm ist wohlbehalten und nicht ein Mal leicht verwundet."

Des Barons Züge erhellten sich. „Das freut mich, das freut mich. Ich hoffte es wohl; aber doch war es fast unerträglich, so lange keine Gewißheit zu haben."

Frohe Stimmung herrschte heute beim Theetisch! Schnell, wie kein anderer, verging der Abend, und das glänzende Licht der Freude wurde durch den Schatten der frühern Tage in noch hellern Glanz gesetzt.

Noch war die Familie versammelt, als ein Brief von Wilhelm's Obersten eintraf. Gyllborn entfaltete ihn und las. Lebhafte Freude verklärte seine Züge; mit einem Lächeln stolzer Befriedigung reichte er das Blatt seinem Sohne.

„Lies vor, was Langenheim schreibt," sagte er; „wir wollen uns Alle zugleich daran erfreuen."

Joseph gehorchte. „Ich finde kaum Worte, mein verehrter Freund," schrieb der Oberst, „Ihnen zu Ihrem heldenmüthigen Sohne Glück zu wünschen. Er hat seine Tapferkeit glänzend bewährt und allgemeine Anerkennung errungen. Daß seine Abtheilung, die bereits umzingelt und dem überlegenen Feinde preisgegeben war, sich mit verhältnißmäßig geringem Verluste durchgeschlagen und die schon verlorene Fahne, das Heiligthum des Soldaten, zurückerobert hat, ist hauptsächlich sein Verdienst. Er wußte durch sein Beispiel die Mannschaft zum aufopferndsten Heldenmuth anzufeuern. Mit Stolz zähle ich Ihren Sohn zu meinem Regiment;

möge Gott ihn erhalten, Ihnen zur Freude, seinen Soldaten zum glänzenden Vorbilde!"

Des Vorlesers Stimme zitterte vor Bewegung. Natalie sah empor, als er geendet, und begegnete dem freudigen Blick, der aus seinen Augen strahlte. Sie theilte seine Gefühle, sie liebte ihn darum. Ihr Herz war erfüllt von Bewunderung für den jungen Krieger, der im frühen Jünglingsalter schon Ruhm und Ehre einerntete. Mit Stolz dachte sie des Abschiedes von ihm. Berauscht von den Eindrücken des Abends schlummerte sie ein und träumte schöne phantastische Träume.

Wenige Tage nachher kam ein Brief von Wilhelm. Er theilte den Seinen mit, daß er nach dem Friedensschluß in das Vaterhaus zurückkehren werde.

Der Bericht des Obersten wurde von Baron Ludwig den Freunden und Bekannten des Hauses mitgetheilt, und mit Stolz und Freude nahm er ihre Glückwünsche entgegen. Die Worte verrauschten in der Luft, und die Leute, die sie gesprochen, erinnerten sich oft kaum mehr derselben; Natalie aber hatte sie wie einen süßen Wohlgeruch begierig eingesogen. Wilhelm rühmen zu hören, war ihre größte Freude. Diejenigen, welche ihm das reichste Lob spendeten, standen bei ihr in hoher Gunst.

6.

Das Weihnachtsfest war in heiterer Stimmung im Kreise von Freunden und Bekannten gefeiert worden. Betty jedoch hatte mit Wehmuth früherer Christabende gedacht, die sie mit Natalie so traulich zugebracht. Diesmal war sie in der nicht geringen Zahl der Versammelten überflüssig gewesen. Sie hatte dies gefühlt, trotzdem Natalie ihr die freundlichste Aufmerksamkeit bewiesen. Ihr schien es überhaupt unpassend, dies weihevolle Fest im eleganten Gesellschaftskreis zu feiern und die unschuldigen Freuden, die eine liebende Familie sich zu bereiten weiß, gegen die Gaben des Luxus zu vertauschen.

War das Gazekleid die Morgenröthe einer neuen Aera für Natalie gewesen, so hatte diesmal eine volle, leuchtende Sonne ihren Strahlenglanz über sie ergossen. Prachtvoll waren die Geschenke, mit welchen sie überhäuft wurde. Sie gedachte kaum mehr der stillen Christabende, an welchen eine unbedeutende Gabe sie beglückt hatte.

Der folgende Carneval brachte Natalien neue und glänzende Eindrücke. Friederike nahm sie auf mehrere Bälle mit und jedes Mal kehrte sie fast berauscht von Freude heim. Wie so ganz anders erging es ihr jetzt, als vor zwei Jahren.

Aus dem kaum hübschen Kinde war eine der reizendsten Ballerscheinungen geworden. Ihre kleine, zarte Gestalt, deren angeborene Grazie jetzt durch die gewählteste Toilette gehoben wurde, und ihre feinen, von weichen blonden Locken umwallten Züge fesselten unwiderstehlich. Von allen Seiten wurden ihr Huldigungen dargebracht, und mit Freude gab sie sich dem Bewußtsein hin, schön zu sein und zu gefallen. Sie war weit entfernt von Coquetterie. Aber die Fröhlichkeit, die aus ihren Augen leuchtete, wenn sie beim Tanze die bewundernden Blicke und Worte der Anwesenden sah und hörte, verschönte sie eben so sehr, als ihre Schüchternheit ihr einen eigenen Reiz verlieh.

Auch Friederike gab sich mit Leidenschaft den Ballfreuden hin. So stolz der Baron auf die Schönheit seiner Gattin war, mißbilligte er doch, daß sie noch lebhaften Theil am Tanze nahm und daß sie an den ihr dargebrachten Huldigungen so großes Vergnügen fand. Manchmal machte er ihr zärtliche Vorwürfe darüber und bat sie, in Zukunft zurückhaltender zu sein. Aber jedes Mal bereute er, dem Gefühle der Eifersucht nachgegeben zu haben. Denn, ohne daß Friederike aufbrauste oder ihn durch Thränen quälte, zeigte sie sich tief beleidigt und nahm einen kalten, gleichgültigen Ton gegen ihn an, der ihn mehr peinigte, als leidenschaftliche Vorwürfe es vermocht hätten.

Anfangs hoffte er, ihr Schmollen werde bald vorübergehen, aber sie beharrte mit eigensinniger Ausdauer in dem fremden, kühlen Ton, bis er es nicht

länger ertragen konnte und selbst den ersten Schritt zur Versöhnung that. Auch dann sträubte sie sich noch und wußte es dahin zu bringen, daß er froh war, ihre Verzeihung zu erlangen.

So rückte Friederike allmälig dem Platz am Steuerruder näher. Bald machte der Baron nicht nur keine Einwendungen mehr gegen die Ballprojecte seiner Frau, sondern er sah sogar mit anscheinend zufriedener Miene den endlosen Vorbereitungen zu, welche zur Zeit des Carnevals Friederikens Gedanken fast ausschließlich in Anspruch nahmen.

Wieder sollten Mutter und Tochter ein glänzendes Ballfest in Begleitung des Barons besuchen. Natalie forderte Tante Betty auf, den Anzug zu betrachten, welchen sie für den Abend vorbereitet hatte.

„Sieh' her, ich bitte dich," rief sie, indem sie ihr das duftige, wie aus Morgenroth gewobene Kleid wies, „ist das nicht eine reizende Farbe?"

„Ja, Kind, das schönste Rosenroth, das sich denken läßt. Du freust dich heute sehr auf den Ball, nicht wahr?"

„Ob ich mich freue! Du weißt ja, Tante, wie gern ich tanze."

„Und jetzt bist du nicht mehr auf den kleinen Bitterwald angewiesen," sagte Betty scherzend.

Vor Nataliens Seele tauchte die Erinnerung an ihren ersten Ball plötzlich auf; dem Lächeln, das um ihre Lippen schwebte, folgte ein tiefer Seufzer.

„Armer Joseph!" sagte sie unwillkürlich.

„Weißt du, daß heute sein Geburtstag ist?"

„Sein Geburtstag ... heute?" wiederholte Natalie betroffen und ließ den Kranz, den sie in die Hand genommen, ihren Fingern entgleiten. „Und da soll er allein zu Hause bleiben, über sein Unglück nachdenken und sich erinnern, wie froh er sonst diesen Tag zugebracht? Ach, warum hast du mir das nicht früher gesagt; gewiß hätte ich dann nicht eingewilligt, auf den Ball zu gehen."

„Meinst du, er würde ein solches Opfer von dir angenommen haben? Glaube mir, er freut sich, wenn du dich gut unterhältst."

Ein trüber Schatten verdüsterte Nataliens erst so fröhliches Gesicht; kaum betrachtete sie mehr das schöne Kleid, den zierlichen Kranz. Mit nachdenklicher Miene setzte sie sich an das Fenster.

„Sei nicht betrübt," versetzte die Tante. „Joseph ist kein Kind mehr und legt gewiß wenig Werth darauf, ob er heute allein ist oder nicht."

„So würde er sprechen, ich weiß es. Aber mir nimmt der Gedanke, daß er sich verlassen fühlen wird, alle Freude an dem Balle."

„Denke nicht mehr daran," bat die Tante. „Du bereitest ihm kein Vergnügen, wenn du dich ohne Noth quälst."

*

Der Abend brach herein. Der junge Baron saß in seinem Zimmer und las beim Scheine einer Studirlampe. Natalie hatte versprochen, sich ihm im Ballanzuge zu

zeigen; aber schon schlug die Uhr die achte Stunde, ohne daß das Mädchen erschienen wäre.

Jetzt rollte ein Wagen aus dem Thorweg auf die Straße hinaus; offenbar hatte Natalie ihr Versprechen vergessen. Mit einer leichten Bewegung des Unmuthes nahm der junge Mann das Buch, welches er von sich geschoben, wieder zur Hand. Er wollte das unangenehme Gefühl der Enttäuschung, das ihn ergriffen, überwinden; aber es gelang ihm nicht so leicht. Daß auch sie ihn heute vergessen, war ein bitterer Tropfen mehr in der trüben Fluth seiner Gedanken, die sich ihm an diesem Tage ohnedies mit doppelter Gewalt aufdrängte. Wie dachte er an die Zeit zurück, wo der Vater ihn seinen Stolz, seine Freude genannt, wo er mit den frohesten Erwartungen in die Zukunft geblickt hatte!

Plötzlich pochte es leise an die Thüre und gleich darauf trat Natalie im Hauskleid, ein kleines blaues Tüchlein um den Hals geknüpft, in das Zimmer.

„Was bedeutet das?“ rief Joseph überrascht. „Ich dachte, du seiest auf dem Balle.“

„Du hast also geglaubt, ich hätte mein Versprechen vergessen. Du siehst aber, daß du mir Unrecht gethan. Ich bin zu Hause geblieben, weil ich Halsschmerzen habe und sie durch die Erhitzung des Tanzens zu vermehren fürchtete.“

„Aber heute Mittag warst du noch völlig wohl und entschlossen, auf den Ball zu gehen?“ versetzte Joseph.

„Ich fühlte mich schon nicht wohl, dachte es jedoch zu verheimlichen," erwiderte Natalie erröthend. „Indessen wurde der Schmerz so heftig, daß ich vorzog, zu bleiben."

Joseph's Augen hefteten sich besorgt auf die Sprecherin. Sie bemerkte es und fuhr fort: „Jetzt ist mir wieder besser, und deshalb war ich so kühn, dich zu überfallen und in deiner Lectüre zu stören. Ist es dir lästig, wenn ich bei dir bleibe?"

„Lästig," sagte der junge Mann lächelnd, „das hast du in der That zu fürchten!"

„So wollen wir, denke ich, den Thee zusammen trinken. Ich werde ihn gleich bringen lassen."

Als sie die erste Tasse des duftenden Getränkes genossen hatte, versicherte sie, weniger Schmerz zu fühlen, und das lebhafte Gespräch, welches sie führte, schien die Wahrheit ihrer Aussage zu bekräftigen.

Joseph betrachtete sie mit forschendem Blick. „Wirklich!" sagte er dann, „man muß dem Thee eine wunderbare Wirkung zuschreiben."

„Ich sollte eigentlich weniger sprechen," versetzte Natalie etwas verlegen; „darum bitte ich dich, mir einige Volkslieder vorzulesen."

Joseph begann zu lesen. Mit großer Aufmersamkeit lauschte Natalie der rührenden Poesie, welche mächtig zu ihrem Herzen sprach. „Wie ergreifend sind doch diese einfachen Dichtungen!" rief sie bewegt.

„Ich stimme mit dir überein; aber um diese Lieder völlig würdigen zu können, müssen sie gesungen werden.

Wie sehr hast du mich ein Mal durch die Melodie von »Straßburg, o Straßburg« erfreut. Kannst du sie mich nicht nochmals hören lassen?"

„Gern," sagte sie und sang sofort das Lied mit voller, weicher Stimme, an der keine Spur von Ermattung zu bemerken war.

Joseph hörte mit gesenkten Augen eine Strophe an; dann ließ er das Buch aus der Hand gleiten und sagte in leisem, doch erregtem Ton: „Du hast mich getäuscht, Natalie, — du bist ganz wohl!"

Sie schwieg betroffen. Sie fühlte, daß sie in die Falle gegangen war, die er ihr gelegt.

„Leugne es nicht," fuhr Joseph fort, „du hast dich völlig verrathen. Es muß dir Jemand gesagt haben, daß heute mein Geburtstag ist, und da wolltest du nicht, daß ich allein blieb."

„Es ist so, Joseph, ich kann es nicht leugnen."

Auf seinen Wangen flammte jenes tiefe Roth empor, das sich nur zeigte, wenn er in großer Aufregung war. „Du hättest mir dieses Opfer nicht bringen sollen; es schmerzt mich tiefer, als ich sagen kann. Denn nie erfüllt mich meine Lage mit bitterern Empfindungen, als wenn ich fühle, daß ich zur Last falle oder Freuden störe!"

Er lehnte sich bei diesen Worten mit einer Bewegung schmerzlichen Unmuthes zurück; seine Miene drückte eine so tiefe Verstimmung und Niedergeschlagenheit aus, daß, wie von kaltem Windhauch getroffen, Nataliens Fröhlichkeit erstarb.

„Du mißverstehst mich," sagte sie traurig. „Ich habe dir kein Opfer gebracht; ich blieb zu Hause, weil es mir größeres Vergnügen machte, als auf den Ball zu gehen. Ich dachte, wir würden den Abend recht heiter zubringen. Wie habe ich mich darauf gefreut, und nun ist der schöne Abend verdorben!" Ihre Stimme zitterte und Thränen drängten sich unter ihren gesenkten Wimpern hervor.

Im nächsten Augenblick hatte Joseph ihre Hand ergriffen und sie an die Lippen gedrückt. „Nein, weinen darfst du nicht, liebe, theuere Natalie," sagte er mit einer Innigkeit im Tone, die ihre Thränen versiechen machte. „Ich vergalt dir Gutes mit Bösem. Gleichwohl bin ich dir dankbarer, als du glauben magst. Ich will dir und mir den frohen Abend nicht verbittern. Aber versprich mir, nie mehr meinetwegen eine Unterhaltung aufzugeben . . . mir kein Opfer mehr zu bringen."

Natalie trocknete die Augen und lächelte. „Aber, ich darf doch thun, was mir Freude macht?" rief sie scherzend. „Wenn ich nun gern bei dir bin, wirst du mich von dir weisen?"

Er sah sie mit einem Blick an, der plötzlich alles Blut nach ihrem Herzen drängte.

Um ihre Verwirrung zu verbergen, holte sie die Mappe, welche sie mitgebracht, herbei. „Du wünschtest schon lange, die Ansichten von Klein-Enzing zu sehen. Darf ich sie dir zeigen?"

„Ich bitte dich darum. Zugleich hoffe ich, du wirst mir eine genaue Erklärung der Bilder liefern, vorausgesetzt, daß dein Halsleiden dich nicht daran hindert."

Sie nahm lächelnd das blaue Tuch ab und legte das erste Blatt vor ihn hin.

„Findest du die Gegend nicht schön?"

„Reizend! Auch der Garten und das Haus — wie traulich und lieb! Fast sollte man meinen, dort müßte man glücklich sein . . . Aber was ist dies für ein düsteres Bild? Ein weites Moor, von Weidengestrüpp umgeben, zum Theil mit Schilf bedeckt. Wie traurig der Mond darauf niederschaut und sich nur undeutlich in der trüben Fluth spiegelt!"

„Fast sieht es aus, als blicke ein bleiches Antlitz aus dem Sumpf empor," sagte Natalie, „und wenn ich hinsehe, muß ich der Sage denken, die mir Onkel Ronhart erzählte."

Auf seine Bitte theilte sie ihm das Märchen von Prinzessin Irrlicht mit.

Der Abend schwand rasch dahin, und fast erschrocken fuhr Natalie empor, als die Uhr die elfte Stunde schlug.

„Es ist sehr spät geworden, besonders für eine Patientin," sagte sie vergnügt. „Gute Nacht, lieber Joseph, träume aber nicht von Prinzessin Irrlicht."

„O, von ihr gewiß nicht," entgegnete der junge Mann; „nach einem so frohen Abend hoffe ich auf heitere Träume."

7.

Am folgenden Morgen bekannte Natalie der Mutter, was sie der Tante schon Tags vorher vertraut, daß ihre Halsschmerzen nur eine Ausflucht gewesen, um zu Hause bleiben zu können.

„Seltsam! Du tanzest doch so gern," sagte Friederike, mehr erstaunt als erzürnt. „Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß du ohne triftige Ursache diesem Vergnügen entsagen würdest. Es war ein recht unsinniger Gedanke, den ich dir nicht zugetraut hätte; und Joseph wäre es gewiß nicht beigefallen, ein solches Opfer zu verlangen."

„Aber mir machte es Freude, ihn zu überraschen," versicherte Natalie. „Nur die Verstellung war mir peinlich."

Ein paar Tage waren vergangen, während welcher Natalie mehr als sonst Joseph's Gesellschaft aufgesucht und ihn durch ihre harmlose Fröhlichkeit erheitert hatte, als plötzlich eine merkwürdige Veränderung in ihrem Betragen vorging.

Des Morgens war sie noch heiter gewesen wie gewöhnlich und hatte dem jungen Manne angekündigt, sie werde nach Tisch früher als sonst kommen, um ihn aus einer neu erschienenen Gedichte-Sammlung vorlesen zu hören. Aber schon vor dem Mittagsmahl hieß es,

sie habe heftige Kopfschmerzen und werde sich zu Bett legen.

Joseph war betroffen; fragend richtete er den Blick auf Mutter und Tante.

Thränen verschleierten die Augen der Letztern, während Friederike gleichgültig sagte: „Sie hätte nicht so anhaltend sticken sollen! Jetzt sind ihre Nerven angegriffen; ein Ruhetag wird sie wieder herstellen."

„So ist sie in allem," nahm der Baron unwillig das Wort. „Uebertriebener Eifer schadet immer."

Während des Mittagessens wurde des Mädchens nicht mehr erwähnt. Nach Tisch aber, als Betty sich nach ihrem Zimmer begeben wollte, näherte sich ihr der junge Mann.

„Sage mir aufrichtig, Tante, was ist es mit Natalie? Fast muß ich aus deiner Betrübniß schließen, daß sie ernstlich unwohl ist; Mutter und Vater hingegen zeigen die größte Ruhe. Was soll ich nun glauben?"

„Sei ganz ohne Sorge; gewiß wird sie morgen völlig hergestellt sein. Ich fürchte nichts für sie, und daß ich etwas verstimmt war, darf dich nicht beunruhigen. Oft trübt, wenn man viel Trauriges erlebt hat, die Erinnerung daran die Gegenwart."

Joseph drang nicht weiter in die Tante, obwohl er fühlte, daß sie ihm die wahre Ursache nicht mitgetheilt hatte. So verließ er sie, nichts weniger als beruhigt. Betty aber sandte ihm einen Blick voll tiefer Theilnahme nach.

Am folgenden Morgen erschien Natalie am Frühstückstisch. Sie sah blaß und niedergeschlagen aus und sprach fast nichts. Auf Joseph's Frage, ob sie noch Kopfschmerz fühle, antwortete sie verneinend und schlürfte langsam, ohne aufzusehen, den Thee.

Der Baron und Friederike schienen sich jedoch das Wort gegeben zu haben, nichts merken zu wollen. Daß etwas vorgefallen war, was man ihm nicht mittheilen mochte, fühlte Joseph wohl, und dies Bewußtsein beunruhigte ihn.

Manchmal ließ er den Blick über Nataliens Antlitz gleiten. Es entging ihm nicht, daß ein ungewohnter Schatten auf ihren Zügen ruhte, daß sie vermied, zu ihm zu sprechen, und, wenn er die Rede an sie richtete, kurz und verlegen antwortete. Mittags machte er dieselbe Bemerkung, und als die Stunde kam, die sie täglich mit einander zubrachten, zögerte Natalie und machte sich am Fenster bei den Blumen zu schaffen. Joseph, der seinen gewohnten Platz eingenommen, wartete ein wenig; dann ergriff er ein Zeitungsblatt und begann zu lesen.

Täglich beeilte sich Natalie, dem Stiefbruder die Pfeife an ihrem niedlichen kleinen Feuerzeug anzuzünden; heute dachte sie nicht daran.

Joseph stand auf und näherte sich dem Nebentisch, um das Feuerzeug zu holen. Schnell wandte sie sich um, eilte dem jungen Manne voraus und zündete seine Pfeife an. Eben so rasch zog sie sich aber wieder in

das Fenster zurück. Joseph nahm auf's neue die Zeitung und schien eifrig zu lesen.

Noch eine Weile stand Natalie und zupfte, in Gedanken versunken, an den Blättern des Immergrüns, das im Fenster stand. Plötzlich wandte sie sich um: „Wenn du . . . zu Ende bist . . . Joseph," sagte sie stockend, „darf ich dann das Schachbrett holen?"

„Ich bin bereit zu spielen. Aber ich denke, du hast keine Lust dazu."

„Ich spiele sehr gern," versicherte Natalie und brachte das Brett herbei; aber es war, als säße heute eine Andere dem jungen Manne gegenüber.

Sonst war sie voll Fröhlichkeit gewesen, und oft hatte der freundliche, schelmische Blick ihrer blauen Augen den überlegenen Gegner zu einem unvorsichtigen Zug verleitet. Heute schaute sie nicht ein Mal empor und kein Wort kam über ihre Lippen. Die Partie endete überraschend schnell; denn Natalie hatte so wenig auf das Spiel geachtet, daß sie bald matt wurde.

Sie stellte die Figuren zu einer zweiten Partie auf, aber Joseph folgte nicht ihrem Beispiel. „Ich denke, wir schließen jetzt," sagte er.

„So willst du nicht weiter spielen? Du bist mir doch nicht böse, daß ich zerstreut war?"

„Wie sollte ich es sein! Du bist ja immer lieb und gut gegen mich."

Helles Roth übergoß Nataliens Wangen und unter den tief gesenkten Augenliedern perlten Thränen hervor. Sie antwortete nicht gleich, aber, dem jungen Manne

beide Hände reichend, erhob sie den nassen Blick zu ihm. „Du beurtheilst mich zu günstig,“ sagte sie mit bewegter Stimme, „und ich bin doch nichts als ein thörichtes, egoistisches Geschöpf!“

„Wenn du das wärest . . . würden wir alle dich so innig lieben?“

Es klopfte, und ein junger Offizier trat schnellen Schrittes ein.

„Wilhelm!“ rief Joseph, in froher Ueberraschung die Arme ausbreitend. „Welch große, unerwartete Freude!“

Wilhelm richtete sich, nachdem er den Bruder zärtlich geküßt, empor und wandte sich zu Natalie, welche, das Antlitz mit Purpur übergossen, dastand.

„Liebe Schwester, so darf ich dich ja jetzt nennen, verzeihe, daß mein erster Gruß dem Bruder galt. Du darfst mir jedoch glauben, daß ich mich die ganze Reise über darauf gefreut, dich wieder zu sehen.“

„Ich danke Ihnen,“ erwiderte Natalie, „und gewiß . . .“

„Sind wir nicht jetzt Geschwister?“ unterbrach Wilhelm sie. „Willst du mir versagen, was du Joseph gewährtest, das trauliche du?“

„Nein, gewiß nicht,“ gab Natalie lächelnd und verwirrt zurück; „aber es muß erst zur Gewohnheit werden.“

„Das soll es hoffentlich bald. . . . Wie ist es jedoch mit dir, Joseph? Kannst du noch immer nicht ohne Hülfe gehen?“

„Bis jetzt ist keine Besserung eingetreten."

„Der Vater schrieb mir, daß deine Gesundheit ernstlich leidet und daß das Gehen mit Krücken dich angreift."

„Deshalb halte ich mich auch ziemlich ruhig, besonders seit Natalie durch ihre Gefälligkeit mich verwöhnt hat . . . Nun aber erzähle von deinen Erlebnissen. Du hast ja so Vieles durchgemacht, daß ich deine Schilderung längst mit Ungeduld erwarte."

„Du mußt deine Neugierde bis zur Theestunde bezähmen," sagte freundlich der junge Offizier. „Erst will ich jetzt den Vater begrüßen."

Mit diesen Worten verließ er das Gemach. Natalie räumte hastig die Schachfiguren ein und eilte in ihr Zimmer, um die Aufregung, welche Wilhelm's Ankunft ihr verursacht, zu bekämpfen.

Sie war erschüttert und erfreut; doch lag ein Stachel unter den Blumen verborgen. Sie wollte es sich selbst nicht gestehen: aber Wilhelm's Begrüßung war nicht so gewesen, wie sein Abschied von Klein-Enzing — zwar herzlich und brüderlich, doch ohne jeden Hauch wärmerer Empfindung, der ihr damals einen so lebhaften Eindruck gemacht.

Zur Theestunde versammelten sich Alle, und der heimgekehrte Liebling empfing tausend Beweise der Freude und Zuneigung.

Als er die Beschreibung der Schlacht, der furchtbaren Gefahr und des glänzenden Sieges begann, schlug Nataliens Herz höher. Jetzt wies er dem Bruder die Positionen des Heeres auf der Karte. Hier war die

Höhe, welche von den Jägern erstürmt worden, dort das Dorf, welches sie besetzt, da der Wiesenplan, auf dem das Reitergefecht stattgefunden. Wie belebten sich des jungen Kriegers Züge, wie leuchtete sein Blick, wie beredt waren seine Lippen, die wunderbare Mischung von Jubel und Todesschmerz zu beschreiben, welche Kampf und Sieg begleiten! Mit hinreißender Lebendigkeit schilderte er, was er gehört und gesehen: den freudigen Hurrahruf eines sterbenden Soldaten, dessen brechende Augen noch das Vordringen seiner Kameraden geschaut; den letzten Seufzer eines an vielen Wunden Verblutenden, dem die Siegesfreude das Scheiden vom Leben und von allem, was ihm auf Erden theuer gewesen, nicht hatte versüßen können; die Zeichen der Verwüstung ringsumher, rauchende Gebäude, verendende Pferde und blutige Leichen; dazwischen der frohe Siegesmarsch der Regiments-Musik, das laute Jubeln der Soldaten und das Gefühl frischen, jungen Lebens inmitten des Todes!

Wilhelm hatte durch seine Schilderung die Zuhörer gefesselt, vor allem aber auf Natalie einen überwältigenden Eindruck gemacht. Es war ihr, als sähe sie mit einem Mal die Träume ihres jungen Herzens erfüllt, und als sei durch Wilhelm erst Poesie in das prosaische Alltagsleben gekommen.

*

Mehrere Tage waren seit der Ankunft des jungen Barons verflossen, und sein Benehmen nahm wieder jenen Hauch heißerer Empfindung an, der in Klein-

Enzing Natalie so mächtig bewegt hatte. Jede Auszeichnung, die der junge Held ihr widmete, erfüllte sie mehr noch als früher mit Stolz und Freude.

Trotzdem, daß ihre Phantasie mehr als je erregt war, vergaß sie Joseph nicht. Sie suchte ihn häufig auf, und war betrübt, wenn er, was jetzt nicht selten geschah, ihr Anerbieten, die Nachmittagsstunden mit ihm zuzubringen, ablehnen mußte.

Oft senkten ihre Augen sich dann wie in schmerzlicher Verwirrung zu Boden und sie schlich leise fort, ohne jedoch Joseph die mindeste Empfindlichkeit zu zeigen und ohne ihm weniger freundlich zu begegnen. Geschah es aber, daß sie mit ihm plauderte, so fühlte sie oft selbst, wie sie so ganz anders war als sonst, wie sie, ohne es zu wollen, ihren eigenen Gedanken nachhing. Sie machte sich Vorwürfe darüber; doch waren diese leichten Schatten nicht im Stande, den hellen Sonnenschein ihres jetzigen Lebens zu verdüstern.

Eines Nachmittags waren der Baron und seine Gemahlin ausgefahren. Natalie und Tante Betty saßen mit Arbeit beschäftigt auf dem Sopha. Die jungen Herren hatten ihnen gegenüber Platz genommen.

Wilhelm Gyllborn las einige Lieder aus einer Sammlung lyrischer Dichtungen vor. Bei leidenschaftlichen Stellen erhob er seine reiche, volltönende Stimme und wandte mit bedeutsamem Blick die Augen auf Natalie.

Sie hielt die ihren meist gesenkt; aber ihr Erröthen bewies, daß sie ihn verstand. Erst als er geendet und

nachdenklich im Buche blätterte, wagte sie empor zu sehen.

Ihr Blick fiel auf die Brüder. Beide waren jung und schön, doch so verschieden wie Licht und Schatten. Der Eine in der hellen Uniform, mit dem lichtbraunen lockigen Haar, den blauen, freundlichen Augen und dem Hauche der frischesten Jugend auf den Wangen; der Andere im schwarzen Rock, den Ausdruck tiefer Schwermuth in den blassen Zügen und den dunkeln Augen, deren eigenthümlich müder Blick oft Nataliens Herz schmerzlich ergriff.

Das Eintreten des Dieners, der Wilhelm ein Packet übergab, störte Nataliens Gedanken. Sie sah den jungen Offizier das Packet öffnen, sah seine Züge plötzlich von flammender Röthe übergossen.

„Welche Freude!“ rief er mit vor Aufregung zitternder Stimme. „Seine Majestät hat mir den Orden der eisernen Krone verliehen!“

„Ich wünsche dir herzlich Glück dazu!“ sprach Joseph bewegt, dem Bruder die Hand reichend.

Auch Nataliens Freude war groß; ihre Augen leuchteten, als sie dem jungen Manne Glück wünschte, und, hätte sie auch nicht gesprochen, der Ausdruck ihrer Züge würde verrathen haben, welch’ lebhaften Antheil sie an dem frohen Ereignisse nahm.

Wer beschreibt die Ueberraschung des alten Barons, als er, nach Hause kommend, die Neuigkeit vernahm! So glücklich war er über die Auszeichnung, welche seinem Sohne geworden, daß er ihn mit stürmischer

Zärtlichkeit in die Arme schloß und mit leuchtenden Augen ihm versicherte, er sei sein Stolz und seine Freude.

Im Laufe des Abends rückte die Baronin mit dem Plane heraus, zur Feier des frohen Ereignisses ein Fest zu geben. Dies Mal fand sie keinen Widerspruch bei dem eiteln und glücklichen Vater. Gern wollte er in dem großen Kreise seiner Bekannten den Sohn in seinem vollen Glanze zeigen. Mit Eifer betheiligte er sich an der Berathung über die Zahl der einzuladenden Gäste.

Wie immer bei solchen Gelegenheiten, entspannen sich lebhafte Debatten, die anfangs in guter Laune geführt wurden, endlich aber eine etwas verstimmende Wirkung ausübten. Friederike, obschon erfreut, ein Fest geben zu dürfen, machte bei manchem Vorschlag Einwendungen, und es wollte den Gatten nicht gelingen, sich über alle Punkte zu einigen.

„Im großen Saale soll getanzt werden," nahm der Baron das Wort, „im kleinen werden die Whisttische aufgestellt, und im grünen Zimmer mögen die vom Tanz Ermüdeten Erholung suchen. Joseph kann dort einen kleinen Kreis Ruhesehnsüchtiger um sich versammeln."

„Ich?" sagte der junge Mann. „Ich bin ja völlig überflüssig bei einem Balle, und möchte auf meinem Zimmer bleiben."

„Unsinn!" rief der Baron. „Du wirst dich doch als Sohn des Hauses nicht von dem Feste ausschließen?"

„Warum nicht? Ich kann ein leichtes Unwohlsein vorschützen.“

„Und weshalb, wenn ich bitten darf?“ fragte der Vater.

Joseph zögerte einen Augenblick. „Ich bewege mich so schwer,“ entgegnete er dann; „und dies ist mir in großer Gesellschaft peinlicher, als ich sagen kann.“

„Das ist kindisch,“ versetzte Gyllborn ärgerlich; „ich kann darauf keine Rücksicht nehmen.“

„Es wird Jedermann gleichgültig sein, ob ich anwesend bin oder nicht, und deshalb . . .“

„Habe ich nicht gesagt, daß ich wünsche, dich bei dem Fest erscheinen zu sehen?“ rief der Baron heftig. „Kannst du mir schon nicht Freude machen, so solltest du mir wenigstens Verdruß ersparen.“

Das Blut schoß in Joseph's Wangen. „Ich werde bei dem Feste nicht fehlen,“ sagte er. „Gute Nacht!“

Er verließ das Zimmer. Daran war nichts Ungewöhnliches; denn es war spät, und Joseph nicht selten der Erste, der sich zurückzog.

Bald brachen auch die Uebrigen auf und Wilhelm, der des Vaters Unfreundlichkeit gegen den Bruder beklagte, folgte dem Letztern auf sein Zimmer. Er fand Joseph in viel heftigerer Aufregung, als er erwartet. Die Worte des Barons mußten eine sehr wunde Stelle berührt haben, um den stillen, verschlossenen jungen Mann so sehr aus der Fassung zu bringen.

„Nimm dir es nicht so sehr zu Herzen,“ sagte Wilhelm; „er meint es nicht böse und war durch die langen Ueberlegungen verstimmt.“

„Er ist ungerecht, er ist hart gegen mich!“ rief Joseph heftig. „Ich habe seine Liebe völlig verloren, und doch habe ich nichts verschuldet ... etwas jugendlichen Uebermuth ausgenommen, den ich ohnedies schwer genug büße.“

„Du nimmst es wirklich zu schwer. An der Liebe des Vaters hast du doch nicht Ursache zu zweifeln. Gewiß, du thust ihm hierin Unrecht.“

„Sein Herz hat sich von mir gewendet .... ich erkenne es aus jedem Wort, jedem Blick.“

„Ach, du weißt gar nicht, wie väterlich er für dein Wohl besorgt ist,“ rief Wilhelm eifrig. „Er wollte dir ein Glück bereiten, um das ich dich beneidet hätte, und seine Schuld ist es nicht, wenn es dir nicht zu Theil ward.“

„Welches Glück?“ fragte Joseph betroffen.

„Nataliens Hand! ... Zweifelst du jetzt noch, daß er dich liebt?“

„Wie, er warb für mich um sie?“ rief Joseph im Tone tiefster Aufregung. „Und sie wies ihn ab! Ach, nun verstehe ich alles,“ fuhr er fort, in leidenschaftlichen Schmerz ausbrechend. „Wie kann, wie werde ich diese Demüthigung ertragen!“

Er beugte sich über den Tisch und ließ das Haupt auf die Arme sinken, um seine verstörten Züge zu verbergen.

Wilhelm war außer sich. „Ich Thor!“ rief er, „ich wollte dich beruhigen, dich trösten und habe nur

deinen Kummer vermehrt! Ich kann dich nicht weinen sehen!"

Da erhob Joseph das Haupt; seine Augen waren thränenlos. „Weinen! Wer wird darüber weinen! Der Vater wollte mich glücklich machen und dachte nicht, daß ich lieber die größte Pein erdulden wollte, als ..."

Er brach ab und fuhr nach einer Pause in ruhigerm Tone fort: „Nun ist es an mir, dich zu trösten, Wilhelm. Du siehst so bekümmert aus, als hättest du das größte Unglück angerichtet. Wohl war der erste Eindruck bitter, — doch weiß ich ja nun, daß der Vater in Liebe für mich sorgen wollte."

Der jüngere Bruder sah zweifelnd in des ältern blasses Antlitz. „Wollte Gott, ich hätte dich nie betrübt! Ich bin ein schlechter Tröster, das sehe ich ein; aber ich meinte es gut. Schlafe wohl und erwache heiter."

„Gute Nacht," erwiderte Joseph und reichte ihm die Hand.

Sanft schlummerte der jüngere Bruder, und schöne Träume umschwebten ihn; den ältern aber floh der Schlaf.

*

Ohne zu ahnen, was zwischen den beiden Brüdern zur Sprache gekommen, dachte Natalie, durch des Barons unzarte Aeußerung tief verletzt, weniger an die Auszeichnung, die Wilhelm zu Theil geworden, als an Joseph's traurige Lage.

Der Contrast war zu schneidend gewesen, um nicht ihr Mitgefühl auf das lebhafteste zu erwecken. Mit verstärkter Macht regte sich der Wunsch in ihr, Joseph Trost zu bringen und ihm als liebende Schwester zur Seite zu stehen.

„Er ist so gut, so liebenswürdig,“ dachte sie. „Wie kann sein Vater dies verkennen und ihn kränken, weil er unglücklich ist? Von mir aber soll er nie, nie verletzt werden!“ Im selben Augenblicke kam ihr in den Sinn, wie entschieden sie erst vor Kurzem Baron Ludwig's Vorschlag, sich mit Joseph zu verbinden, abgelehnt.

Wohl wußte sie, daß der junge Mann von des Vaters Anfrage so wenig unterrichtet war als von ihrer Antwort. Gyllborn hatte gegen sie geäußert, es sei kein Zweifel, daß sein Sohn sie liebe. Doch würde dieser in seiner Lage es gewiß nie über sich gewinnen, ihr ohne Ermuthigung seine Hand anzubieten.

Sie schalt sich einerseits egoistisch und thöricht, daß sie die Gelegenheit, eines Unglücklichen Trost und Freude zu sein, nicht benützte. Anderseits hätte sie es unrecht gefunden, mit Wilhelm's Bild im Herzen Joseph's Braut zu werden. Und war nicht, selbst wenn der Vater sich nicht in seiner Vermuthung täuschte, des ältern Bruders Liebe weniger heiß, als die des jüngern, dessen Augen und Lippen weit mehr sprachen? Nein, bei genauer Ueberlegung durfte sie sich keinen Vorwurf machen. Zudem tröstete sie sich mit dem Vorsatze, durch freundliche Aufmerksamkeit gegen Joseph diesem des Vaters Mangel an Liebe nach Möglichkeit zu ersetzen.

8.

Die Woche verging in Vorbereitungen zum Feste. Weit mehr als von diesen wurden Nataliens Gedanken durch Wilhelm's Worte und Blicke in Anspruch genommen. Trotzdem entging ihr nicht, daß Joseph verändert war. Sie hatte erwartet, ihn stiller und ernster noch zu finden, als sonst; er aber zeigte sich im Gegentheil heiter und lebhaft, sprach oft und in scherzendem Tone zu ihr. Allein sein Betragen schien nicht mehr so herzlich und ungezwungen, wie früher.

Wilhelm hatte sich über die Folgen seiner Unbedachtsamkeit längst beruhigt; die Heiterkeit des Bruders dünkte ihm der beste Beweis, daß die vorübergehende Kränkung verschmerzt sei.

Am Tage des Festes trat Betty in Nataliens Zimmer. „Was ist dir, Kind? Du siehst so nachdenklich aus?"

„Ich bin nicht ganz ohne Besorgniß um Joseph. Ich fürchte, er ist krank und will es nicht gestehen."

„Weshalb glaubst du das? Ich finde ihn im Gegentheil sogar heiterer als sonst."

„Das wohl; aber oft wechseln Röthe und Blässe auf seinen Wangen, und seine Augen haben einen fast fieberischen Glanz."

Die Tante zuckte die Achseln. „Quäle dich nicht ohne Ursache; Joseph klagt ja über nichts."

Als Natalie im Ballstaat in den blauen Salon trat, waren Friederike, Baron Ludwig und Wilhelm schon dort versammelt. In einem der Fauteuils saß ein Offizier, dessen Gesicht sie, da er von ihr abgewendet war, nicht sehen konnte.

Wilhelm ging Natalien entgegen.

„Wo ist Joseph?" fragte sie.

„Ja, wo ist Joseph?" wiederholte Wilhelm. „Vermuthlich noch auf seinem Zimmer. Aber komm, dieser junge Offizier wünscht dich kennen zu lernen . . . Lieutenant Sterne, meine Schwester Natalie."

Sie verbeugte sich artig, aber fremd. Im nächsten Augenblicke aber brach sie in fröhliches Gelächter aus, in das die Anwesenden einstimmten.

„Es ist recht abscheulich, mich so zu necken!" sagte sie.

„Mein improvisirter Scherz gelang wirklich über Erwartung," rief Wilhelm. „Joseph sieht in der Uniform und mit dem gekürzten Bart sehr verändert aus. Nächstens," fuhr er fort, „werde ich in Civilkleidung Abends zur Whistpartie kommen. Wer weiß, ob Natalie mich dann nicht für den alten Kanzleirath Warter hält."

Im selben Augenblick erklang die Glocke; Kleider rauschten, Tritte erschollen, und durch die geöffneten Flügelthüren näherten sich die ersten Gäste.

Natalien gegenüber nahm Frau von Bitterwald Platz. Sie trug ein prächtiges Seidenkleid und eine

Haube mit unzähligen Schleifen und Krausen, ganz wie jene, welche vor vielen Jahren schon Nataliens Aufmerksamkeit erregt hatte.

Jetzt erschien auch der junge Ritter von Bitterwald, setzte sich an Nataliens Seite und suchte sie durch seine blasirten Ansichten zu unterhalten. In dem Antlitz des Jünglings war noch Vieles, was sie an den knabenhaften Tänzer ihres ersten Balles erinnerte.

Nicht weit von ihm, von einigen jungen Leuten umgeben, saß Joseph. In der Uniform erinnerte er sie bis zur Täuschung an jene Nacht, wo sie zu ihm wie zu einem Rettungsengel emporgeblickt. Nichts verrieth in diesem Augenblicke sein Unglück; er schien ihr jugendlich blühend wie damals; fast war es ihr, als werde er sich erheben und sie zum lustigen Tanze führen.

„Ihr Geist ist in andern Welten," hörte sie Bitterwald neben sich sagen. „Sie achten ja gar nicht auf mich."

„Verzeihen Sie," erwiderte Natalie fast erschrocken, „ich war wie betäubt von den vielen Stimmen um mich her. Was wollten Sie sagen?"

Der junge Mann wiederholte mit süßsauerm Gesichte eine seiner geistreich sein sollenden Bemerkungen und bat schließlich um die nächste Française.

Die Musik begann und Natalie gab sich mit Vergnügen dem Tanze hin. Sowohl ihrer reizenden Erscheinung wegen, als weil sie die Tochter des Hauses war, wurde sie förmlich belagert, und wie immer ließ die Freude ihr Antlitz wie verklärt erscheinen.

„Sie sind heute wieder allerliebst, Fräulein Natalie,“ sagte während einer Pause im Tanze die Generalin Sternhorst, eine noch gefeierte Schönheit, wenn auch schon im Zenith der Jahre stehend. „Sie sehen selbst in minder gewählter Toilette reizend aus.“

Ein Schatten flog über Nataliens Antlitz. Die Generalin war, was Eleganz und Geschmack betraf, als Autorität berühmt; ein Tadel aus ihrem Munde wog das Lob hundert Anderer auf. Nataliens Freude an ihrem neuen Kleide war völlig getrübt. Im nächsten Augenblicke eilte sie in echt mädchenhafter Weise in das Nebenzimmer und betrachtete sich im Spiegel. Gewiß sah sie jetzt, wo ihre Wangen vom Tanz sanft geröthet waren und ihre Augen leuchteten, reizender aus, als vor ein paar Stunden in Tante Betty's Zimmer; aber was ihr damals anmuthig geschienen, wollte ihr nun nicht mehr gefallen.

Einen Seufzer der Unzufriedenheit unterdrückend, kehrte sie in den Ballsaal zurück. Wilhelm, der sie schon vermißt hatte, eilte auf sie zu, sie um einen Tanz zu bitten. Deutlich gab er ihr heute vor allen jungen Damen den Vorzug, und dieser Umstand rief bald wieder das Lächeln auf Nataliens Lippen.

Die Stunden flogen dahin. Das Souper ward eingenommen, auf's neue getanzt und endlich geschieden. Die lichten Mädchengestalten bargen sich in dunkeln Umhüllungen, die Wagen rollten fort. Nur bei dem Baron weilten noch ein paar Gäste, da ein besonders hartnäckiger Robber nicht zu Ende gehen wollte.

Natalie wandelte durch die schon leeren Räume und blieb an einem Fenster stehen, um den fortfahrenden Equipagen nachzublicken.

Da fühlte sie sich plötzlich umschlungen, und zwei Lippen preßten sich mit zärtlichem Ungestüm auf die ihren. Erschrocken wandte sie sich um. Es war Wilhelm.

Rasch machte sie sich von ihm los, während das lebhafte Roth gekränkten Gefühles ihre Wangen übergoß. Sie wollte das Zimmer verlassen, aber Wilhelm hielt sie zurück. Ein Schwall überspannter Liebesbetheuerungen strömte von seinen Lippen. Mit schmerzlichem Staunen vernahm Natalie dies Gemisch von Verwegenheit und Unsinn; nie noch hatte Wilhelm sich bis jetzt eine ähnliche Sprache erlaubt. Auch in seinem Aeußeren war eine Veränderung vorgegangen; seine Wangen glühten, seine Augen leuchteten in unnatürlichem Glanz.

„Kein Wort mehr, Wilhelm! Du bist außer dir, vom Champagner erhitzt," wehrte Natalie, mit Mühe ihre Fassung behauptend.

„Hat Joseph dir das gesagt?" rief der junge Mann heftig. „Wollte er mir doch die paar Gläser nicht gönnen! Aber es ist nicht der Sect . . . du bist es, die mich von Sinnen bringt, weil ich dich bis zum Wahnsinn liebe!"

Er bedeckte ihre Hand mit Küssen; sie aber riß sich los und eilte aus dem Zimmer. Empört, außer Fassung, wollte sie zu Tante Betty sich flüchten. Aber

weder diese noch die Mutter befanden sich im Salon. Im anstoßenden grünen Zimmer traf sie Joseph. Er saß, in die Sophaecke gedrückt, unbeweglich da; fast meinte sie, er schlafe. Einen Augenblick überlegte sie, was sie thun sollte. Um in ihre Stube zu gelangen, mußte sie durch das Spielzimmer gehen, wo noch erbittert gekämpft wurde. Ehe sie aber zu einem Entschlusse gekommen war, erhob Joseph das Haupt.

„Was ist dir, Natalie? Du siehst ganz verstört aus."

„Frage nicht," sprach sie, rasch gefaßt sich an seine Seite setzend; „laß mich nur bei dir bleiben, bis die Herren fortgehen."

Joseph forschte nicht weiter, weder durch Worte noch durch Blicke. So saßen sie schweigend neben einander, und bald begann das ungestüme Klopfen ihres Herzens sich zu sänftigen, wenn auch einzelne Thränen sich noch unter ihren Wimpern hervorstahlen.

Nahende Schritte erklangen, Wilhelm trat ein.

„Also hier ist Natalie! Sie sucht Joseph auf, während sie mich flieht!"

„Komm, Wilhelm," sagte der ältere Bruder, sich langsam erhebend, „der Robber will kein Ende nehmen. Ich sehne mich schon nach Ruhe, möchte aber früher mit dir sprechen. Komm!"

„So?" versetzte Wilhelm mißtrauisch und gereizt, indem er sich an einem Stuhl festhielt, um das gestörte Gleichgewicht nicht völlig zu verlieren. „Eben jetzt, wo ich eintrete, hast du Lust, schlafen zu gehen, und ich soll mit dir kommen. Und Natalie, die erst so

spröde that, — gegen dich ist sie es nicht, wie mir scheint. Ich werde mich aber eben so wenig von ihr narren lassen, als von dem Herrn Lieutenant Befehle annehmen."

Eine kurze, bange Pause folgte. Glücklicher Weise kamen gerade die Herren aus dem Nebenzimmer und unterbrachen die peinliche Scene.

Natalie benutzte die Gelegenheit, in ihr Zimmer zu eilen und dort mit heißen Thränen ihr empörtes Gefühl zur Ruhe zu weinen. Der Anfang des Festes und dessen Ende — wie waren sie so unendlich verschieden! Das Betragen Wilhelm's hatte einen tiefen Riß in ihre Empfindungen gemacht. Sie fühlte sich tief unglücklich.

*

Wilhelm's Erwachen am folgenden Morgen war kein erfreuliches. Konnte er sich auch nicht genau der Vorfälle der verflossenen Nacht entsinnen, so war er sich doch bewußt, Natalie sowohl als seinen Bruder beleidigt zu haben. Ueber Beides war er sehr betrübt und beeilte sich, so viel in seiner Macht stand, den bösen Eindruck zu verwischen. Daß er es gewesen, der den geliebten Bruder verletzt, schien ihm unerträglich. Mit Thränen in den Augen bat er diesen um Verzeihung.

Schwerer ward es ihm, Natalie zu versöhnen. Er sah, daß sie ihn mied, daß sie ihm zürnte, und wußte nicht, wie er einen günstigen Zeitpunkt finden sollte, sie allein zu sprechen. Endlich gelang es ihm,

und mit dem Roth der Beschämung auf den Wangen bat er sie, ihm zu verzeihen.

Sie reichte ihm die Hand. „Sprechen wir nicht mehr davon; ich will suchen, es zu vergessen.“

„Ja, vergiß, was dich an meinem Betragen verletzte,“ bat er leise. „Es soll nie, nie wieder geschehen!“

„Ich hoffe es. Vor allem aber solltest du dich in Zukunft hüten, Joseph zu kränken.“

„Gott weiß, daß ich meine Rohheit beklage!“ rief Wilhelm. „Nun ihr mir aber Beide vergeben habt, ist alles wieder gut.“

Aber es war nicht alles gut. Wohl zeigte sich Natalie wieder freundlich gegen ihn, doch in ihrem Herzen war eine große Veränderung vorgegangen.

Wären ihre Gefühle für Wilhelm Gyllborn wahrhaft tief gewesen, so hätte der Vorfall am Schlusse des Festes keine so bleibende Umstimmung zur Folge gehabt. Aber der junge Mann hatte nur ihre Phantasie beschäftigt und sie mit Bewunderung erfüllt, weil er ihr wie der jugendliche Held eines Romans erschien, weil sie sah, daß er überall Auszeichnung erntete. Die Gefahr, in welcher er geschwebt, seine Bravour, seine gewandte, schöne Erscheinung hatten sie angezogen, und was an dem glänzenden Bilde gefehlt, hatte ihre lebhafte Einbildungskraft ergänzt.

So war ihre Phantasie es wieder, die das geträumte Ideal in den Abgrund stürzte. Die verzeihliche Schuld, daß er etwas zu viel getrunken und, dadurch erhitzt, sich Freiheiten gegen sie herausgenommen

und dem Bruder rücksichtslos begegnet, schien ihr ein unverzeihliches Vergehen. Mit Strenge verurtheilte sie den jungen Offizier und stellte ihn in ihrer Achtung tiefer, als er es verdiente.

Häufig ereignete es sich noch, daß Wilhelm ihr ehrerbietig wie früher seine Liebe bewies; aber sie wich jetzt jeder solchen Andeutung aus und wußte den jungen Mann entschieden zurückzuweisen.

„Ich habe schon lange gewünscht, eine Erklärung deines wechselnden Betragens zu erhalten," sagte ihre Mutter eines Tages, „und da wir eben allein sind, sollst du sie mir geben. Ich weiß nicht, was ich von dir denken soll. Kaum hier angelangt, war es dein eifrigstes Bemühen, Joseph zu erheitern, ihm Freude zu machen. Du erriethest seine Wünsche, ehe sie ausgesprochen waren, ja, du fandest einen Grund, um den Abend seines Geburtsfestes mit ihm zuzubringen, statt dem ersehnten Balle beizuwohnen. Mein Mann sowohl als ich und Betty mußten glauben, er sei dir mehr geworden als ein Bruder, und darauf baute Ludwig den Plan, dich mit ihm zu verbinden. Ich wäre nicht dagegen, Betty sogar aus vollem Herzen dafür gewesen. Du weißt, wie du unsere Anfrage beantwortet hast. Wir sahen, daß wir uns getäuscht, und hielten uns überzeugt, daß du ihn nicht liebtest. Nun betrat Wilhelm den Schauplatz; er zeichnete dich aus, und ich glaubte zu bemerken, daß er dir Neigung eingeflößt. Du schienst glücklich, wenn er mit dir sprach, du freutest dich jeder Auszeichnung, die ihm

wurde, bis zum Uebermaß; noch bei dem letzten Ballfeste war dies unverkennbar, und ich knüpfte frohe Hoffnungen daran. Jetzt aber folgst du mit einem Male einer neuen Laune und weichst ihm aus, wenn er sich dir nähern will."

„Ich bin ihm recht gut," entgegnete Natalie; „aber ich kann nicht vergessen, daß er am Schlusse des Balles berauscht war."

„Durch deine Thorheit wirst du dir alles verscherzen," sagte Friederike mißmuthig. „Glaubst du, es würde ein Engel vom Himmel herabkommen, um deinen kindischen Anforderungen zu genügen? Sei glücklich, wenn du deinem künftigen Gatten nichts Schlimmeres vorzuwerfen hast, als daß er ein Mal ein Glas zu viel getrunken! Ich hätte so sehr gewünscht, euch vereint zu sehen. Wohl weiß ich, daß Ludwig nicht einverstanden wäre, da er für seinen jüngern Sohn auf eine glänzende Partie hofft; aber ich habe schon so Manches durchgesetzt und würde auch hierbei auf seine Liebe zu mir zählen können. Darum sei nicht albern; die Reue kommt zu spät, wenn das Glück unwiederbringlich verscherzt ist."

Der Mutter Tadel verstimmte Natalie. Sie wollte sich nicht dadurch rechtfertigen, daß sie Wilhelm's Betragen an jenem Abend schonungslos enthüllte; vielleicht hätte Friederike ihn selbst dann noch in Schutz genommen.

Die Lage der Dinge veränderte sich auch nicht, als die Zeit heranrückte, wo Wilhelm's Urlaub zu Ende ging. Er war, durch Nataliens Gleichgültigkeit ver-

letzt, häufig außer dem Hause und zeigte sich, wenn anwesend, gegen sie verändert. War er seiner erfolglosen Huldigung müde geworden, oder leuchtete ein neuer Stern an seinem Horizont — wer konnte es sagen?

Friederike sah mit Verdruß, daß ihre Ermahnung nichts gefruchtet. Baron Gyllborn hingegen freute sich daß die drohenden Wolken sich zerstreuten. Das unbemittelte, aus keiner altadeligen Familie stammende Mädchen hatte ihm wohl für den ältern Sohn, der keine Ansprüche machen konnte, eine passende Gefährtin geschienen, für den jüngern aber träumte sein Ehrgeiz eine glänzendere Zukunft.

Der Abschied des jungen Offiziers war ein herzlicher. Im Augenblick des Scheidens drückten er und Natalie sich herzlich die Hand. Die Letztere dachte dabei nicht mehr des zerstörten Ideals, sondern nur, daß der liebe, gute Hausgenosse sie verlasse, um vielleicht lange nicht wiederzukehren.

9.

Das Frühjahr kam und ging — alles war im alten Geleise, Nataliens Verhältniß zu Joseph ausgenommen. Sie konnte sich nicht über ihn beklagen. Er war stets freundlich und aufmerksam, ja, er vergaß

nie, ihr für die kleinste Gefälligkeit zu danken. Aber es schien ihr, als sei es ihm nicht lieb, eine solche von ihr anzunehmen, oder wohl gar, als vermeide er manchmal ihre Gesellschaft. Trotzdem gab es Stunden, wie in früherer Zeit, wo er ihr erzählte und vorlas, und wo sie ihm ihre oft kindischen Gedanken und Sorgen mittheilte.

Von Wilhelm trafen öfters Briefe ein, die jedes Mal eine freudige Erregung im Hause hervorbrachten. Anfangs zwar in seiner neuen Garnison unzufrieden, war seine Stimmung gedrückt; aber bald fand er sich mit der ihm eigenthümlichen glücklichen Laune in die Verhältnisse und wußte selbst aus unfruchtbarem Boden manche Freudenblume hervorzulocken.

*

Als die Sommermonate gekommen waren, sollte Joseph eine neue Badecur beginnen, die Uebrigen aber eine Reise unternehmen und schließlich das ferne Stammgut des Barons besuchen. Die Aussicht, fremde Gegenden kennen zu lernen, hatte etwas Zauberisches für Natalie, welche, die unbedeutende Strecke nach Klein-Enzing ausgenommen, noch nichts von der Welt gesehen hatte.

Der Vorabend von Joseph's Abreise kam heran. Als Natalie in den blauen Salon trat und Alle wie sonst dort versammelt sah, fiel es ihr recht schwer auf's Herz, daß nun für lange Zeit die Reihe gemüthlicher Stunden, die sie mit Joseph verlebt, geschlossen sein sollte. Sie suchte ihre Verstimmung, die ihr selbst

übertrieben und lächerlich schien, wegzuscherzen; aber es wollte nicht gelingen.

Später, als die Baronin und ihr Gatte sich in Reisepläne vertieften, setzte sie sich zu Joseph, und nun machte ihre erzwungene Heiterkeit einer natürlichen Stimmung Platz.

„Ich wollte, du könntest mit uns reisen," sagte sie; „aber ich will nicht klagen, wenn du von der neuen Cur nur Nutzen ziehst, was ich zuversichtlich hoffe. Ich habe heute in der Bibliothek ein Buch gesucht und gefunden, in welchem alle Badeorte ausführlich besprochen werden. Darin fand ich auch die Beschreibung von Sternwalde und die Versicherung, daß vielen Leidenden dort wunderbare Heilung geworden."

„Ich glaube nicht an Heilung, ja, ich bin überzeugt, daß ich so wiederkehre, wie ich euch verlasse. Doch soll nichts unversucht bleiben, was möglicher Weise helfen könnte."

„Es ist Zeit, daß wir zur Ruhe gehen," nahm die Baronin das Wort. „Lebe wohl, lieber Joseph, reise glücklich."

„Meine Segenswünsche begleiten dich," sagte der Baron, seinen Sohn umarmend.

„Ich danke dir. Gebe Gott, daß ich euch Alle wohl und heiter wiederfinde!" Darauf wandte er sich zu Natalie und bot ihr die Hand zum Abschied. „Dir, liebe Schwester, muß ich noch ganz besonders für die Freundlichkeit danken, mit der du mir so manche Stunde geopfert."

„Diese geopferten Stunden, wie du sie nennst, werde ich schmerzlich vermissen," rief das Mädchen; „ach, wären sie nur wieder da!"

„Lebe wohl, Natalie; schreibe mir bald!"

„Gute Nacht!" Sie wandte sich, das Zimmer zu verlassen. Sie war über den Abschied schnell hinweggeeilt und hatte Joseph kaum mehr gesagt, als an jedem gewöhnlichen Abend.

Befremdet blickte er ihr nach; dann ging er langsam nach seinem Zimmer.

Freundlich waren sie alle gewesen, Stiefmutter, Vater und Schwester; sie hatten ihm viel Gutes gewünscht, hatten versichert, sich auf das Wiedersehen zu freuen, — und doch hatten ihm ihre Worte nur der Ausdruck kühlen Wohlwollens geschienen. Selbst Natalie, welche ihm sonst immer den innigsten Antheil gezeigt, hatte ihm diesmal so flüchtig gute Nacht gesagt, als sehe sie ihn am nächsten Morgen wieder, und es war doch bestimmt, daß er bei Anbruch des Tages abreisen sollte. Eben dieser frühen Stunde wegen hatten auch die Eltern schon des Abends von ihm Abschied genommen.

Er mußte daran denken, wie sein Loos sich hätte gestalten können, was er gehofft und erträumt, ehe der Sturz mit dem Pferde alles vernichtet! Die Wünsche seines jugendlichen Ehrgeizes, die Ansprüche auf Liebesglück und Waffenruhm waren zugleich mit dem zerschmetterten Beine gelähmt worden.

„Gleichgültigkeit, Mitleid — das ist alles, was ich zu erwarten habe,“ dachte er bei sich. „Ich weiß kaum, welches von den beiden am schwersten zu ertragen ist.“

Am folgenden Morgen, als eben die Sonne aufgegangen war, warf Joseph einen Blick des Abschieds auf die wohlbekannten Räume, die ihm trotz der trüben Stunden, die er darin verlebt, lieb geworden. Dann verließ er das Zimmer, um sich in den bereit stehenden Wagen zu begeben.

Kaum hatte er sich der Treppe genähert, als eine leichte, schlanke Gestalt ihm entgegen eilte.

„Du, Natalie?“ sagte er überrascht. „Und zu so früher Stunde!“

„Ich wollte dich noch ein Mal sehen,“ rief sie bewegt; „ich nahm ja noch gar nicht Abschied von dir.“

Er reichte ihr die Hand. „Nun gehe ich froh auf die Reise. Es war sehr freundlich von dir, — so früh . . .“

„Du dachtest, die berühmte Langschläferin würde noch träumen, während du schon weit entfernt wärest,“ unterbrach ihn Natalie scherzend, indem sie mit feuchten Augen zu ihm emporblickte. „Ich wollte dir,“ setzte sie hinzu, „noch diese Theerose bringen.“

Froh überrascht schaute Joseph auf. „Natalie . . . deine einzige Rose! Du hättest sie mir nicht opfern sollen! Du freutest dich so sehr über sie.“

„Du fandest sie schön,“ erwiderte das Mädchen, „und da machte es mir Vergnügen, sie für dich zu pflücken.“

Jetzt mahnte das Schlagen der Thurmuhr, daß es Zeit war, zu scheiden.

Noch ein Händedruck, noch einige abgebrochene Worte des Dankes, und sie trennten sich.

Kaum war das Rollen des Wagens verhallt, als die mühsam zurückgehaltenen Thränen aus Nataliens Augen stürzten. Sie hatte sie ihm zu verbergen gesucht — weshalb, wußte sie selbst nicht. Es war eine seltsame Scheu gewesen, die sie getrieben, ihm ihre tiefe Bewegung zu verhüllen. Sie staunte selbst darüber, daß ihr so eigenthümlich traurig zu Muth war, als sei mit Joseph's düsterer Erscheinung Leben und Licht verschwunden.

Als Tante Betty eintrat und ihr guten Morgen wünschte, erschrak das alte Fräulein über den Ausdruck von Betrübniß in des Mädchens Augen.

„Du siehst kummervoll aus. Was ist dir?"

„Du fragst!" rief Natalie in einem Tone, durch welchen eine leichte Gereiztheit klang. „Ist Joseph's Abreise denn Allen so völlig gleichgültig, daß sie fast staunen, wenn ich dadurch ernst gestimmt werde?"

„Ich verdiene diesen Vorwurf nicht; im Gegentheil, ich könnte es nicht begreifen, wenn du so heiter wärest als sonst. Aber du bist schon angekleidet ... konntest du nicht schlafen?"

„Ich stand früh auf, um Joseph noch zu sehen," sagte Natalie, eine plötzliche Verlegenheit niederkämpfend.

„Das war lieb, das war gut von dir," rief Betty, sie herzlich umarmend; „du bist doch immer bedacht,

den armen Joseph für die Nachlässigkeit Anderer zu entschädigen. Wollte Gott, du hättest ihn mehr als schwesterlich lieben können!"

„Erinnere mich nicht daran," bat Natalie mit fast krankhafter Heftigkeit; „es ist mir ein zu peinlicher Gedanke!"

Um sie nicht zu quälen, schwieg die Tante und verließ das Zimmer, um zur Kirche zu gehen. Es war Betty's Gewohnheit, täglich zur selben Stunde das Haus Gottes zu besuchen. Dort schöpfte sie Ruhe und Frieden, und lernte Manches geduldig ertragen, was sie kränkte und aufregte. Nicht ohne Kummer sah sie, wie viel Macht das Urtheil der Welt über Natalie hatte, wie groß ihr Hang zur Eitelkeit war. Daß sie nun ihrer Führung entwachsen war und fremde, oft ungünstige Einflüsse auf sie wirkten, schien ihr um so bitterer, als sie sich nicht Kraft und Einsicht genug zutraute, das Mädchen trotz alledem auf den richtigen Pfad zu leiten.

Beim Frühstück waren der Baron und Friederike heiter wie sonst; ihnen machte Joseph's Abwesenheit keinen Kummer.

Wie Natalie vorhergesehen, schien der Tag ihr unerträglich lang und traurig. Als die Sonne sich zum Untergange neigte, ging sie, ihre Blumen zu begießen und, vor dem seiner einzigen Blüthe beraubten Rosenstock stehen bleibend, versenkte sie sich in die Erinnerung an den Augenblick des Scheidens. Sie rief sich Joseph's tiefe Bewegung zurück, als sie ihm die

Blume gereicht, die Worte des Dankes, die er gesprochen. Fast schien es ihr, als hätte er die Gabe anders — freudiger aufnehmen sollen. Wie würde es sie aber geschmerzt haben, hätte sie gewußt, daß Joseph zur selben Stunde, wo sie liebend seiner dachte, die Rose in den vorbeiströmenden Fluß schleuderte. Seiner Ansicht nach sollte nur die Gabe der Liebe sorgsam aufbewahrt, hingegen was freundliche Theilnahme gespendet, nicht zu hoch gehalten werden. Es war ein bitteres Gefühl, das ihn trieb, die welkende Blume von sich zu werfen. Er würde sie auf seinem Herzen haben ruhen lassen, hätte er gewußt, was in Nataliens Seele vorging.

10.

Die Reise war beendet, der Besuch auf dem Stammgute des Barons vorbei, und die Zeit gekommen, wo die Schwalben fortzogen, die Residenzflüchtigen aber heim kamen.

Im blauen Salon sind Friederike und Betty mit Stickerei beschäftigt, während Natalie die Netznadel führt. Die Netzarbeit wollte aber nicht von statten gehen und Nataliens Ungeduld erhöhte noch die Verwirrung.

„Das ist völlig unbrauchbar,“ sagte Friederike mit einem übellaunigen Seitenblick auf die Tochter; „du verlernst selbst die einfachsten Arbeiten.“

Natalie warf das Netz auf den Tisch und starrte vor sich hin. Plötzlich sprang sie auf und eilte aus dem Zimmer.

„Was ist dem Mädchen?" fragte die Mutter; „wahrhaftig, das ist unerträglich."

„Sie hörte das Kommen des Postboten," erwiderte Betty, „und da sie schon in höchster Unruhe über das lange Ausbleiben von Joseph's Briefen ist . . ."

Im selben Augenblick kam Natalie zurück und nahm, ohne ein Wort zu sagen, die Arbeit wieder auf. Sie sah aber so bleich und angegriffen aus, daß Betty sie besorgt fragte, ob sie eine beunruhigende Nachricht erhalten habe.

„Gar keine Nachricht," erwiderte Natalie, den angsterfüllten Blick erhebend. „Es ist unerklärlich. Jetzt kann ich nicht mehr zweifeln, daß er krank ist."

„Deine Uebertreibungen gehen wirklich zu weit," sagte Friederike ärgerlich. „Was wird es anders sein, als daß ein Brief verloren gegangen ist."

„O nein! Auch Wilhelm erwähnte in seinem letzten Schreiben, er habe lange keine Nachricht von Joseph erhalten. Es kann nichts Gutes bedeuten, — wir sehen ihn vielleicht nie wieder!"

„Du würdest dir diese Sorge erspart haben, wenn du seine Hand nicht ausgeschlagen hättest," entgegnete die Mutter. „Du könntest jetzt beständig um ihn sein. Da du ihn offenbar so sehr in's Herz geschlossen, sehe ich nicht ein, warum du nicht uns den Verdruß, ihm die Kränkung erspart hast."

„Was sprichst du?“ rief Natalie erschrocken. „Joseph weiß ja von nichts!“

„Sage vielmehr, er wußte es nicht. Wilhelm hat jedoch, wie er seinem Vater reumüthig gestanden, nichts Klügeres zu thun gewußt, als Joseph alles mitzutheilen.“

„O, das ist schrecklich!“ rief Natalie bestürzt. „Warum aber wurde mir das bis jetzt verschwiegen?“

„Warum mußtest du es überhaupt erfahren!“ sagte Betty bekümmert. „Es vermehrt nutzlos deinen Schmerz.“

„Nun ist es vielleicht zu spät, gut zu machen, was ich in grenzenloser Verblendung verschuldet,“ rief Natalie in leidenschaftlichem Tone. „Ach! es wäre ja mein höchstes Glück, von ihm geliebt zu sein und ihn nie, nie zu verlassen!“

„Du liebst ihn wirklich?“ fragte Betty, die Augen in froher Ueberraschung auf die Nichte heftend. „Nun, dann kann ja alles gut werden!“

Natalie schüttelte traurig den Kopf und verließ, ihrer tiefen Bewegung nicht mehr gebietend, mit überströmenden Augen das Zimmer.

„Wie lange wird nun diese Laune währen?“ sagte Friederike, als sie mit Betty allein war. „Das Mädchen weiß nicht, was es will, und ist leicht bewegt wie ein Rohr im Winde.“

„Nenne das keine Laune. Es ist nur die natürliche Entfaltung ihrer lange schon schlummernden Gefühle für Joseph. Daß er sie liebt, ist gewiß; wie sollte er auch nicht? Er wird sie glücklich machen, sie ihm eine gute, treue Gefährtin sein.“

„Du weißt, ich hätte nichts dagegen. Sein Gebrechen ausgenommen, ist nichts an ihm auszusetzen. Wenn Natalie zufrieden ist … uns kann es ja gleichgültig sein, ob er auf Krücken geht oder nicht."

„Daran denkt man nicht, wenn man liebt," entgegnete Betty. „Ja, ich möchte sagen, man fühlt sich um so mehr zu dem Unglücklichen hingezogen und sehnt sich, seine Leiden zu lindern. Aber was Nataliens Besorgniß betrifft … findest du sie ganz unbegründet? Es ist immerhin seltsam, daß er, der stets pünktlich im Schreiben war, nun so lange nichts von sich hören ließ."

„Darüber bin ich ganz ruhig. Schon zu oft habe ich erlebt, daß erwartete Briefe ausblieben, um mir deshalb Sorge zu machen. Nun will ich aber gehen und Ludwig von Nataliens Sinnesänderung unterrichten. Die Nachricht wird ihm angenehm sein, und so mag er denn die Sache bei Joseph's Rückkehr einleiten. Besser wäre es freilich gewesen, wenn Wilhelm …" Sie unterbrach sich selbst und verließ das Zimmer, ihren Gatten mit der wichtigen Neuigkeit zu überraschen.

Beim Mittagessen erschien Natalie blaß, mit rothgeweinten Augen. Sie sprach wenig und aß fast nichts. Inzwischen waren der Baron und Friederike übereingekommen, ihr gegenüber Joseph nicht zu erwähnen, um ihr Zeit zu lassen, sich zu beruhigen.

Natalie begriff die Sorglosigkeit der Eltern nicht; ihre lebhafte Einbildungskraft spiegelte ihr die trau-

rigsten Lösungen des Räthsels vor und machte sie vor einer Unglücksbotschaft zittern.

*

Draußen blies ein eisigkalter Wind; er wehte durch das geöffnete Fenster herein, das Natalie, obwohl ein Frösteln ihre Glieder durchbebte, zu schließen vergaß. Ein peinlicher Zustand von Betäubung bemächtigte sich ihrer. Sie war durch Gemüthsbewegung erschöpft, und doch waren ihre Nerven so erregt, daß jeder noch so ferne Ton sie unangenehm berührte. Traumartig verwirrten sich ihre Gedanken, und zwischen Schlaf und Wachen war es ihr, als sei zur Wahrheit geworden, was sie gefürchtet, als sei Joseph schwer erkrankt, sterbend. Sie fühlte sich von Schreck erstarrt und vermochte sich kaum zu regen. . . . Endlich fuhr sie heftig zusammen, und erkannte, daß das Furchtbare nur ein Traum gewesen. Sie wollte sich völlig erheben, aber die schlummerschweren Glieder versagten ihr den Dienst, die müden Augen senkten sich auf's neue.

Da strich eine warme Hand über ihr Haar.

„Armes Mädchen!" sprach die liebe, wohlbekannte Stimme Tante Betty's, „erwache aus dem bösen Traum!"

Natalie richtete sich empor. „Du bist es, Tante!" sagte sie, über die Stirne fahrend. „Ach ja, ich habe nur geträumt, aber es war schrecklich!"

„Komm, komm, du sollst zur Mutter gehen; sie hat gute Nachricht von Joseph."

Rasch sprang Natalie auf und, ohne die verwirrten Locken in Ordnung zu bringen, eilte sie der Tante voraus nach dem blauen Salon. Aber fast erstarrt vor freudiger Ueberraschung blieb sie stehen, als sie Joseph vor sich sah. Sie hörte seine freundliche Begrüßung, fühlte, wie er ihre Hand ergriff und herzlich drückte; aber sie konnte nicht gleich Worte finden, ihn willkommen zu heißen. Thränen lösten sich von ihren Wimpern und tropften über ihre in Freude erglühten Wangen.

„Natalie war deinetwegen schon sehr besorgt," sagte Betty, um ihrer Nichte tiefe Bewegung zu erklären.

„Wie beklage ich es, ihr Unruhe verursacht zu haben!" sagte Joseph. „Ich hätte vor meiner Rückkehr noch ein Mal schreiben sollen."

„Nun ist ja alles gut," beruhigte Natalie, nachdem sie ihre Fassung wiedergewonnen hatte. „Es war thöricht von mir. Durch die freudige Ueberraschung, die deine frühere Rückkehr uns bereitet, bin ich ja für die kurze Sorge reichlich entschädigt."

Wieder lehnten die Krücken an Joseph's Seite, und hatte Natalie auch schon aus seinen Briefen entnehmen können, daß die Cur keinen glücklichen Erfolg gehabt, so machte es ihr doch einen recht wehmüthigen Eindruck, ihn in dem alten Zustande wiederzusehen.

Aber ihre Angst um ihn war so heftig gewesen, ihre Freude über sein Kommen so groß, daß keine andere Empfindung in ihr mächtig werden konnte. Sie hörte seine Stimme, sah seine Augen wieder, die sie so

liebte, — dies nahm ihre ganze Seele gefangen. Der Abend schwand dahin, sie wußte nicht wie. Sie war unbeschreiblich glücklich.

Als sie am folgenden Tage mit Mutter und Tante im blauen Salon saß, blickte sie auf die noch unvollendete Netzarbeit.

„Ich weiß nicht, weshalb, aber mir fällt jetzt jede Arbeit schwer. Ist der Vater ausgefahren?"

„Nein, er ist bei Joseph," erwiderte Friederike, indem sie die Tochter lächelnd anblickte.

Diese erröthete tief. „Mein Gott! Er wird doch nicht . . . . "

„Weshalb nicht? Du bereuest hoffentlich nicht, was du gesagt?"

„Nein, o nein! Aber wer weiß, ob der Vater sich nicht getäuscht, ob Joseph fühlt wie ich. Er zeigt mir nur brüderliche Zuneigung."

Eine Wolke des Unmuthes flog über Friederikens Stirne. „Meinst du denn, er solle dich mit seiner Liebe verfolgen, nachdem du ihn ausgeschlagen?" sprach sie spöttisch. „Sei ruhig, es hat ihn tief geschmerzt, daß du des Vaters Vorschlag zurückgewiesen; ich durchschaute ihn, obwohl er seinen Kummer verbarg. Mit einem Worte, der kleine Roman wird in Kurzem eine befriedigende Lösung erhalten, und als Joseph's Braut wirst du, hoffe ich, vernünftiger werden."

Natalie schwieg und arbeitete eifrig fort. Aber flammendes Roth kam und schwand auf ihren Wangen

und heftig zitterten ihre Finger. Endlich stand sie auf und ging auf ihr Zimmer.

Auf dem Corridor begegnete ihr der Baron; er kam von Joseph.

Ihr Blick erhob sich scheu zu ihm: seine Miene war finster und unmuthig.

Mit wankenden Knieen erreichte sie ihr Gemach — offenbar war die Entscheidung keine günstige. Würde der Vater sie sonst nicht aufgehalten und freudig in die Arme geschlossen haben?

„Er liebt mich nicht, er hat mich verschmäht!" rief es in ihrem Innern, und ihre Pulse klopften heftig. Wie lange Zeit sie in dieser Stimmung zubrachte, sie wußte es nicht; doch schien es ihr eine Ewigkeit. Endlich hörte sie die Thüre des Nebenzimmers öffnen und die Tante eintreten; aber sie kam nicht zu ihr. Dies bestätigte noch ihre Befürchtungen.

Sie raffte sich auf und trat bei der Tante ein. Betty saß traurig am Fenster.

„Ich weiß alles," sprach Natalie mit tonloser Stimme, „ich lese es in des Vaters Zügen, wie in deinem Blick. Man hat mich Joseph angeboten, und er hat mich verschmäht!"

„Nenne es nicht so," bat die Tante, indem Thränen ihre Augen füllten. „Sein übertriebenes Zartgefühl . . ."

„Hat er nicht gesehen, nicht gehört, was ich um ihn gelitten?" unterbrach Natalie sie heftig, „Hat nicht der Vater ihm das Geständniß hinterbracht, das die Angst

um ihn mir entrissen? Er war es nicht, der meine Hand begehrt . . . nun weist er mich zurück und wird mich meiner thörichten Leichtgläubigkeit wegen verachten!" Sie brach in heftiges Schluchzen aus und barg das Gesicht in den Händen.

„Guter Gott, Natalie, fasse es nicht so auf," begütigte die Tante. „Noch weiß ich nichts Näheres. Ich erfuhr nur, daß Joseph erklärt hat, in seiner Lage werde er sich nie vermählen, da der Gedanke, eines Mädchens großmüthige Aufwallung benützt zu haben, ihn unglücklich machen müßte."

„O, ich kenne das!" rief Natalie. „Schöne Worte sind es, nichts anderes! Kann er denn dem Mädchen, das seine Liebe für ihn eingestanden, sagen: Ich will dich nicht?" Ihre Stimme erlosch im tiefsten Schmerz.

„Du thust ihm Unrecht," nahm Betty das Wort.

Natalie aber faltete die Hände, und ihr flehender Blick machte die Tante verstummen. Sie ließ sie ungestört weinen und sah schweigend zum Fenster hinaus. Ihr Herz weinte mit und litt wie zur Zeit ihres eigenen Liebeskummers.

II.

Der Arzt war fortgegangen. Weinend saß Friederike im Hintergrunde des Zimmers, während Betty beschäftigt war, einen kühlen Trank zu bereiten; die Hände der Tante zitterten, und ihr Gesicht trug den Ausdruck tiefen Kummers.

Auf den Kissen ihres Lagers ruhte Natalie. Verändert, eingesunken war das vor Kurzem noch blühende Antlitz. Unruhig bewegte sich die Kranke hin und her. „Wo ist Joseph?" fragte sie plötzlich.

„Kind, liebes Kind, trinke . . . bitte," sagte Tante Betty, sich über sie beugend.

Ungeduldig schob Natalie das Glas zurück und richtete die blauen Augen starr und forschend auf die Tante. „Wo ist Joseph?" wiederholte sie mit unsicherer Stimme.

„In seinem Zimmer."

„Warum kommt er denn nicht? Hat er gar kein Herz für mich, daß er mich nicht noch ein Mal sehen will?" Sie ließ das Haupt auf die Kissen zurücksinken und schloß die Augen.

Friederike sprang auf. „Ich will Joseph rufen. Er verzehrt sich ja in Sehnsucht, sie zu sehen. Jetzt darf, jetzt muß er kommen."

Sie verließ das Zimmer, dem jungen Manne zu verkünden, daß die Kranke nach ihm verlange. Es war dies das erste Mal seit dem Ausbruch des heftigen Fiebers, welches ihr Leben in Gefahr setzte.

Wenige Stunden nachdem Natalie gehört, daß Joseph sich weigere, ihre Hand anzunehmen, war sie erkrankt. Durch die quälenden Phantasieen, welche sie umgaukelten, zog sich die Erinnerung an die tiefe Kränkung, welche Joseph ihr zugefügt, und ließ sie vor einer Zusammenkunft mit ihm zittern. Man wagte daher nicht, sie der Aufregung des Wiedersehens auszusetzen. So war eine Woche vergangen, seit sie, wenige ruhige Stunden ausgenommen, des klaren Bewußtseins beraubt war.

Es waren traurige Tage. Des Barons Gemüthsstimmung schwankte zwischen Theilnahme und Mißmuth; die erstere zeigte sich Friederiken, der letztere allen Andern gegenüber.

Die Baronin, welche anfangs mit ihrer gewohnten Sorglosigkeit das Leiden ihrer Tochter für unbedeutend gehalten hatte, gab sich bei jeder Verschlimmerung einem heftigen Ausbruche des Schmerzes hin, was sie jedoch nicht hinderte, in der Zwischenzeit sich zu zerstreuen. Für Tante Betty dagegen gab es, so lange Natalie in Gefahr schwebte, keine frohe Minute.

Wer aber beschreibt Joseph's Gemüthszustand? Meistens war er stumm und gefaßt; aber in einzelnen Momenten brach der verzehrendste Schmerz hervor. Daß Natalie ihn nicht sehen wollte, ihn fürchtete und doch

wieder in wilden Fieberphantasieen liebend seinen Namen rief, machte die lange verborgene, vergebens bekämpfte Leidenschaft für das Mädchen zur heißen Flamme emporlodern.

Durch seine Stiefmutter herbeigerufen, betrat er jetzt das Krankenzimmer. Aber es bedurfte gewaltiger Anstrengung, um den erschütternden Eindruck zu verbergen, den die traurige Veränderung in Nataliens Zügen bei ihm hervorbrachte. Trotz aller Selbstbeherrschung vermochte Joseph nicht ganz, dem leisen Beben seiner Stimme zu gebieten, als er, sie begrüßend, ihr die Hand reichte.

Die fieberische Gluth ihrer Wangen machte einer tiefen Blässe Platz. Sie zögerte einen Augenblick, dann legte sie ihre abgezehrte Hand in die seine. „Wir haben uns recht lange nicht gesehen,“ sagte sie leise.

„Mir scheint es eine Ewigkeit! Ohne dich ist alles öde und traurig!“

Ihr Blick belebte sich: Freude und Zärtlichkeit sprachen daraus. Doch schnell, wie er gekommen, erlosch der frohe Glanz unter dem Schleier hervorquellender Thränen. Sie zu verbergen, wollte sie sich abwenden; aber ihre Schwäche ließ es nicht zu.

Joseph vermochte den Anblick nicht länger zu ertragen; er drückte ihre Hand an seine Lippen und verließ, keines Wortes mächtig, das Zimmer. All' sein Glück hing an dem schwachen Herzschlag des todtkranken Mädchens. Wie bald vielleicht war der Faden zerrissen,

der die Seele an den Körper band, und alles zu Ende — außer der schleppenden Qual eines freudlosen Lebens.

Dies schreckliche Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung währte noch einige Tage; dann trat eine günstige Wendung ein. Die Heftigkeit des Fiebers ließ nach, die Phantasieen schwanden, und man durfte auf Nataliens Genesung hoffen.

Trotzdem hoben sich die gesunkenen Kräfte nicht; allabendlich stellte sich leichtes Fieber ein, kein Schlummer kam, ihr Erquickung zu bringen. Mit Widerwillen wies sie fast jede Nahrung zurück. Der Arzt schüttelte auf's neue bedenklich das Haupt und äußerte, ihr Zustand müsse als ein hoffnungsloser betrachtet werden, wenn nicht bald eine günstige Krisis einträte. Je mehr Alle schon der Hoffnung sich hingegeben hatten, desto schrecklicher war der Rückschlag.

Joseph kam, seit Natalie sich nicht mehr weigerte, ihn zu sehen, täglich zu ihr. Diese Augenblicke hatten einen wehmüthigen Reiz für das Mädchen. Ihm waren sie qualvoll, wenn auch sein Herz ihn stets mit allgewaltiger Sehnsucht zu ihr trieb. Das Schwinden ihrer Kräfte, das Schwanken zwischen Leben und Tod hatte Natalie mit einem fast überirdischen Hauch umwoben. Alle ihre Schwächen, ihre Unbesonnenheit und Eitelkeit, ihre Launen waren aus ihrer Seele geschwunden; nur die kindliche Unschuld, die ungewöhnliche Weichheit und Güte ihres Herzens zeigten sich in hellem Licht. Sie hatte sich auf den Tod wohl vorbereitet.

*

Eines Nachmittags saß Tante Betty an des Mädchens Lager. Friederike hatte Besuch. Lange lag Natalie schweigend da und ließ die Augen über die weißen Gardinen gleiten, auf welchen der röthliche Glanz der sinkenden Sonne zitterte. Eine verspätete Fliege wärmte sich in dem scheidenden Strahl und tanzte an den Scheiben auf und nieder.

Nataliens Augen wurden feucht, ein leiser Seufzer hob ihre Brust. Sie glaubte ihr Ende nahe, meinte den eisigen Hauch des Grabes zu fühlen. Sie war so jung, vor Kurzem noch so glücklich; sie hatte sich des Lebens gefreut, hatte gar Vieles gehofft und erträumt, — nun sollte dies kurze Dasein enden und der Tod sie scheiden von Jenen, die sie liebte . . . Aber hätte sie denn auf Erden Glück gefunden?

Joseph trat ein; Betty räumte ihm ihren Platz ein. Sein liebender Blick traf die Kranke. Die durchsichtige geisterhafte Blässe ihres Antlitzes, die blauen Schatten unter den tief eingesunkenen Augen, die bleichen Lippen, die abgezehrte Gestalt — alles schien ihm zu sagen, bald werde sie die Erde verlassen. Sein Herz zog sich krampfhaft zusammen; nur mühsam brachte er die Frage vor, wie sie sich heute fühle.

„Sehr schwach,“ erwiderte sie, „viel zu schwach, um zu lesen. Und doch möchte ich jetzt meine Seele auf den Augenblick vorbereiten, wo . . .“

„Sprich nicht so,“ bat Joseph. „Du wirst dich erholen, ich bin davon überzeugt!“

„Ich mochte Tante Betty nicht ersuchen, mir vorzulesen," fuhr Natalie fort; „es würde ihr zu schwer fallen. Wenn du aber so freundlich sein wolltest, Joseph, wäre ich dir sehr dankbar."

Schweigend aber mit zitternder Hand ergriff er das Gebetbuch, das sie ihm reichte. Sie bezeichnete die Stelle, und er begann zu lesen.

Während sie seiner Stimme Ton und den tröstenden, frommen Worten über Tod und Ewigkeit lauschte und nach dem letzten Verglühen des Sonnenstrahles blickte, zogen Fassung und süßer Friede in ihre Seele. Aber als sie die Augen zu Joseph erhob und den Ausdruck tiefen Leidens in seinen Zügen sah, als sie vernahm, wie seine Stimme bebte, die er nicht länger zu bemeistern vermochte, da legte sie die Hand auf seinen Arm und sagte: „Lies nicht weiter, Joseph . . . . du hast mich auch zu lieb, als daß es dir nicht schwer fiele."

„Und du konntest daran zweifeln! Niemand auf Erden, Niemand kann dich mehr, inniger, heißer lieben als ich!"

Ein helles Roth übergoß Nataliens blasse Wangen, und tief versenkte sie sich in den liebevollen Blick seiner Augen. Sie nahm seine Hand und drückte sie innig. „Joseph!" sagte sie bewegt, „ich möchte doch leben!"

Seine Lippen zuckten; er beugte sich tief herab und sprach flüsternd zu ihr. Sie antwortete eben so leise.

Betty, die am Fenster saß, verstand nicht, was sie sprachen, und wollte auch nicht lauschen. Sie sah nur,

daß Nataliens Lippen sich zu einem Lächeln der innigsten Freude öffneten, daß ihre Augen zärtlich an Joseph's Zügen hingen und daß er tief bewegt schien.

Die Dämmerung war hereingebrochen, der junge Mann stand auf und verließ das Zimmer. Betty näherte sich der Kranken.

„Wie fühlst du dich?“ fragte sie liebevoll besorgt.

„Wohl und glücklich wie noch nie,“ erwiderte Natalie, die Arme innig um der Tante Hals schlingend. „Ich bin Joseph's Braut!“

Einige Wochen früher hätten diese Worte Betty's Herz mit inniger Freude erfüllt, — jetzt verursachten sie ihr tiefen Schmerz. Die Unglückliche nannte sich freudig Joseph's Braut, während der Tod an ihrem Lager stand, sie in seine kalten Arme zu fassen.

„Mich freut es, dich glücklich zu sehen,“ sagte Betty, sie auf die Stirne küssend, mit mühsam behaupteter Fassung; „du weißt, euere Verbindung war immer mein Wunsch.“

Natalie lächelte ihr zu und schloß müde die Augen. Die Tante betrachtete sie traurig. Würden diese eingesunkenen Züge je wieder den Rosenschimmer der Gesundheit zeigen, diese geknickte Gestalt auf's neue Kraft und Leben gewinnen?

*

Die Kranke lag mit geschlossenen Augen, doch ohne zu schlafen; aber um die leicht geöffneten Lippen schwebte ein frohes Lächeln, das seltsam gegen die tiefe Blässe ihrer Züge abstach. Des Nachts schlief sie jedoch ruhig

und erwachte gestärkt am Morgen. Wohl kehrte im Laufe des Tages die Kraftlosigkeit zurück; aber Joseph's Kommen goß einen Schimmer von Friede und Freude auf ihr Antlitz und gab ihr neues Leben.

„Tante," sprach sie, als er sie verlassen hatte, „nun wünsche ich so sehr, zu leben; nun hoffe ich wieder. Ein frohes Herz ist ja der beste Arzt."

Ihre Worte schienen sich zu bestätigen. Die Kräfte nahmen zu, wenn auch langsam. Gleich einem kranken Kinde, das, nachdem es im Dunkel und Elend dahingeschmachtet, sich plötzlich in heiterm Sonnenschein und frischer Luft findet, so labte sie sich freudig an dem ungewohnten Glück, das wohlthuend auf den leidenden Körper einwirkte.

Wohl gab es noch Stunden, wo man an ihrer völligen Genesung zweifelte; aber diese wurden seltener und seltener. Als der Arzt sie endlich für gerettet erklärte, kam die verscheuchte Freude, die anfangs nur schüchtern aus den dunkeln Falten der Sorge hervorgeblickt, strahlend hervor und goß helles Licht in das vor Kurzem noch so traurige Haus.

Der Baron sonnte sich in der heitern Stimmung seiner Gemahlin, welche ihn nach den vergangenen Tagen, wo sie ihn oft durch ihre Reizbarkeit gequält, besonders freute. Joseph's Jubel war so maßlos, daß man über die Veränderung staunen mußte, die mit ihm vorgegangen. Wo war der müde, traurige Blick, den die lange Gewohnheit des Leidens und Entbehrens ihm

eigen gemacht hatte, wo die düstere Lebensanschauung, die sich, oft unbewußt, in seinen Worten verrathen?

Nicht so mächtig hatte Nataliens Genesung auf Tante Betty gewirkt. Noch lag die überstandene traurige Zeit wie ein Alp auf ihrer Brust und ließ sie für Natalie einen Rückfall befürchten. Gleichwohl war sie glücklich über jeden Tag, an dem der Nichte Kräfte sich hoben, und fühlte innige Freude über die Erfüllung ihres Wunsches, sie als Joseph's Braut zu sehen. Sie war es gewesen, die dem jungen Manne mitgetheilt, wie leidenschaftlich ihn das Mädchen liebe, und die Natalie mit der ganzen Tiefe und Innigkeit seiner Neigung bekannt gemacht. Die Liebenden hatten in den Stunden der Gefahr sich selbst verrathen.

12.

Mehrere Wochen waren verflossen und Natalie hatte sich so erholt, daß sie ihre gewohnten Beschäftigungen wieder vornehmen konnte. Obwohl sie noch großer Schonung bedurfte und sich noch manche Beschränkung ihrer Freiheit gefallen lassen mußte, war sie doch noch nie so glücklich gewesen als jetzt.

Sie war mit Betty und Joseph völlig von der Welt getrennt; für sie gab es kein Theater, keine Soirée, keine Besuche. Sie beschäftigten sich mit Lectüre, Arbeit und Musik. In Joseph's Gesellschaft schwebten

für Natalie die Stunden gleich schönen Träumen vorüber. Wie pries sie sich glücklich, daß die schwere Krankheit sie ergriffen — ohne diese wäre sie nicht Joseph's Braut geworden.

Täglich kam Friederike, die Tochter auf ihrem Zimmer zu besuchen, ebenso Baron Gyllborn, wenn auch auf kürzere Zeit. Aus dem Munde Beider erfuhr Natalie Manches von dem Treiben der Welt, von der sie nun völlig abgeschlossen war. Es ergötzte sie, davon zu hören, aber, zu vertieft in das neue Leben, das sich ihr erschlossen, nahm sie weniger Antheil daran als früher.

Eine Nachricht jedoch, die ihr mehr Eindruck machte als die übrigen, war die Kunde von dem ungewöhnlichen Aufsehen, das ein neues Bild des rühmlich bekannten Malers Ronhart in der Residenz machte. Die ganze Stadt, so erzählte man ihr, halle von dem Lobe dieses ausgezeichneten Kunstwerkes wieder. Ein deutscher Prinz hatte es angekauft, und nur kurze Zeit mehr sollte es in der Kunstausstellung zu sehen sein.

Natalie beklagte, daß ihr dies Vergnügen versagt war, um so mehr, als der Gegenstand des Gemäldes sie lebhaft interessirte. Der Künstler hatte die Sage von Prinzessin Irrlicht zum Vorwurf gewählt und, wie sie hörte, seine Aufgabe überraschend schön gelöst.

In Lectüre vertieft, saß Natalie auf ihrem bequemen Ruhebette. Die Tante strickte am Nebentischchen.

„Steht in der Zeitung nichts über Ronhart's Ankunft in der Residenz?"

„Nein. Soll er denn hierher kommen?"

„So erzählte mir Friederike heute. Man sagt, er werde selbst für den Transport seines Meisterwerkes sorgen und bei dieser Gelegenheit ein paar Tage in der Stadt zubringen."

„O, dann kommt er uns auch besuchen!" rief das Mädchen erfreut. „Wie froh werde ich sein, ihn wiederzusehen! Wird die Majorin ihn begleiten?"

„Wohl nicht. Er hält sich ja nur kurze Zeit hier auf."

Unterdessen hatte die Thüre sich geöffnet, und die Baronin blickte lächelnd herein. „Bist du bereit, Besuch zu empfangen, Natalie?"

„Besuch, Mutter?" rief diese erstaunt. „Du weißt ja, daß ich noch Niemanden sehen soll . . ."

„Aber wenn es Ronhart wäre?"

„Der Onkel!" rief Natalie froh überrascht. „Freilich will ich ihn sehen! Er ist ja kein Fremder und wird nicht verlangen, daß ich seinetwegen Toilette mache."

„Ich darf also kommen?" Ronhart erschien in der Thüre. „Sei herzlich gegrüßt, liebes Mädchen," setzte er, sich nähernd und Natalie die Hand reichend, hinzu. „Ich hörte zu meinem Bedauern, daß du sehr krank warst. Um so erfreulicher ist es mir, dich so wohl zu finden."

Nachdem Natalie sich nach der Majorin, den Bewohnern von Klein-Enzing, ja selbst nach Haushahn und Katze erkundigt, sprach sie von dem neuen Bilde

und äußerte ihr lebhaftes Bedauern, daß sie es nicht sehen sollte. Der Arzt wolle es durchaus nicht erlauben.

„Und doch sollst du es sehen," sagte Ronhart. „Ich lasse das Bild hierher bringen." Hoch erfreut, dankte Natalie dem Oheim.

*

Ronhart hielt Wort. Nach Tisch ward das Bild in Tante Betty's Zimmer aufgestellt und unter des Künstlers Anleitung mit dunkelm Tuch drapirt. Dann erst durfte Natalie es sehen.

Der Eindruck war ein gewaltiger. Oede und traurig lag das Moor vor ihr; bleiche Sumpfpflanzen und starres Schilf ragten aus dem trüben Wasserspiegel hervor; ein eigenthümlicher Dämmerschein ruhte über der von leichten Nebelschleiern umflossenen Gegend. Dichte Dunstmassen am Himmel umgaben den Mond, der vergeblich mit den verhüllenden Wolken zu kämpfen schien. An einer alten, verkrüppelten Weide lehnte eine wunderbar schöne, zarte Mädchengestalt mit abgewandtem Antlitz. Blonde, weiche Haare wallten von dem gesenkten Haupte herab. Die gerungenen Hände und die schwermüthige Stellung sprachen tief erschütternd zum Herzen der Beschauer. Die Nebel flossen mit ihrem weißen Gewande zusammen und erhöhten den Eindruck des Gespenstischen in der holden und doch unheimlichen Erscheinung.

Natalie war tief ergriffen. Von ihrer Krankheit war noch eine große Reizbarkeit zurückgeblieben; der

Anblick des düstern Bildes machte sie erbleichen und zittern. Dem Künstler schmeichelte der tiefe Eindruck, den sein Gemälde auf das junge Mädchen machte, mehr, als die größten Lobsprüche es vermocht hätten.

„Komm," sagte Joseph, sich zu Natalien beugend, „der Anblick greift dich an, schone dich noch."

„Es ist schwer, sich von dem Gemälde zu trennen," erwiderte sie, „und doch ist es so unheimlich, so unendlich traurig. Onkel Ronhart, dein Bild ist gar zu schön!"

Als Joseph des Abends wieder durch das Zimmer schritt, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, das Gemälde nochmals zu betrachten. Sein Auge ruhte auf dem trüben Wasserspiegel und der traumhaften Erscheinung, die trauernd an der Weide lehnte. Wie seltsam war der Gegensatz dieser tiefen Melancholie mit der Freude in seiner Brust! Vielleicht bestand darin eben der Zauber, den es auf ihn ausübte.

Am folgenden Morgen war „Prinzessin Irrlicht" und das Moor mit dem versunkenen Schloß, in einer Kiste wohlverwahrt, auf dem Wege nach dem Lustschlosse des Prinzen. Ronhart selbst verweilte jedoch länger in der Stadt, als er anfangs vorgehabt.

Von allen Seiten bestrebte man sich, erzählte die Baronin, ihn zu längerm Verweilen zu bewegen. „Es ist unglaublich, wie sehr er überall gefeiert wird. Die vornehmsten Damen sind glücklich, wenn er mit ihnen einige Worte wechselt; die Mütter gerathen in die höchste Unruhe, und wenn er zufällig mit einem Mäd-

chen etwas länger und eifriger spricht, werden die kühnsten Hoffnungen darauf gebaut."

„Aber, Mutter," meinte Natalie, „Onkel Ronhart ist doch nicht mehr jung. Wem sollten in Bezug auf ihn Heirathsgedanken kommen?"

„Du bist noch sehr kindisch," meinte ihre Mutter. „Begreifst du nicht, daß der Gedanke, einem berühmten Manne vermählt zu sein, für das weibliche Herz einen unbeschreiblichen Reiz hat? Man fühlt sich in dem Gatten geehrt und erhoben, von seinem Glanze verklärt. Ich kann mich in diese Gefühlsweise hineindenken; ja, ich finde sie natürlich."

„Ich weiß," sagte Natalie tief erröthend, „daß Joseph außer Stande ist, Ruhm zu erwerben, und doch beglückt mich seine Liebe mehr, als alle Güter der Erde es vermöchten."

„Ich freue mich, daß du so denkst. Es ist ein Glück, daß nicht alle Menschen ein gleiches Ziel erstreben. Du findest deine Seligkeit in etwas, wozu Andere sich nur nothgedrungen entschließen würden. Du liebst die bescheidenen Freuden häuslichen Lebens, während Andere ihren Sinn auf Höheres richten."

„Höheres, Friederike? ... Sage lieber Schaleres," verbesserte die Schwester.

„Gerechter Stolz auf den Mann, dem man verbunden ist, verdient nicht diese Bezeichnung," versetzte die Baronin. „Aber was siehst du mich so finster an, Natalie? Hat meine Rede dich verletzt?"

„Du weißt, wie ich denke," erwiderte die Tochter, unmuthig an den Fransen des Tischteppichs zupfend. „Ich achte und verehre Onkel Ronhart, ich bewundere seine Kunst, aber ..."

„Aber du verlangst nicht nach seiner Hand," sagte Friederike aufstehend.

Tante Betty blieb mit Natalie zurück. Das Mädchen blickte düster vor sich hin.

„Wirklich," sagte die Tante, „ich sehe nicht ein, weshalb du verstimmt bist. Kümmere dich nicht um das, was Andere wünschen und erstreben. Freue dich, daß du erreichst, wonach du dich sehnst."

„Du hast Recht. Ich sollte nicht so empfindlich sein. Aber es schmerzt mich, zu denken, daß, was mir als das höchste Erdenglück erscheint, von Andern gering geachtet wird, ja daß selbst die Mutter meine Gefühlsweise nicht versteht."

„Aber sie legt dir nichts in den Weg und freut sich deines Glückes. Genieße das Gute, das Gott dir beschieden, und lasse Andere darüber denken, was sie wollen."

„Gewiß, das werde ich!" rief Natalie lebhaft, indem das frohe Lächeln auf ihre Lippen zurückkehrte. Sie warf einen Blick nach der Uhr. „Bald wird Joseph kommen. Wäre ich nur schon seine Frau, dann werde ich immer, immer bei ihm sein!"

„Ein Jahr ist schnell vorüber."

„Ein Jahr ist lang!" rief Natalie. „Gewiß hätten Joseph und die Eltern einen kürzern Termin festgesetzt,

wenn sie nicht glaubten, ich könnte etwa meinen Entschluß bereuen. Aber das werde ich nie . . . nie!"

„Ich bin davon überzeugt. Aber ich ehre Joseph's Beweggründe, welche ihn auch bestimmen, seine Beziehungen zu dir Andern gegenüber noch geheim zu halten."

„So geheim, daß ich sogar dem Onkel nichts davon sagen durfte!"

*

Tags darauf traf eine freudige Nachricht ein. Wilhelm Gyllborn hatte mit Erfolg um die jüngste Tochter des Generals von Starnau geworben. Baron Ludwig kannte die Familie des Generals, sie war reich und von altem Adel; das Fräulein von Starnau erfreute sich des vortheilhaftesten Rufes — mit einem Worte, Wilhelm hatte eine gute Wahl getroffen.

Mittlerweile hatte Nataliens Gesundheit so sehr sich befestigt, daß sie ausfahren und Besuche empfangen durfte. Nach langer Entbehrung eilte sie zuerst nach der Kirche, um Gott für ihre Rettung und ihr neu gewonnenes Glück zu danken. Die Gefahr, in der sie geschwebt, ihr tief erregtes Gefühl und die innige Freude, die nach so vielem Leid ihr ganzes Sein durchströmte, hatten ihr Herz aus der gedankenlosen Zerstreuung geweckt, mit der sie oft an dem reinsten Quell des Friedens vorbeigeeilt war, ohne aus dessen klaren Wellen neues Leben zu schöpfen. Ueber die Nachricht von Wilhelm's Liebesglück hatte sie sich herzlich gefreut.

„Dein Bruder wünscht, daß alle Freunde und Bekannten von seiner Verlobung mit Henrietten hören," sagte Natalie eines Tages zu Joseph. „So ist es recht. Wozu auch das Geheimhalten? Bis jetzt schadete es uns noch nicht viel. Aber nun ich gesund bin und mich nicht mehr von der Welt abschließen kann, darf ich nicht, wie ich möchte, deine Gesellschaft jeder Unterhaltung vorziehen."

„Es ist keine Grille von mir. Du kennst meine Gründe."

„Du mißtrauest mir," sagte Natalie, ihm mit zärtlichem Vorwurf in die Augen sehend. „Du hältst es für Pflicht, mich nicht zu früh zu binden; aber ich weiß dir wahrlich für diesen Edelmuth wenig Dank."

„Nenne es nicht Edelmuth.... Der Gedanke wäre mir schrecklich, ja unerträglich, daß du zu spät bereuen könntest! Ist es aber nicht so, dann werde ich nach einem Jahre nicht weniger beglückt sein, als ich es jetzt wäre."

„Zu spät bereuen?" sagte Natalie, ihn mit einem so schelmischen Blick ansehend, daß er mit ihr lächeln mußte. „Ich wäre fast aus Liebe zu dir gestorben, und du findest das noch keinen genügenden Beweis?"

„Liebste Natalie!" rief Joseph. „Ich bin ja so glücklich, daß ich nicht weiß, wie ich Worte finden soll, dir zu sagen, was ich empfinde. Möge deine Liebe mir nie entrissen werden!"

„Ich bin dein, bis der Tod uns trennt!" Natalie lehnte ihr Haupt an seine Schulter. Er küßte ihre

Stirne und ihre weichen, blonden Locken. Mit allen Fibern seines Herzens hatte die Liebe zu dem Mädchen sich verwebt; diese Liebe herauszureißen, würde es verbluten machen, das fühlte er.

13.

Mit Nataliens Genesung kam auch der Zeitpunkt, wo die Geselligkeit wieder ihre Rechte an sie geltend machte. Es war ihr dies oft lästig; aber das Gefühl wiederkehrender Kraft und Gesundheit entschädigte für manchen Zwang. Eines Tages hatte sie eben ein neues Musikstück einzuüben begonnen, um Joseph Abends damit zu überraschen, als man den Besuch der beiden Fräulein von Söller meldete. Rosa, die ältere, ein hübsches, lebhaftes, talentvolles Mädchen, war Natalien nicht unangenehm; die jüngere Schwester aber, ein vorlautes, altkluges Fräulein fand nicht ihren Beifall.

Vorerst wurde ihre Krankheit mit vielen Aeußerungen des Bedauerns besprochen; dann gaben die Schwestern verschiedene Neuigkeiten zum Besten, bis Natalie sie durch die Nachricht erquickte, daß Henriette von Starnau ihres Stiefbruders Wilhelm Braut geworden sei.

„Also ist es wirklich wahr?“ fragte Rosa. „Wir hörten schon davon erzählen, wußten aber nicht, ob man es glauben konnte.“

„Nun wird Anna Stolle doch glauben, daß sie Unsinn gesprochen!“ rief die dreizehnjährige Ulrike. „Denken Sie, Fräulein Natalie, meine Freundin, die Tochter des Hofrathes Stolle, behauptete steif und fest, Henriette Starnau sei Baron Joseph's Braut. War das nicht ein rechter Unsinn?“

„Du mußt bedenken, daß sie keinen der Brüder kennt,“ warf Rosa ein.

„Aber sie weiß doch, daß Baron Joseph lahm ist!“ rief die Kleine.

Helles Roth übergoß Nataliens Züge. „Anna Stolle irrte sich,“ sagte sie mit anscheinender Ruhe; „doch finde ich es ungerecht, sie deshalb unsinnig zu schelten.“

„Aber, Fräulein, das müssen Sie doch selbst zugeben: es wäre unbegreiflich, wenn ein junges hübsches Mädchen sich entschließen würde, einen Mann zu heirathen, der auf Krücken geht.“

„Sei doch nicht so vorlaut,“ sagte Rosa verlegen.

„O, nicht wahr, Sie nehmen es mir nicht übel? Baron Joseph ist Ihnen ja nicht ein Mal verwandt, und ich wiederhole ja nur, was alle Leute sagen.“

„Ich meine aber,“ versetzte Natalie, „daß innere Eigenschaften den Werth des Mannes bestimmen und daß ein körperliches Gebrechen diesen nicht herabzusetzen vermag. . . . Ueber Ansichten läßt sich jedoch nicht streiten,“ fügte sie, rasch abbrechend, hinzu. Sie fühlte, daß ihre Wangen brannten, und fürchtete, zu verrathen,

wie sehr das thörichte Geschwätz des Kindes sie verletzt hatte.

Rosa lenkte nun das Gespräch auf andere Gegenstände, bis die jungen Damen sich empfahlen. Natalie blieb verstimmt zurück. Sie war mit sich selbst unzufrieden. „Wie ist es möglich, dachte sie, daß das Geschwätz eines vorlauten Kindes mir solchen Eindruck machen kann?“ Doch bedurfte es geraumer Zeit, bis sie die peinlichen Gedanken zu verbannen vermochte.

Als Joseph kam, war sie weicher und zärtlicher gegen ihn als sonst. Jetzt, wo sie sich nicht mehr ermattet fühlte, war es wieder ihre Freude, für seine Bequemlichkeit zu sorgen.

*

Die Generalin von Starnau war mit ihren Töchtern nach der Residenz gekommen, und mit Spannung sah man im Gyllborn'schen Hause ihrem Besuch entgegen. Jetzt galt es ja, sich zu überzeugen, ob Wilhelm's Braut wirklich der begeisterten Schilderung des jungen Offiziers entsprach.

Sie kam und machte einen günstigen Eindruck. Ohne schön zu sein, gefiel sie durch Jugendfrische und angeborene Grazie. Zudem überschritt sie, so lebhaft sie auch war, nie die Schranken weiblicher Anmuth. Sie gehörte zu jenen glücklich organisirten Naturen, die, ohne durch körperliche Schönheit oder durch besondere Vorzüge des Geistes zu glänzen, doch eine harmonische, wohlthuende Erscheinung bilden. Sie wußte angenehm und verständig zu sprechen, besaß

richtigen Takt und gerade so viel Herz, als man für die große Welt nöthig zu haben glaubt; das heißt, ihre Gefühle waren weder tief noch heiß. Ihrem Bräutigam war sie herzlich zugethan; sie freute sich, seine Braut zu sein. Wäre sie aber durch Umstände gezwungen worden, ihr Verhältniß zu dem jungen Baron zu lösen, so würde sie sich bald darüber getröstet haben.

Sie kam Natalien mit so großer Freundlichkeit entgegen, daß diese sich gleich zu ihr hingezogen fühlte. Natürlich wurde Wilhelm's Braut gegenüber eine Ausnahme gemacht und von Nataliens bevorstehender Verbindung mit Joseph unter dem Siegel des Geheimnisses ihr Kunde gegeben. Der Baron und die Baronin hatten es gewünscht, und selbst Joseph konnte nichts dagegen einwenden.

Henriette war sehr überrascht, und obschon sie zu viel Takt besaß, ihrem Erstaunen Worte zu leihen, errieth Natalie doch, was in ihr vorging. Sie fühlte, daß Henriette sie im Stillen bedauerte. In Folge dessen regte sich ein Gefühl in ihrer Brust, das sie bisher nicht gekannt. Stets hatte es ihr, wenn sie Joseph langsam auf seinen Krücken gehen sah, einen traurigen Eindruck gemacht und sie mit schmerzlicher Theilnahme erfüllt. Seit sie aber Henrietten ihr Verhältniß zu ihm mitgetheilt, wirkte der Anblick seines Gebrechens peinlicher noch auf sie, als sonst. Es war ihr fast, als müsse sie sich des Unglücks schämen, das ihren Bräutigam getroffen.

Sie gewann erst ihre Unbefangenheit wieder, wenn Joseph in seinem Lehnstuhl am Tische Platz genommen hatte und sein Zustand nicht mehr hervortrat. Dann war sie wieder die Alte: voll Liebe, voll Aufmerksamkeit; dann haßte sie sich fast ihrer vorübergehenden kindischen Schwäche wegen. War es denn möglich, daß sie, wenn auch nur einen Augenblick, zu urtheilen vermochte, wie die kalte, der Eitelkeit fröhnende Welt es that? Am glücklichsten war sie in den Stunden, die sie allein mit Joseph und mit Tante Betty verlebte. Da schwand jeder störende Eindruck, und sie empfand tief, daß sie Joseph's Liebe nicht gegen alle Güter der Erde hätte austauschen mögen.

Frau Friederike war unterdessen in ihrem Element. Henriettens Anwesenheit bot reichlichen Stoff zu geselliger Unterhaltung. Man mußte der Braut zu Liebe das Theater häufiger besuchen und Gäste bei sich empfangen. Bereits hatte die Baronin ein paar Gesellschaften gegeben. Zur Feier von Wilhelm's Ankunft aber sollte ein großartiges Fest stattfinden, bei welchem man seine Verlobung mit Henrietten feierlich bekannt machen wollte. Freilich wußte schon die halbe Stadt darum; aber dies that nichts zur Sache.

Während der Vorbereitungen mußte Natalie unwillkürlich jenes Festes gedenken, an welchem ihre keimende Neigung für Wilhelm geknickt worden war. Wie hatte es sich nun so ganz anders gestaltet, als sie geglaubt! Sie sah nun ruhig und heiter zu, wie er einem andern Mädchen seine Hand reichte, und sie war die Braut

Desjenigen geworden, dem anzugehören sie einst wegen Wilhelm sich geweigert hatte. Des jungen Offiziers Ankunft verzögerte sich indessen bis zum Frühjahr, und das Fest mußte unterbleiben.

Als der Ersehnte endlich kam, war sein Zusammentreffen mit Natalie, eine augenblickliche Verlegenheit abgerechnet, ein unbefangenes, freundliches; er dankte ihr mit warmen Worten, daß sie seinen Bruder glücklich machen wollte.

„Nie hätte ich gedacht, daß seine Zukunft sich so heiter gestalten könnte," sagte er. „Aber nur ein so vorzügliches, von den Schwächen ihres Geschlechtes freies Mädchen konnte sein guter Engel werden. Uebrigens ist er deiner würdig, — es gibt keinen zweiten Joseph!"

*

General Starnau hatte die Familie seines künftigen Schwiegersohnes zu Tisch geladen, und diesmal mußte sich Joseph seinem Bruder zu Liebe entschließen, dem Diner beizuwohnen, so unangenehm ihm auch der Gedanke war, in einem fremden Hause zu erscheinen.

Wilhelm begleitete den Wagen zu Pferde, und schneller, als Natalie gedacht, hielt die freiherrliche Equipage vor einem stattlichen Hause der Vorstadt, das der General gemiethet hatte.

Der Baron und seine Gemahlin stiegen aus. Natalie folgte, von dem Gedanken gequält, daß man oben auf dem Balcon sehen mußte, wie ihr Verlobter fremder Hülfe bedurfte, um den Wagen zu verlassen. Da der Baron vergaß, seinem Sohne beizustehen, wollte sie ihm

die Hand reichen. Aber Wilhelm, rasch und anmuthig sich vom Pferde schwingend, kam ihr zuvor und bot dem Bruder seinen stützenden Arm. Die gewandte Erscheinung des jungen Offiziers trat in diesem Augenblick in das hellste Licht und bildete gegen die Hülflosigkeit des ältern Bruders einen schmerzlichen Contrast.

Nataliens Stirne verfinsterte sich, und tief erröthend senkte sie die Augen zur Erde. War auch ihre Liebe für Joseph eine innige, so vermochte sie doch nicht ganz sich über das Urtheil der Welt hinwegzusetzen.

Der Empfang von Seite des Generals und seiner Familie war, wenn auch nicht von warmer Herzlichkeit durchweht, doch von tadelloser Artigkeit. Henriette, obschon von Wilhelm förmlich mit Beschlag belegt, unterließ nicht, gegen alle Gäste liebenswürdig und aufmerksam zu sein.

In einem langen Saale, dessen Fenster nach dem Garten gingen, wurde das Diner servirt. Die grünen Zweige rauschten und nickten hinter den blanken Glasscheiben; die Tafel war reich besetzt, die alten Weine ausgezeichnet, das Gespräch lebhaft. Selbst die steife, hochmüthige Generalin erschöpfte ihren geringen Vorrath an Liebenswürdigkeit, und der blasse, magere, hellblonde Adjutant that sein Möglichstes, sie hierin zu unterstützen. Der General gab einige Episoden seiner Jugend zum Besten und schilderte den ersten Feldzug, den er mitgemacht.

Joseph, der neben ihm saß, hörte ihm aufmerksam und anscheinend mit Interesse zu; aber es lag etwas

in seiner Miene, was Natalien befremdete. Fast dünkte es ihr, als bekämpfe er mühsam eine tiefe Aufregung. War ihre Beobachtung richtig, oder täuschte sie sich? Wie gern hätte sie ihn darum befragt und ihn vermocht, ihr zu sagen, was ihn verstimmte. Sollte er errathen haben, was sie empfunden, als sie ihn aussteigen sah?

Dieser Gedanke peinigte sie, und doch mußte sie ihrer Unruhe gebieten.

Nach dem Diner ging die Gesellschaft in den Garten, und nun ergriff Natalie die Gelegenheit, sich zu Joseph zu gesellen. Als sie langsam neben ihm hin schritt, um an seiner Seite zu bleiben, fühlte sie von neuem die Gewalt jenes Contrastes, der sie vorhin so unangenehm berührt hatte.

Henriette Starnau hatte nach einem scherzhaften Streit mit Wilhelm die Flucht ergriffen und war nach der kleinen Freitreppe geeilt, die zum Garten führte. Der junge Offizier war, um ihr den Weg abzuschneiden, die nicht unbedeutende Erhöhung hinabgesprungen und hatte sie im Nu erreicht. Sie blieb stehen, und ihr Blick richtete sich mit freundlichem Vorwurf auf ihn.

„Unbesonnener!“ sagte sie. „Wie leicht war eine Verletzung möglich!“

„Das war Kinderspiel,“ rief er lachend, bot ihr den Arm, schritt rasch an seinem Bruder und Natalie vorbei und verschwand bald mit seiner Braut in den Alleen des Gartens.

Indessen ging Natalie langsam an Joseph's Seite. Ein banges Gefühl ergriff ihr Herz; des Verlobten

Hülflosigkeit erschien ihr in diesem Augenblicke als ein so großes Unglück, daß es selbst den Glanz der Liebesfreude verdüsterte. Sie sah sich um.

Waren nicht eben des Generals Blicke mitleidig auf Joseph und sie gerichtet? Er wandte sich zu Friederike und flüsterte ihr ein paar Worte zu. Gewiß, sie hatten von ihm gesprochen!

Als sie am Ufer des nahen Teiches angelangt waren, nahm Joseph auf einer Gartenbank Platz. Natalie setzte sich an seine Seite.

„Weshalb bleibst du hier, Herz? Du hast dir den Garten noch nicht völlig angesehen. Ich bitte dich, thue es, während ich ausruhe."

„Ein andermal. Jetzt möchte ich bei dir sein . . . und dich fragen," setzte sie zögernd hinzu, „was dir ist. Du scheinst mir traurig."

„Eher könnte ich dies von dir sagen," erwiderte Joseph. „Aber thue mir die Liebe, dich meinetwegen nicht länger aufzuhalten und den Garten anzusehen."

„Du willst mir ausweichen. Aber ich bin nicht ruhig, ehe ich weiß, daß du dich froh und glücklich fühlst. Heute leugnest du nicht einmal, daß du es nicht bist . . . Ach, lasse die Schatten vorüberfliehen, und denke, daß deine Freude mein Glück, dein Leid mein Leid ist." Sie hatte mit einer Aufregung gesprochen, die bei so geringfügigem Anlaß auffallen mußte.

„Liebe Natalie," erwiderte Joseph. „Du weißt, wie schwer ich mich dazu entschloß, hierher zu kommen. Ich wußte, ich würde an manches in meiner Lage

erinnert werden, was zu vergessen mir zu Hause oft gelang. Aber fort mit diesen Gedanken!" setzte er, plötzlich abbrechend, hinzu; „reden wir nicht mehr davon. Nochmals bitte ich dich, Natalie, bleibe nicht bei mir, sondern sieh' dir den Garten an. Ich werde hier auf dich warten."

„Das heißt: ich will nicht mit dir reden und möchte allein sein," rief Natalie halb im Scherz, halb gekränkt. „Nein, widersprich nicht, Joseph: ich weiß, du willst mir Vergnügen machen. Deshalb gehe ich. Doch komme ich bald zurück und dann werde ich sehen, ob du mich wieder wegschickst."

Sie verließ ihn rasch, ehe er antworten konnte, und durchschritt den Garten.

Er blieb auf seinem Platz und versank in Nachdenken. Es mochte nicht erfreulicher Art sein, denn manchmal verdüsterten tiefe Schatten Stirne und Augen. Sein Blick erhob sich endlich von dem stillen Wasser des Teiches und schweifte nach den Garten-Alleen, in welchen Lustwandelnde abwechselnd erschienen und verschwanden. Es war fast wie in jenen Puppenspielen, wo dieselben Figuren in abgemessenen Zwischenräumen von neuem zum Vorschein kommen.

Da hörte er dicht neben sich das Rauschen eines Kleides und, sich umsehend, gewahrte er Natalie.

Sie sah ihn mit dem lachenden Blick an, der ihr so reizend stand; ihre Wangen glühten, sie athmete schwer. In der Hand hielt sie eine wunderschöne Rose.

„Krank bin ich schon deinetwegen geworden, da du mich verschmäht,“ sagte sie fröhlich. „Nun hast du mich auch noch zur Diebin gemacht. Diese Rose ist aus dem Nachbargarten gestohlen. Ich weiß, du liebst diese Blumen, und drüben waren deren viele. Diese hier guckte so verlockend durch das grüne Gitter herein, daß ich nicht umhin konnte, sie für dich zu pflücken.“

Er nahm dankend die Blume. „Der Hehler ist so schlimm als der Stehler,“ sagte er lächelnd. „Aber, Natalie, du hast dir die Finger blutig gestochen.“

Sie lachte und befestigte die Rose in seinem Knopfloch. „Denkst du noch daran, wie ich dir die erste Rose gab? Damals wußte ich noch gar nicht, wie lieb ich dich hatte, und staunte, daß mir ohne dich alles so öde und traurig erschien!“

Wie sahen die Beiden nun wieder so heiter aus! Alle Schatten waren geschwunden. Sie fühlte nichts mehr, als daß sie seine geliebte, seine liebende Braut war, und kümmerte sich nicht darum, ob Andere sie bemitleideten.

Ueberwältigt von dem Hauch inniger Zärtlichkeit, der aus ihren Blicken und Worten sprach, überredete Joseph sich, er müsse sich getäuscht haben; die Verlegenheit, die Verstimmung, die er bemerkt zu haben glaubte, werde nur ein Erzeugniß seiner Einbildungskraft gewesen sein. Natalie war jetzt wieder voll Frohsinn und Freude; sie erzählte ihm mit kindlichem Eifer, was sie gesehen, und schilderte in der drolligsten Weise, wie

sie sich vor dem Gärtner des anstoßenden Gartens gefürchtet.

Als die Andern sich zu ihnen gesellten, war es bald Zeit zum Aufbruch. Zu Hause folgte dann einer jener stillen, traulichen Abende, wie das Brautpaar sie jetzt nicht häufig mehr genoß.

14.

Es gibt ein Spiel, bei dem der Reihe nach aufgeschrieben wird, was aus einem Liebespaar geworden, wo sie hingegangen und was sie zu einander gesprochen. Den Schluß bildet, „was die Welt dazu sagt“, und das ist im Spiel wie im Leben von großer Wichtigkeit. Wie viel geschieht und geschieht nicht, weil man bedenkt, was die Welt sagen wird. Die Gefallsucht der Frauen würde schweigen, die Pläne der Ehrgeizigen unausgeführt bleiben, existirte nicht dieser mächtige Hebel, der das Unglaublichste hervorbringt. Was wäre ein hoher Posten, eine einflußreiche Stellung, Auszeichnung, kostbare Toilette und Berühmtheit jeder Art, wenn die Welt nichts dazu sagen würde? Viele Menschen fragen niemals, was das Herz spricht, sie fragen nur nach der Meinung der Welt. So opfern sie alles, selbst ihr eigenes Glück, einem Götzen auf. Anderseits werden auch viele edele Handlungen ausgeübt, viele Wohlthaten gespendet, viel Böses unterlassen,

weil man auf das Urtheil der Welt Rücksicht nimmt. Ist es nun nicht traurig, daß vielleicht häufiger dieser Beweggrund die Menschen leitet, als das reine Gefühl der Selbstaufopferung, der Liebe zu Gott und zum Guten? Daß es aber doch Herzen gibt, die, ohne sich um die Meinung der Welt zu kümmern, edel und erhaben handeln, ist ein beglückender Gedanke, der uns über viele bittere Erfahrungen zu trösten vermag.

Aber nicht allein die Weltmenschen nehmen auf das Urtheil der Menge zu viel Rücksicht — nein, selbst stille, bescheidene Leute kümmern sich darum, ob auch ihre Welt nur aus einem kleinen Kreise von Nachbaren besteht. Ihnen scheint die Meinung derselben so wichtig, wie einem berühmten Manne das Urtheil seiner Zeitgenossen und der Nachwelt.

*

Es war ein regnerischer Abend. Die Generalin und ihre Töchter waren bei der freiherrlichen Familie zu Besuch gekommen. Natalie bereitete den Thee und zeigte ihre heiterste Laune. Alle waren anwesend bis auf Wilhelm, der jeden Augenblick erwartet wurde.

„Es ist unbegreiflich, daß er noch nicht hier ist,“ sagte die Generalin, einen flüchtigen Blick nach der Uhr werfend. Sie schien bemüht, ihren Aerger zu verbergen. „Er weiß ja doch, daß wir heute Abend kommen wollten.“

„Ich bin selbst darüber erstaunt,“ bemerkte die Baronin; „aber ich denke, das Diner wird noch nicht zu Ende sein.“

„Er ist bei Major Stolpe, nicht wahr?“ fragte die ältere Schwester der Braut.

„Ja, bei dem lustigen Major Stolpe.“

„Reden wir nicht mehr davon,“ sagte Henriettte, ihr Schmollen unter einem Lächeln verbergend. „Früher oder später müssen wir Frauen uns schon gefallen lassen, durch gute Weine oder lustige Gesellschaft in den Hintergrund gedrängt zu werden.“

„Es ist ja noch nicht spät,“ beschwichtigte Joseph. „Mit dem besten Willen ist man oft nicht im Stande, so pünktlich zu sein, als man wünscht.“

„Henriette hat Recht; sprechen wir von etwas Anderm,“ rief Natalie dazwischen. „Was aber nur? Heute regnet es recht stark, — ich bitte, dieses interessante Thema gehörig auszubeuten. Ich habe das Meine bereits gethan.“

„Das will ich auch,“ rief die älteste Tochter der Generalin. Und sie theilte eine komische Begebenheit mit, welche der strömende Regen veranlaßt und die sie heute vom Fenster aus beobachtet hatte.

Es folgte ein anscheinend animirtes Gespräch, dem jedoch alles innere Leben fehlte. In der Generalin Antlitz zeigten sich unheimliche Anzeichen großer Entrüstung. Der unwillige Zug um Henriettens Lippen zeigte sich immer deutlicher. Die Uebrigen waren erstaunt und verlegen. Niemand begriff, was Wilhelm vermocht haben konnte, so ungewöhnlich lange auszubleiben, da er doch wußte, daß seine Braut kommen würde.

Es schlug halb neun, als er endlich erschien. Die Generalin warf ihm einen finstern, fast drohenden Blick zu, der ihm ein böses Vorzeichen für kommende Tage hätte sein können. Henriette sah kaum auf und grüßte steif.

Der Baron aber rief ihm entgegen: „Sage mir nur, Wilhelm, was du so lange draußen getrieben? Es ist ja eine Ewigkeit, daß wir dich erwarten."

Der Schuldige schien aber die Entrüstung der künftigen Schwiegermutter so wenig zu beachten als das Zürnen der Braut; auch beantwortete er des Vaters Frage nicht mit der Zerknirschung, welche ein so großes Vergehen erfordert hätte.

„Es thut mir leid; ich wurde aufgehalten," sagte er kurz und nahm an Henriettens Seite Platz.

Seine Züge verriethen ungewöhnliche Aufregung. Er wich jeder Frage aus, als man wissen wollte, ob er sich gut unterhalten, und versank in Schweigen. Die Generalin sah zu ihrem Verdruß, daß weder ihre beleidigte Miene, noch Henriettens Schmollen den geringsten Eindruck auf den jungen Offizier machte.

Aber als sie und ihre Töchter am Schlusse des Abends Abschied nahmen und die Braut sich mit einem kühlen „Gute Nacht" empfehlen wollte, faßte Wilhelm zärtlich ihre Hand und drückte sie an seine Lippen, während seine Augen feucht wurden. „Gute Nacht, liebe, theuere Henriette," sagte er. „Auf fröhliches Wiedersehen!"

Sie bemerkte seinen Blick nicht; aber der zärtliche Ton, in welchem er zu ihr sprach, versöhnte sie. Freundlich grüßend verließ sie ihn.

„Sage mir nur, was vorgefallen ist?“ rief Gyllborn, als er mit seinem jüngern Sohn allein war. „Es hat sich etwas Unangenehmes ereignet, das ist offenbar.“

„Ich kann und will es nicht verbergen,“ entgegnete Wilhelm. „Ich bin durch eigene Schuld in eine Verdrießlichkeit gerathen und habe Rittmeister Lettow zum Duell gefordert. Morgen mit dem Frühesten werden wir uns schlagen.“

„Das hast du gethan?“ rief der Baron betroffen. „Dachtest du denn nicht an uns, an deine Braut?“

„An nichts dachte ich,“ rief der junge Offizier heftig; „blinder Zorn leitete mich, nachdem meine Geschwätzigkeit das Unheil angestiftet. Wir waren bei Tisch recht lustig und sprachen nur zu viel den köstlichen Weinen zu. Unglücklicher Weise kam die Rede auf weibliche Schönheit. Major Stolpe drückte seine Bewunderung über Nataliens reizende Erscheinung aus und äußerte, er habe früher geglaubt, sie sei meine Braut. Die andern Offiziere stimmten in das Lob ihrer Schönheit ein. Da — ich war vom Wein erhitzt — da vergaß ich der Klugheit und, stolz darauf, daß mein Bruder von diesem bewunderten Mädchen geliebt wird, konnte ich mir die Freude nicht versagen, den Anwesenden mitzutheilen, Natalie sei Joseph's Braut. Sogleich ward meine Unbesonnenheit bestraft.

Rittmeister Lettow, der wegen seines geringen Glückes bei Damen von seinen Kameraden vielfach geneckt wird, begnügte sich nicht, gleich den Andern seine Ueberraschung zu äußern; wahrscheinlich kochte noch der Aerger über den Spott in ihm. »Was wunderst du dich, Helding?« sagte er zu einem der Offiziere, welcher sein Staunen über diese Verbindung ausgesprochen hatte, »daran ist nichts Merkwürdiges. Der Reiche kann unter den schönsten Mädchen wählen, selbst wenn er ein Krüppel ist.« Diese empörende Rede, die nicht allein dem Bruder gegenüber roh und unpassend war, sondern auch Natalie erniedrigte, machte mein Blut im heftigsten Zorn aufwallen. »Nur ein Mann von gemeiner Gesinnung kann die edele Handlungsweise dieses Mädchens in den Staub herabziehen,« rief ich; »ich werde aber diese giftige Verleumdung nicht dulden.« Der Rittmeister sprang entrüstet empor. »Wie kannst du dir eine solche Sprache erlauben!« rief er wüthend aus. »Entschuldige dich augenblicklich, oder . . .« »Oder wir werden uns schlagen,« ergänzte ich seine Rede. »Ich will dich lehren, ein edeles Mädchen zu verunglimpfen.« Die Kameraden suchten den Streit beizulegen; aber Lettow und ich konnten und wollten nichts davon hören. So trennten wir uns, nachdem Jeder einen Secundanten gewählt hatte und die Stunde des Duells festgesetzt worden war. Ich war aber zu aufgeregt, um sogleich nach Hause zu gehen, und strich planlos durch die einsamsten Straßen, bis ich Fassung genug gewonnen hatte, um

vor euch zu erscheinen. Je ruhiger ich alles überlegte, desto schwerer fiel mir die eigene Thorheit auf's Herz. Ich hatte, stolz auf meines Bruders Glück, verrathen, was ich hätte geheim halten sollen, und dadurch waren jene empörenden Reden herbeigeführt worden. So stehe ich nun durch eigene Schuld vielleicht am Vorabend einer traurigen Katastrophe. Dies Gefühl drückte mich nieder, und erst jetzt, da ich die Last meines Geheimnisses mit dir getheilt, athme ich freier."

Aber ein Blick auf das kummervolle, blasse Antlitz des Vaters weckte die Reue über seine Unbesonnenheit auf's neue.

„Gott schütze dich, mein Sohn!" sagte Gyllborn, ihn mit Innigkeit umarmend. Der Vater war, gleichwie sein Sohn, in das bezüglich des Duells in fast allen Armeen herrschende traurige Vorurtheil so tief verrannt, daß er keinen Augenblick daran dachte, wie ein solch' frevelhaftes Hinwerfen des eigenen Lebens, verbunden mit der Gefahr, ein anderes Leben zu vernichten, durch göttliches und menschliches Gesetz verboten ist. Er verließ den Sohn, den er vielleicht nicht lebend wiedersehen sollte, um sich zur Ruhe zu begeben. Aber kein Schlaf kam in seine Augen.

*

Früh am Morgen fuhr Wilhelm Gyllborn nach dem bezeichneten Orte. Sein Secundant begleitete ihn. Noch war Niemand auf dem Kampfplatze.

Schweigend gingen sie auf und nieder. Es schien Wilhelm, als hätte nie noch das Zwitschern der Vögel in den Baumwipfeln so süß und fröhlich geklungen wie heute, als hätte die Sonne nie so golden, so leuchtend durch das saftige Grün gefunkelt, als wäre der Thau nie so blitzend, das Dunkel des Baumschattens nie so lauschig und kühl gewesen, wie eben jetzt. Der nahe Strom rauschte, und es war dem jungen Manne, als flüstere er ihm ein letztes Lebewohl zu. Dann machte er sich aber doch Vorwürfe über das Verbrecherische seines Vorhabens. Leider war seine christliche Ueberzeugung nicht tief genug, ihn zur Umkehr von dem einmal betretenen Wege zu veranlassen.

„Es ist schon spät," sagte endlich der Secundant. „Was treibt Lettow nur, daß er die Stunde nicht einhält?"

„Kommt er da nicht?" rief der Baron. „Dort glänzt eine Uniform . . . Donnerwetter! Es ist der Major! Was will der hier . . . was hat das zu bedeuten?"

„Sie hier, Herr Oberstwachtmeister?" rief der Secundant. „Wo bleibt Lettow?"

Ein Lächeln zuckte um Herrn von Stolpe's Lippen. „Sie könnten den ganzen Tag hier warten, Gyllborn," rief er, „und doch würde ihr Gegner nicht kommen."

„Wie so? Lettow wird doch nicht. . . ."

„Er ist in Arrest," fuhr der Major ruhig fort, „und da man in solcher Lage gezwungen ist, das Haus

zu hüten, kann man es ihm nicht übel deuten, daß er Sie vergeblich warten läßt."

„Wer hat dies veranlaßt?" rief Gyllborn aufbrausend. „Mein Vater wird doch hoffentlich nicht so wahnsinnig gewesen sein . . . . "

„Sachte, sachte, junger Freund! Sie machen mir, ohne es zu wollen, ein ganz artiges Compliment. Gerade herausgesagt — ich habe es gethan; ich mochte nicht ruhig zusehen, wie zwei der bravsten Offiziere der Armee sich todtschießen. Ich habe Lettow's Obersten die ganze Geschichte mitgetheilt. Er sandte den Herrn Rittmeister in Arrest, wo er sich ein paar Tage unterhalten kann, bis er abziehen muß. Mit dem Duell ist es also aus. Gehen Sie nun ruhig nach Hause und sorgen Sie, daß die Geschichte nicht ruchbar wird, Sie könnten sonst auch Verdruß haben und das Loos ihres Gegners theilen müssen."

Gyllborn's Vorwürfe machten dem lustigen Major nur Spaß, statt ihn zu ärgern, und dem jungen Offizier blieb endlich nichts übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen. Mißmuthig stieg er in den Wagen und kehrte nach Hause zurück. Seines Vaters Freude war groß. Er segnete im Herzen den Einfall des Majors und ließ es sich nicht einmal verdrießen, als der Sohn im Laufe des Tages wirklich das Schicksal seines Gegners theilen mußte und in Arrest geschickt wurde.

So war der Blitz vorbeigefahren, ohne vernichtend getroffen zu haben; dennoch sollte er Spuren hinterlassen.

Unter den Offizieren, welche bei dem Diner zugegen gewesen, hatte das beabsichtigte Duell Sensation gemacht. Einer von ihnen, ein junger Lieutenant, dessen Anhänglichkeit an Wilhelm nur von seiner Taktlosigkeit übertroffen ward, war in der Aufregung seines Gemüthes am andern Morgen zu Baron Gyllborn geeilt. In Joseph's und Nataliens Gegenwart entschlüpfte ihm nicht nur die Andeutung, daß ein Duell hätte stattfinden sollen, sondern auch eine Bemerkung über die Ursache desselben, so daß, nachdem er sich entfernt hatte, dem Baron nichts übrig blieb, als dem ältern Sohne und dessen Braut, wenn auch in schonenden Ausdrücken, das Vorgefallene zu erzählen.

Der Eindruck war offenbar ein tiefer. Nataliens Thränen brachen hervor. Der Vater, dem jede Art von Scene zuwider war, verließ rasch das Zimmer. Joseph blieb also mit seiner Braut allein.

Sie weinte bitterlich, ohne selbst genau zu wissen, weshalb. War es die große Gefahr, in der Wilhelm ihretwegen geschwebt, die neue Bestätigung, in welcher Weise die Welt ihre Verbindung mit Joseph beurtheilte, der niedrige Verdacht, den man auf sie geworfen, oder der Gedanke, daß ihr und ihres Bräutigams Namen auf so verletzende Art in diesem Kreise von jungen Offizieren genannt worden — sie wußte es nicht. Was mußte jedoch Joseph empfinden, dachte sie, als sie ihre Thränen zurückdrängte und sich zu ihm wandte.

Er hatte das Haupt auf die Hand gestützt und sah nicht empor.

„Joseph," sagte sie, „kümmern wir uns nicht um die häßlichen Reden jener Menschen. Wir bedürfen ihrer nicht, um glücklich zu sein."

Rasch richtete er sich auf und sah sie an. Noch schwammen ihre Augen in Thränen, noch zitterten ihre Lippen vom zurückgedrängten Weinen.

„Nicht kümmern!" rief er in bitterm, schmerzlichem Tone. „Kann ich das, wenn ich sehe, wohin es führt? O, ich hätte nie vergessen sollen, daß ich nicht glücklich machen und es deshalb auch nicht werden kann!"

„Das sagst du mir!" Natalie sah ihm vorwurfsvoll in die Augen. „Zweifelst du immer noch an meiner Liebe?"

Sein Blick ruhte auf ihrem thränenfeuchten Antlitz, das die Spuren peinlicher Aufregung verrieth, und schmerzlich zuckte es um seine Lippen.

„Täusche dich nicht, Natalie," sagte er leise, doch in einem Tone, in dem zurückgehaltene Leidenschaft zitterte. „Du gehst an meiner Seite keinem Glück entgegen. Prüfe dich nochmals und erspare mir das schreckliche Gefühl, einst zu erfahren, daß du zu spät bereut hast. Alles . . . alles könnte ich eher ertragen als dies!"

„O, Joseph!" rief Natalie, die Hände ringend, „kannst du denn meine Thränen so mißverstehen? Wenn ich kindisch genug war, mich über die Reden jenes Offiziers zu betrüben, so solltest du doch wissen, daß dieser vorübergehende Schmerz nicht mit dem Glück

in Vergleich kommen kann, das ich durch dich kennen gelernt."

Er faßte ihre Hand und sah ihr ernst und zärtlich in die Augen. „Deine Worte üben eine nur zu große Macht über mich aus. Doch hätten wir uns nie mehr sein sollen als treue Geschwister. ... Falls du bereuen würdest, Natalie, und sei es erst am Vorabend der Vermählung, sei es im letzten Augenblick, versprich mir, es offen zu bekennen ... Nicht wahr, du willst es?"

„Es ist kränkend, daß du meine Liebe für so schwach, mich für so wankelmüthig hältst," antwortete sie bewegt. „Und du könntest mich so leicht aufgeben?"

„Leicht? O Natalie, was wäre mir das Leben ohne dich? Und doch könnte ich es eher ertragen, als dich durch mich unglücklich zu sehen. Dann — ich weiß, ich fühle es — würde ich bitter und ungerecht gegen dich, würden wir Beide elend sein. Darum, wenn dein Sinn sich ändert, sprich es offen aus."

„Ich liebe dich zu sehr, um je meinen Sinn zu ändern. Das aber sehe ich voraus, daß du nie aufhören wirst, an mir zu zweifeln."

Ihr trauriger Ton schnitt ihm in's Herz. „Nun habe ich dich noch mehr betrübt," sagte er, ihre Hand an seine Lippen drückend und sie mit einem Blick betrachtend, aus dem die ganze Gewalt seiner Liebe sprach. „Wärest du nicht so gut, du müßtest mich undankbar schelten, und doch, glaube mir, bin ich es nicht."

„Wenn deine Augen mich so ansehen, Joseph, dann mögen deine Lippen immerhin gegen mich fehlen. Was

sie auch sprechen, ich weiß doch, daß dein Herz mein Herz ist."

Seit diesem Gespräche erwähnten weder Joseph noch Natalie mehr der Ursache des Duells. Aber als Wilhelm nach überstandener Haft wieder nach Hause kam, empfingen sie ihn mit großer Innigkeit. Daß er sein Leben, wenn auch in sträflicher Weise, auf's Spiel gesetzt, um Natalie vor der Verleumdung des Rittmeisters zu schützen, machte seine übel angebrachte Geschwätzigkeit vergessen. Auch die Generalin und Henriette waren bald völlig versöhnt. Dennoch waren ein paar Körnchen unheilvollen Samens auf fruchtbaren Boden gefallen. Was Natalie gehört, hatte einen nur zu großen Einfluß auf sie ausgeübt. Darum kehrte, so groß auch ihre Liebe zu Joseph war, manch Mal der fatale Gedanke, daß die Welt theils sie tadelte, theils sie bedauerte, mit Macht zurück. Sie beklagte ihre eigene Schwäche, aber sie vermochte sich nicht aus dem Sinne zu schlagen, was die Welt sagte.

15.

Der Frühling war mit Macht gekommen. So sehr das Erwachen der Natur Nataliens Herz erfreute, brachte es doch auch manches Bittere mit sich.

Der Arzt hatte einen längern Aufenthalt in reiner, frischer Landluft zu ihrer völligen Erholung unumgäng-

lich nöthig gefunden und so war beschlossen worden, die liebevolle Einladung der Majorin anzunehmen und das Mädchen in Betty's Begleitung nach Klein-Enzing zu senden. Das traute Dörfchen wiederzusehen, in dem Herrenhause zu wohnen, wo sie früher so heitere Tage verlebt, wäre ihr eine angenehme Aussicht gewesen, hätte sie nicht von Joseph, der eine neue Cur versuchen sollte, sich trennen müssen. Dies fiel ihr um so schwerer, als sie die Anwandlungen melancholischer Stimmung, die sich häufig ihrer bemächtigten, nur in seiner Nähe zu bannen vermochte.

War sie allein, so drängte sich der Gedanke ihr lebhaft auf, wie glücklich sie sein würde, wenn der schwere Unfall ihn nicht getroffen, wenn er der flinke, lebensfrohe Offizier geblieben, der er einst gewesen; welch herrlicher Zukunft sie entgegen gehen würden, wenn er eine Stellung gleich Wilhelm einnehmen könnte! „Wie schön muß es sein, ihn, den man liebt, von Stufe zu Stufe steigen, ihn bewundert und beneidet zu sehen und von allen Lippen sein Lob zu hören!“ dachte sie. „Nun ist das für Joseph alles aus, und es kann nicht anders werden!“

Sie hing ähnlichen Gedanken so lange nach, bis sie über der Trauer, daß jene Freuden ihr versagt waren, des Glückes vergaß, welches Gott ihr beschieden, und sich einer Unzufriedenheit hingab, die sie zwar tadelte und beklagte, ohne sie jedoch überwinden zu können. Joseph's Gegenwart, die fast jedes Mal ein sicheres Mittel gegen diese krankhafte Stimmung ge-

wesen, sollte ihr nun entzogen und sie viele Wochen hindurch von ihm getrennt werden. Ja, wenn sie hätte hoffen können, daß die Badecur ihn herstellen würde! Aber so hoffnungsfroh sie früher gewesen, so wenig wagte sie jetzt, sich solchen Erwartungen hinzugeben.

Der Abschiedsabend kam. Wie immer, ward der Thee im blauen Salon eingenommen. Draußen vor dem Thore hielt schon der Wagen, der Joseph seinem neuen Aufenthalt zuführen sollte. Natalie war so traurig, so tief erregt, daß der junge Mann sie zärtlich in die Arme schloß und freundlich tröstend ihr zusprach.

„Ach, es wird so lange, so lange, bis ich dich wiedersehen werde!" sagte sie, indem Thränen aus ihren Augen strömten. „Der Gedanke betrübt mich mehr als ich sagen kann. Der Sommer wird vergehen, bis wir uns wiederfinden. Ach, wäre er nur schon vorbei!"

„Nein, so lange soll es nicht dauern. Ich komme dich in Klein-Enzing besuchen, das verspreche ich dir."

„O, thue das!" rief sie lebhaft aus. „Aber ganz gewiß . . . nicht wahr?"

„Gewiß! Lebe wohl!"

„Ach, könnte ich ihn wieder ohne Krücken sehen!" dachte sie, als er geschieden war. „Dann wäre das Leben erst schön!"

*

In Klein-Enzing wurden Betty und Natalie von der Majorin mit so großer Herzlichkeit empfangen, daß sie bald wieder sich ganz heimisch dort fühlten. Daß

ihr Verhältniß zu Joseph zur Sprache kommen mußte, fürchtete Natalie jedoch sehr; denn war die Tante auch gut und freundlich, so besaß sie doch wenig Zartgefühl und war gewohnt, ihre Meinung ohne Umschweife zu sagen.

„Kind," sprach sie, nachdem sie sich von ihrem Staunen erholt hatte, „den jüngsten Tag hätte ich eher erwartet, als daß du Joseph's Braut würdest. Ich fände es ganz begreiflich, wenn du älter und gesetzter wärest. Aber so ein lustiges, junges Ding ... sage mir, wie bist du nur auf den Gedanken gekommen?"

„Wenn du wüßtest, wie liebenswürdig er ist, würdest du nicht darüber staunen."

Klangen auch der Majorin Reden nicht sehr angenehm, so machten sie doch auf Natalie keinen nachhaltigen Eindruck. Sie wußte, daß das Urtheil dieser Frau, so gut und trefflich sie auch sein mochte, für die Meinung der Welt nicht maßgebend sein konnte. Deshalb war auch ihre Empfindlichkeit darüber geringer, und gern vergaß sie das Unzarte in den Aeußerungen über der Gutmüthigkeit, mit der die Majorin die Hoffnung aussprach, Natalie werde mit Joseph recht glücklich sein.

Die ersten Wochen des Aufenthalts im Herrenhause verflossen einförmig, wie vor Jahren; nur war Natalie nicht mehr im Stande, so viel Interesse an unbedeutenden Erlebnissen zu nehmen als damals. Von Joseph trafen häufig Briefe ein. Auch diese Badecur schien leider keinen bessern Erfolg zu haben als die frühern, und obwohl Natalie nichts Anderes erwartet hatte,

betrübte es sie doch, daß keine günstige Veränderung eintreten wollte.

Mit geheimem Bedauern bemerkte Tante Betty, daß Nataliens Stimmung nicht so unbefangen und heiter war, als zur Zeit ihres ersten Aufenthalts in Klein-Enzing.

Unerwartet traf Ronhart bei seiner Schwester ein. Er begrüßte Natalie mit herzlicher Freude. „Nun wollen wir recht heiter sein," sagte er, „und die schönen Tage sollen sich erneuern, die wir hier mit einander verlebten. Ja, sie werden nur noch genußvoller sein; denn ich bin glücklicher als damals, und Natalie, der Kindheit völlig entwachsen, wird an allem, was schön und wissenswerth ist, größern Antheil nehmen."

Ronhart's Ankunft hatte den Gedanken des Mädchens eine andere Richtung gegeben; sie freute sich, wieder seines bildenden Umganges zu genießen. Nur Eines galt es noch zu überwinden: mit ihm von Joseph zu sprechen. Mißbilligung von seiner Seite würde sie sehr gekränkt haben; sie hatte von Ronhart's Verstand, Weltkenntniß und richtigem Urtheil eine besonders hohe Meinung.

An einem heißen Nachmittage ging sie hinab in den kleinen Garten und dachte nach, was wohl Onkel Ronhart zu ihrer Verbindung sagen würde. Unterdessen theilte die Majorin dem Bruder die Neuigkeit mit.

„Und die Mutter ist so wahnsinnig, das zuzugeben!" rief er heftig. „Dies schöne, liebe, reichbegabte Geschöpf soll einem blinden Wahne zum Opfer fallen,

in einen Abgrund taumeln und erst erwachen, wenn es zu spät ist?"

Bestürzt über Ronhart's Aufregung, äußerte die Majorin, daß sie, obgleich selbst nicht einverstanden, doch keine große Gefahr für des Mädchens Glück darin entdecken könnte.

„Keine Gefahr!" rief er spöttisch. „Ihre ganze Zukunft ist vernichtet, wenn sie an der Seite eines lahmen, menschenscheuen Gatten hinschmachten muß! Es sollte mich wundern, wenn nicht Eifersucht, Mißtrauen und übele Laune der Dank für diese beispiellose Aufopferung sein würden. Ich weiß, wie es in ähnlichen Fällen geht, und wie bitter solch' romantische Verblendung sich zu strafen pflegt." Er schwieg und ging mit großen Schritten auf und nieder, wie er zu thun pflegte, wenn er sehr aufgebracht war.

„Das wäre freilich entsetzlich," sagte die Majorin, über ihres Bruders Heftigkeit erschrocken, und verstimmt durch das düstere Bild, das er vor ihren Augen entrollt hatte.

*

Gegen Abend ging Betty in den Garten. Dort traf sie Natalie in Thränen.

„Mein Gott, was ist vorgefallen?" fragte sie betroffen. „Hast du böse Nachricht von Joseph oder von Hause erhalten?"

„Keineswegs. . . . Laß uns ein wenig auf und nieder gehen; ich will dir sagen, was mich betrübt."

Sie bot der Tante den Arm, und langsam schritten die Beiden durch den Garten.

„Ronhart war so eben bei mir, wir sprachen von Joseph . . . doch, Tante, erspare mir die Wiederholung aller seiner Worte, ich bitte dich. Er malte meine Zukunft in einer Weise aus, die mich zittern macht: so traurig, so freudlos, so entsetzlich! Mit Gewißheit sagte er voraus, unsere Liebe würde . . . müsse erkalten; dann erst würde das Unpassende dieser Verbindung schroff hervortreten, und wir Beide würden elend sein; die erstorbenen Gefühle könnten mich nicht dafür entschädigen, was ich an Freuden geopfert. . . . Weshalb soll ich alles wiederholen, was er gesagt. Ich brächte es schwer über meine Lippen, — es hat mich zu tief geschmerzt!“ Sie waren um die kleine Wiese gewandelt und kamen am Gartenhause vorbei.

„Ich begreife Ronhart nicht!“ Der Tante sonst matte Augen leuchteten in ungewöhnlicher Aufregung. „In der That, ich begreife nicht, wie er so sprechen, wie er es verantworten kann, so störend auf dein Verhältniß zu Joseph einzuwirken.“

„Er meint es gut, und eben deshalb und weil er so überaus verständig und erfahren ist, übt sein Urtheil so großen Einfluß auf mich aus . . . ja es macht mich ganz irre.“

„Um des Himmels willen, Natalie!“ rief Betty, heftig erschrocken. „Du wirst doch nicht in der Treue wankend werden?“

„Nie, nie!" sagte das junge Mädchen bewegt. „Ich liebe ihn ja, trotz allem, was die Menschen thun, um seinen Werth in meinen Augen herabzusetzen . . . Und doch . . ." Sie blieb stehen und sah einen Augenblick ernst in der Tante kummervolles Gesicht. „Nein, sei unbesorgt Tante," fuhr sie fest fort; „ich werde nie mit Willen etwas thun, Joseph zu betrüben. Aber es ist hart, daß ein so schweres Leid über ihn, über mich gekommen ist. Wie wäre sonst die Zukunft schön . . . so aber . . ." Sie stockte und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Was ich sehe und höre, betrübt mich tief," nahm die Tante das Wort. „Du erreichtest deinen Wunsch, du bist Joseph's Braut und doch nicht glücklich! Mein Gott, Natalie . . . ich fürchte, du bereuest . . ."

„Verachte mich deshalb nicht," war die mit zitternder Stimme gegebene Antwort. Natalie drückte das Tuch vor die Augen, ihre hervorströmenden Thränen zu bergen.

Betty erblaßte, ein tiefer Seufzer hob ihre Brust. Stumm schritten sie jetzt dem Eingange des Gärtchens zu.

Die Tante stand plötzlich still. „Hörst du nicht ein Geräusch? Es war, als käme es vom Gartenhause . . . Wenn Jemand uns zugehört hätte!"

„Das wäre entsetzlich!" rief Natalie; „aber es kann nicht sein. Rouhart ist fortgegangen, Tante Betty oben im Zimmer."

„Ich werde mich getäuscht haben, . . . Gewiß, ich begreife dich nicht," fuhr Betty bekümmert fort, „und

will hoffen, daß nur eine vorübergehende Aufregung aus dir sprach."

Die Stimme der Majorin ertönte vom Hause her; sie rief Betty zu sich. Natalie blieb allein im Garten.

Es war kühl geworden. Die Sonne war untergegangen und nur das blutrothe Gewölk im Westen verbreitete seltsamen Schimmer. Natalie blieb beim Gartenhause stehen und blickte durch das Fenster.

Das Zimmer war in Halbdunkel gehüllt und leer. Steif und starr saß das häßliche Mannequin mit rothem Tuch drapirt in dem Lehnstuhl. Nicht weit von ihm war Ronhart's neuestes Gemälde aufgestellt: eine Wüste, in der kein Baum grünte, kein Quell schimmerte. Ein Sterbender lag neben seinem gestürzten Pferde im Sande. Mit brennender Sehnsucht hefteten sich seine Augen nach der Luftspiegelung im Hintergrunde. Seine verschmachtenden Lippen öffneten sich wie zu einem Hülferuf, er streckte die Arme aus nach den lockenden Bildern, welche die Fata Morgana vor seine brechenden Augen zauberte.

Ein trostloses Gefühl überkam Natalie, ihr scheuer Blick fiel zurück auf das Mannequin. Eben goß der Widerschein des Abendrothes täuschendes Leben auf sein starres Antlitz. Im zitternden Lichte schien es dem Mädchen, als bewegten sich die fleischlosen Lippen. Natalie stürzte nach dem Hause und eilte auf ihr Zimmer.

Dort angelangt, versank sie in tiefes Nachdenken. Sie machte sich Vorwürfe über ihre Schwäche, sie er=

schien sich ihrem Bräutigam gegenüber schuldbeladen. Sie holte die Briefe, die sie von ihm erhalten, hervor und las sie von neuem. Ihre Augen wurden feucht, sie drückte die Blätter an ihre Lippen. Sie las, bis die Schatten des Abends die Buchstaben vor ihren Augen verschwimmen ließen. Durch das Fenster blickte, von trübem Dunstkreis umgeben, der Vollmond herein und warf bleiches Licht in das dunkelnde Zimmer.

Eine tiefe Sehnsucht nach Joseph ergriff sie plötzlich, — in seiner Nähe hoffte sie von ihrem Leid zu gesunden. Wann wird er kommen? Ehe der Mond wieder voll wird, ganz gewiß!

*

Er war gekommen, froh bewegt durch die Erwartung des Wiedersehens. Natalie zu überraschen, hatte er den Wagen abseits halten lassen und war durch die kleine Pforte in den Garten getreten. Er gedachte jenes Abends an seinem Geburtstage, wo Natalie ihm Haus und Garten beschrieben hatte, und mit überwältigender Macht bewegten Liebe und Dankbarkeit sein Herz. Natalie im Garten zu überraschen, welche Freude!

Jetzt hörte er ihre Stimme und blickte durch das Gebüsch. Sie war nicht allein, eine weibliche Gestalt zeigte sich an ihrer Seite; aber die dichten Zweige hinderten ihn, mehr zu unterscheiden. Jetzt erkannte er deutlich Tante Betty's Stimme.

„Du bist Joseph's Braut und doch nicht glücklich!“ hörte er sie sagen. „Mein Gott, Natalie! ich fürchte, du bereuest!“

Vernichtend klangen diese Worte an sein Ohr. — Durch die Zweige sah er, wie Natalie schluchzend das Tuch vor die Augen preßte.

Ein paar Secunden stand der Arme wie erstarrt. Es war ihm, als müsse sein Herz brechen im Schmerz der bittersten Enttäuschung.

Aber schnell ermannte er sich, drückte das Schloß des Pförtchens auf und wankte in's Freie. Wie er seinen Wagen erreicht, er wußte es nicht — fort, fort, sobald als möglich, drängte sein ungestümer Wunsch. Aber die Pferde waren ausgespannt, der Kutscher saß zechend in der Wirthsstube.

Während wieder angeschirrt wurde, lehnte Joseph unter dem alten Nußbaum im Hofe und starrte vor sich hin. Hier war er vor einer halben Stunde voll der froheſten Erwartung ausgestiegen — jetzt war er fest entschlossen, das Band auf immer zu zerreißen, das ihn so hoch beglückt.

„Mitleid, alles nur Mitleid!" dachte er mit tiefer Bitterkeit. „Nein, lieber sterben, als . . ." Ein trauriges Lächeln zuckte um seine Lippen, als er sich dieses Gedankens bewußt wurde. Hatte denn der Tod etwas Abschreckendes für ihn, war ihm nicht das Leben nur mehr eine Last?

Die Pferde waren endlich angespannt, der Kutscher kam taumelnd aus der Wirthsstube und stieg, erstaunt über die schnelle Rückkehr seines Passagiers, auf den Bock. In wenigen Minuten lag Klein-Enzing hinter ihnen. Es begann recht dämmerig zu werden. Die

Gegenstände wurden dem Auge undeutlich und schienen in einander zu fließen. Der trunkene Kutscher verfehlte den Weg, Joseph achtete nicht darauf. Er gedachte seines Geburtstages, wo er so froh gewesen, der schönen Zeit auf der glücklichen Insel, der lieben, schelmischen blauen Augen, die ihn in's Verderben gelockt. „O Gott, mein Gott!" rief es in ihm, „hilf es mir ertragen!"

Bitterer, wilder Schmerz erfüllte seine Brust, feuchte Schleier trübten seinen Blick. Er sah nichts, als die Bilder der Vergangenheit, er hörte nichts, als das Grabgeläute seines Glückes.

Plötzlich prallten die Pferde zurück, vor einem Baumstamm scheuend, — im nächsten Augenblick rasten sie in wilder Eile fort. Aus der Traumwelt jäh erwachend, blickte Joseph aus dem Wagen in die öde Gegend. In der tiefen Dämmerung war es jedoch kaum möglich, die Umgebung zu unterscheiden.

„Wo fährst du hin?" rief der Baron dem Kutscher zu. „Wo sind wir?"

„Nahe bei einem Dorfe. Dort scheint schon Licht herüber."

Aber das war kein gastlicher Schein — ein tanzendes Irrlicht hatte des Trunkenen Augen getäuscht.

„Halte die Rosse auf, Mensch! . . . Du fährst in's Moor!"

Verwirrt und seiner Sinne nicht mächtig, trieb der Kutscher die Pferde an — wilder und wilder brausten sie dahin. Die Zügel entglitten ihm, heftig prallte der

Wagen gegen die Weidenstämme und jeder Stoß machte die Pferde noch toller.

Da weckte die drohende Gefahr den Trunkenen aus seinem Taumel — er schrie und jammerte. Nachdem er sich vergebens bemüht, die Zügel wieder zu erhaschen, sprang er vom Kutschbock herab. Aber er schlug dabei gegen einen Stamm und blieb betäubt liegen.

Joseph lehnte sich aus dem Wagen — er sah, wie die Pferde dem Moor zu jagten. Das bleiche Licht, das zitternd vor ihnen hertanzte, führte sie in die Tiefe. Sein gelähmter Fuß machte es ihm unmöglich, aus dem Wagen zu springen; erfolglos waren seine Versuche, sich der Zügel zu bemächtigen. Fort und fort ging es in rasendem Lauf — — jetzt versanken die Pferde im Moor, sie rissen den Wagen nach sich — vergeblich kämpfte der Unglückliche, festen Boden zu gewinnen — es zog ihn hinab.

Ueber ihm schloß sich das trübe Wasser. Ein bleiches Flämmchen zitterte über dem Moorgrund. —

Andern Tages ging die Trauerkunde von Mund zu Mund, Prinzessin Irrlicht habe ein neues Opfer in die Tiefe gelockt.

*

Ziehen wir einen Schleier über die nächstfolgende Zeit. Nataliens Schmerz grenzte an Verzweiflung, als sie Joseph's Ende erfuhr. Die Aussagen des Kutschers ließen keinen Zweifel an seinem Schicksal,

und die entsetzliche Ahnung des wahren Zusammenhanges stellte sich ihrem erschütterten Geiste dar.

Monate lang war sie in einem Zustande, der an Geistesverwirrung grenzte. Endlich trat eine Besserung ein und Natalie zeigte sich wieder für Tante Betty's zärtliche Sorgfalt empfänglich. Langsam erholte sie sich. Aber, war ihre Lebenskraft auch nicht gebrochen, ihre Lebenslust war auf immer dahin!

*

Jahre vergingen. Auf ihrer Mutter Wunsch erschien Natalie auf's neue in jenen Kreisen, in welchen die Baronin sich so wohl fühlte; aber es war ein schweres Opfer, das sie damit brachte. Die Welt, welche einst nur zu große Macht auf sie ausgeübt, ekelte sie jetzt an.

Bestimmt weigerte sie sich jedoch, Friederikens Wunsch zu erfüllen und sich zu vermählen. Auch Ronhart warb um ihre Hand und wurde gleich andern Freiern abgewiesen. Sie blieb dem todten Geliebten treu. Hatte sie auch, so lange er gelebt, das Glück seiner Liebe nicht in vollem Maße zu schätzen gewußt — nun sie von ihm geschieden, empfand sie mit bitterm Schmerz, daß sie mit ihm alles verloren. Was die Welt ihr bieten konnte, war nicht mehr im Stande, sie zu erfreuen. Nur in den Verheißungen der Religion, in dem erhebenden Gedanken an die Milde des ewigen Vaters, in der Erwartung eines schönern Lebens fand sie Trost.

Sie wurde sehr alt, überlebte Friederike und Betty um viele Jahre.

Wilhelm's Enkel, die manchmal mit den Eltern sie besuchten, fühlten eine mit Scheu gemischte Ehrfurcht vor der alten Tante, deren kleine, hagere Gestalt und blasse, verfallene Züge nicht ahnen ließen, wie reizend sie einst gewesen. Nur die großen blauen Augen hatten ihren Zauber nicht verloren. Blickten sie auch nicht mehr schelmisch und froh, so strahlten sie doch in ernster Milde, — besonders sanft und traurig aber, wenn sie auf Jemanden ruhten, der sie an Joseph's Unglück mahnte. Sie spendete viele Wohlthaten, die reichsten aber an lahme Kinder.

Sie beweinte Joseph bis zu ihrem letzten Athemzuge.

Wie das Irrlicht den Reisenden vom richtigen Weg ablockt, hatte falscher Schein sie geblendet; sie war ihm gefolgt, bis Liebe und Glück für sie auf immer untergegangen.

Im Verlage des Unterzeichneten erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Kind seines Herzens.

Roman von M. Herbert.

Hochelegant broch. mit Farbentitel M. 3,—. In Salonband M. 4,25.

Stimmen der Kritik.

„Die Entwickelung des Romans ist spannend von einem Ende bis zum andern. Die unter höchst eigenthümlichen Umständen erfolgende Adoption eines Kindes durch den menschenfeindlichen Grafen Heßlar führt uns gleich mitten in die Handlung hinein. Mit eben so viel Kunst als Anschaulichkeit wird uns geschildert, wie der Graf »das Kind seines Herzens« gerade dadurch sich entfremdet, daß er ganz für dasselbe lebt. Mit großem Geschick greifen auch die andern Personen in die Handlung ein, und keine Nebenpartie ist überflüssig. Die Gewandtheit der Sprache und die Correctheit der Form lassen nichts zu wünschen übrig."

(Deutsches Literatur-Blatt, Gotha.)

„Der vorliegende Roman bekundet ein ganz hervorragendes und eigenartiges Talent. Scharfe Beobachtung, ein schlagendes Urtheil und die Macht einer frischen, im guten Sinne pikanten Darstellung sind die Eigenschaften, die den Leser fesseln. Die lebensvolle Handlung, die treffende Charakteristik der, verschiedenen Lebenssphären angehörenden Personen beweisen eine seltene Kraft und Gewalt der Schilderung. Der Verleger hat dem Werke eine sorgfältige reizende Ausstattung gegeben." **(Europa.)**

„Wir hatten schon Gelegenheit, uns mit dem Verfasser dieses Romans bei der Besprechung einiger Bände der »Bachem'schen Novellen-Sammlung" eingehend zu beschäftigen. Sein heute vorliegendes größeres Werk offenbart uns ein ganz eigenartiges Talent, welches sich sowohl in der Erfindung des packenden und die Leser sofort unwillkürlich mit sich fortreißenden Stoffes, als auch in dessen trefflicher Darstellung, sowie in der Charakteristik der vier Hauptpersonen kundgibt. Wir haben es mit keiner jener so oft behandelten landläufigen Liebesgeschichten zu thun, sondern wir sehen uns in seelische Conflicte eingeweiht, welche gerade durch ihre Einfachheit und Wahrheit unmittelbar zum Herzen sprechen und die uns sofort mit dem Verfasser und seinem Gedankengange, welcher von tiefer Menschenkenntniß und eingehender Beobachtungsgabe menschlicher Leidenschaften ausgeht, innig befreunden. Die streng moralische Richtung des geistvoll geschriebenen Romans läßt denselben zur Lectüre in der Familie ganz besonders passend er-

scheinen; er zeichnet sich in dieser Hinsicht, wie alle Erzeugnisse des Bachem'schen Verlages, höchst vortheilhaft aus, so daß auch das Herbert'sche Werk jungen Leuten unbedenklich zum Lesen überlassen werden darf. Die reiche und geschmackvolle Ausstattung, welche die bewährte rheinische Verlagshandlung dem guten und in jedem Anbetracht empfehlenswerthen Buche angedeihen ließ, hebt auch äußerlich dasselbe und läßt es zu Gelegenheitsgeschenken ganz besonders geeignet erscheinen."

(Wochen-Rundschau für dr. Kunst u. Lit.)

„Von dem Roman »Das Kind seines Herzens« von M. Herbert ist schnell eine zweite Auflage der ersten gefolgt; das Buch hat sich also den Beifall der Leserwelt erworben. Es ist aber auch eigenartig und in seltenem Grade fesselnd. Hier steht nicht, wie gewöhnlich, eine Liebesgeschichte im Vordergrund, sondern das Hauptinteresse beansprucht das Verhältniß eines Vaters zu seiner Tochter. Graf Heßlar, ein Menschenfeind und Weltverächter, will dem Schöpfer ein wenig in's Handwerk pfuschen und sich einen Menschen ganz nach seiner Façon bilden. Er adoptirt ein kaum zweijähriges Kind und denkt dasselbe ganz nach seinen Principien erzogen zu haben, bis Jugend und angeborene Natur ihr Recht fordern und das Mädchen eben auf jene Wege treiben, von denen er es fern halten wollte. Außer diesen beiden Gestalten fesseln auch andere unsere Theilnahme, so der liebenswürdige Major v. Heßlar, dann Vater und Schwester des gräflichen Adoptivkindes."

(Allg. Moden-Ztg.)

„In die Atmosphäre des Weltlebens versetzt uns der Roman »Das Kind seines Herzens«. Der Satz: Erziehung macht den Menschen, bildet auch hier das Thema, das mit vielem Geschick und freundlicher Lösung aller Conflicte behandelt ist. Das Experimentiren des stolzen Sonderlings, des Grafen Heßlar, mit einer Menschenseele bringt weder dem Kinde seines Herzens noch ihm selbst das erhoffte Glück. Dieses erblüht vielmehr dem stillen und reinen Gemüth, dem starken und treuen Sinn, wie ihn Juliane Gregor und der Major Heßlar repräsentiren. Da auch die Formen der feinen Welt und die höhern Fragen des Lebens in den Kreis der Darstellung gezogen sind, so eignet sich der vorliegende Roman, der nicht müßiger Unterhaltung, sondern tieferer Betrachtung dienen will, besonders zur Lectüre für Frauen, die eben so warm fühlen wie klar denken. Die Musik wird hier zur Offenbarung der heiligsten natürlichen Bande. Das Erscheinen einer zweiten Auflage des Buches bestätigt dieses Lob."

(Blätter für lit. Unterhaltung.)

„Das ist endlich wieder ein Mal ein Roman, von welchen man mit ungemischter Freude dem Publicum Kenntniß geben kann, ein Roman, der nicht ist wie so viele andere, und dessen Verfasser oder Verfasserin sich nicht in den ausgetretenen Geleisen der modernen Novellistik bewegt. »Das Kind seines Herzens« ist ein junges

Mädchen, welches er, als es beim Tode seiner Mutter kaum zwei Jahre alt war, zu sich nahm, und er selbst ist ein menschenfeindlicher Graf von Heßlar, welchen Erfahrungen in der Gesellschaft zu dem gemacht haben, was er ist. Jenes Kind erzieht er nun ganz für sich und abgeschlossen von der Welt; nur seine Gedanken nimmt es in sich auf, nur seine Ansichten eignet es sich an, so daß er glaubt, es zu seinem Ebenbild gemacht zu haben. Er vergöttert Alexandrine, die zu einer wahren Schönheit heranwächst — da aber kommt sie mit der Welt in Berührung, die bis jetzt für sie mit einer chinesischen Mauer umzogen war, sie lernt die Vergnügungen der Gesellschaft — wenn auch vorläufig nur ganz oberflächlich — kennen, sie sieht andere Menschen und vor allem andere Männer. Ihr junges Herz sehnt sich aus der Einsamkeit hinaus in das rauschende Wogen der Städte, und da erkennt er mit tiefinnigem Schmerz, daß sie doch nicht das Kind seines Herzens, sondern vielmehr ganz das Kind ihres Vaters, des genialen, aber verkommenen Musikers ist. Er verstößt sie. Aber die Geschichte endet nicht mit einer so grellen Dissonanz: es wird durch den Bruder des Menschenfeindes eine Versöhnung angebahnt, die das Herz des Getäuschten einigermaßen beruhigt. Dieser, nur in großen Zügen wiedergegebene Gang der Handlung und der Entwickelung jenes eigenthümlichen Verhältnisses zeigt uns, welch eine mächtige Tragik in der Gestalt des Grafen verborgen liegt. Er, der mit seinem liebebedürftigen Herzen nie geliebt hatte, gibt sein ganzes Fühlen einem adoptirten Kinde hin, und in dem Glauben, was Alexandrine ihm sei, das sei er auch ihr, sieht er sich in seiner ganzen Hoffnung getäuscht! Das ist mit bewundernswerther Feinheit dargestellt; der ganze Seelenproceß liegt offen vor unsern Augen. Nicht minder treffend ist geschildert, wie die niedergehaltene leidenschaftliche Natur Alexandrinens sich endlich Luft macht, wie sie, aller Schranken spottend, den ihrer Jugend zukommenden Theil am Leben verlangt, wie sie dann sogleich geneigt ist, dem ersten Manne, welchem sie begegnet, ihr unerfahrenes Herz zu schenken, und wie sie erst dann, als sie sich weiter in der Männerwelt umsieht, sich auf sich selbst besinnt. Auch die übrigen Personen bis zur unbedeutendsten herab sind brillant gezeichnet; einzelne geschickt eingestreute Charakterzüge sind geradezu genial erdacht. Die Darstellung ist elegant und geistvoll; wäre sie nicht so häufig von den eigenen Reflectionen des Verfassers unterbrochen, so würde sie eine noch höhere Wirkung ausüben. Aber genug: »Das Kind seines Herzens« wird sich in die Herzen der Leser einzuschmeicheln und sich einen Platz darin zu bewahren wissen." **(Liter. Handweiser.)**

*

Zu Weihnachten d. J. wird ein neuer Roman „Jagd nach dem Glück" aus gleicher Feder vorliegen.

Köln, Juli 1885. **J. P. Bachem.**

Was die deutschen Zeitungen und Zeitschriften über „Bachem's Roman-Sammlung" sagten.

1. Band: Trüber Morgen, goldener Tag.

Roman von Maria Lenzen di Sebregondi.

„Die rühmliche, feinfühlige Sorgfalt in der Auswahl, welche bereits „Bachem's Novellen-Sammlung" so vortheilhaft auszeichnete und ihr eine erste Stelle in den Lesecirkeln der gebildeten Stände anwies, erstreckt sich auch auf die zweite Sammlung. Der erste Roman beweist wiederum die überaus glückliche Sorgfalt des Verlegers für sein neues Unternehmen. Nicht allein, daß die Erzählung fein erfunden und tief empfunden ist, daß sie von hohem sittlichem Geiste getragen und belebt wird, sie ist auch auf das spannendste entwickelt und gesteigert und enthält sehr zahlreiche von trefflichster Lebenskenntniß und Charakterforschung zeugende Einzelheiten, welche nur ein ganz bedeutendes schriftstellerisches Talent so glücklich und zart abgetönt wiederzugeben vermag. Die Verfasserin führt uns in die feinste Gesellschaft, in die ziemlich abgeschlossenen Kreise des alten westfälischen Adels; sie weiß dieselben so eingehend und liebevoll zu schildern und die einzelnen Personen so geschickt und lebendig zu charakterisiren, daß dieselben sofort unsere volle und ganze Theilnahme erwecken und festhalten. Alle einzelnen Gestalten sind lebenswahr und dabei doch originell gehalten. Die seelischen Conflicte sind mit außerordentlicher Zartheit behandelt; die Erzählungsweise ist eine durch ihre poetische Schlichtheit ungemein ansprechende und wohlthuend berührende. Die äußere Form ist des vorzüglichen Inhalts vollkommen würdig. Die starken Bände repräsentiren sich in elegantem, dunkelgrünem Ganzleinenbande mit reicher Goldverzierung äußerst stattlich und dürften sie ein eben so gediegenes als sehr preiswürdiges Geschenk bilden."

(Wochen-Rundschau f. dram. Kunst u. Litt.)

„Der Roman zeichnet sich besonders durch die psychologische Entwickelung der Charaktere aus. So wird unter dem Einfluß der anfangs unbewußt im Herzen keimenden Liebe das kleine naive Landedelfräulein Lina von Heßborn eine mit großer Gewandtheit und Sicherheit auftretende Dame, Graf Ortwin von Desendorf nach schweren Schicksalsschlägen aus einem gewöhnlichen leichtlebigen Gesellschaftsmenschen ein Mann von erprobter Charakterfestigkeit. Lebensvoll und charakteristisch ist auch das Bild der alten Gräfin Alexandrine." (Deutsches Litteraturblatt.)

Es ist ein glänzendes Gestirn ersten Ranges, das die vielversprechende Sammlung unter diesem Titel an dem reichbesäeten Litteraturhimmel heraufführt. Maria Lenzen di Sebregondi hat in dem vorliegenden Roman ein höchst lebensvolles Gesellschaftsgemälde gezeichnet, in welchem sowohl der Gang der äußern Ereignisse als die psychologischen Entwickelungen das höchste Interesse bieten." (Bayr. Kurier.)

„Wir müssen gestehen, daß, als wir den 422 Seiten starken Band in die Hand bekamen, unsere Erwartungen, die in Anbetracht der schon sehr schmucken Bände der »Novellen-Sammlung« gerade nicht gering gestellt waren, weit übertroffen wurden. Die Bachem'sche Verlagshandlung bringt hier eine Haus- und Familien-Bibliothek auf den Markt, die, was zunächst äußere Ausstattung betrifft, geradezu prächtig ist." („Vaterland", Wien.)

„»Trüber Morgen, goldener Tag« ist wirklich ein guter Roman, spannend von Anfang bis Ende, gewandt in der Darstellung, gesund in der sich hindurchziehenden sittlich-religiösen Gesinnung." (Theolog. Litter.-Bericht.)

„Der Roman behandelt die Familiengeschichte eines westfälischen Grafengeschlechtes, und man darf es der Verfasserin nachrühmen, daß sie das Local- und Gesellschafts-Colorit ausgezeichnet zu wahren wußte. Es wird so an manchen Stellen der Roman über den Standpunkt der gewöhnlichen Fabulirung hinaus zu einem interessanten Gesellschaftsgemälde der Zeit."

(Deutsches Adelsblatt.)

„Das Debut von »Bachem's Roman-Sammlung« ist glänzend ausgefallen. Die Form der Darstellung ist bei aller Vornehmheit ungekünstelt, klar, fesselnd. Ich stehe nicht an, zu behaupten, daß man diesen Roman öfters lesen könne, und das ist doch wohl der richtige Maßstab für den Werth einer Dichtung. Möge er recht bald auf jedem anständigen und besonders auf jedem Lesetische adeliger Familien sich vorfinden. Der Preis dieses Buches, wie jedes andern Bandes dieser Roman-Sammlung, nämlich 2 Mark, ist bei der sehr eleganten Ausstattung fabelhaft wohlfeil."

(Wiener Literar. Handweiser.)

„Die Verfasserin zeigt überall, daß sie Meisterin in der Charakterzeichnung, in der Schilderung der Seelenzustände und in der Darstellung packender Scenen ist." (Litterar. Handweiser.)

„Die meisten Gestalten sind so richtig empfunden und so künstlerisch wiedergegeben, daß man ihre Erlebnisse mit dem Interesse verfolgt, welches Schattengestalten nicht zu Theil wird. Das Buch, völlig sittenrein, kann Lesern und Leserinnen als entsprechende Lectüre empfohlen werden." (Blätter f. litt. Unterh.)

2. Band: Der Erbe von Weidenhof.

Roman von F. von Pelzeln.

„Unter dem obengenannten Titel tritt uns ein Roman entgegen, der unser hohes Interesse in Anspruch nimmt, und der auf einer höheren Stufe steht, als die Durchschnitts-Romane der Gegenwart. Die Diction ist eine so gewandte, daß uns das Ganze unwillkürlich in hohem Maße fesselt.“ (Deutsches Adelsblatt.)

„Von Bachem's Roman-Sammlung liegen uns vor: Bd. 1. »Trüber Morgen, goldener Tag«, von Maria Lenzen di Sebregondi. Bd. 2. »Der Erbe von Weidenhof«, von F. v. Pelzeln. Wir möchten den ersteren einen feinen Gesellschaftsroman nennen. Der zweite ist ohne Frage anregender und manchfaltiger in seiner Entwicklung. Beides sind aber gediegene, gut geschriebene Romane, die unsern Lesern empfohlen werden können.“
(Neue Preuß. [Kreuz-] Zeitung.)

„Durch das Sensationelle seiner Handlung und überraschende Wendungen in derselben wird es dem Roman an einem das Spannende liebenden Lesepublicum nicht fehlen, zumal manchfache Leidenschaften und Verirrungen der Darstellung einen lebhaften dramatischen Impuls geben.“
(Schlesische Zeitung.)

„Gleich Anfangs tritt die Handlung in den Vordergrund, so daß der Leser mit ungetheiltem Interesse der spannenden Entwicklung folgt. Die Schattenseiten des Lebens einer Großstadt werden in höheren Kreisen anschaulich geschildert. Im Uebrigen verweisen wir wegen der von uns oft hervorgehobenen Vorzüge der Bachem'schen Romane auf die früheren Anzeigen.“
(D. Litteraturbl., Gotha.)

„Der Roman erregt durch reiche Handlung und ungemein lebendige Schilderungen bis zu Ende anhaltende Spannung. Ein tiefer, sittlicher Ernst weht durch das Ganze. Bei der scharf ausgeprägten Darstellung der höheren Gesellschaftskreise der österreichischen Kaiserstadt an der Donau zeigt sich die fein charakterisirende Art des Autors in hellem Lichte.“ (Magdeburger Ztg.)

„Mit stetig wachsendem Genuß hat Referent diese neueste Gabe von Bachem's vortrefflicher »Roman-Sammlung« durchgelesen. F. v. Pelzeln's Roman: »Der Erbe von Weidenhof« ist wirklich ein Kunstwerk, das nach Form und Inhalt trefflich geeignet ist, der Bachem'schen Roman-Sammlung so viele und vielleicht noch mehr Freunde und Abnehmer zuzuführen, als deren die erste Serie der Novellen-Sammlung in der kurzen Zeit ihres Erscheinens sich erobert hat. Verfasser weiß den Leser in fortgesetzter, steigender Spannung zu erhalten. Die Schürzung wie die endliche Lösung des Knotens ist eine die kühnsten Erwartungen übertreffende. Die Ausstattung des interessanten Romans ist eine sehr gefällige und überraschend billige. Der prächtige Einband in Ganzleinen mit Goldpressung macht die Roman-Sammlung auch äußerlich zu einer Zierde jeder Haus- und Familien-Bibliothek.“
(Büchermarkt.)

„Der zweite Band der Bachem'schen »Roman-Sammlung« macht äußerlich einen eben so guten Eindruck wie der erste. Je weiter der Leser in dem Roman vordringt, desto mehr fesselt ihn die sich verwickelnde Handlung, und desto mehr spannt ihn die Neugierde, wie Verf. sich wohl aus dem selbst gebauten Labyrinth herausfinden werde. Verf. täuscht in Rücksicht auf die Lösung des Knotens alle Berechnungen, welche scharfsinnige Leser bei der Lecture anstellen möchten.“
(Litterar. Handweiser.)

„Dieser Roman dürfte gerade um deswillen des Interessanten Manches bieten, weil die Erzählung so aus echtem, vollem Wiener Leben herausgeschrieben ist. Wiener Leben! Das Leben einer Millionenstadt! Das sagt genug, um zu begreifen, daß es im »Erbe von Weidenhof« nicht an sensationellen Ereignissen, auch nicht an Daten der chronique scandaleuse fehlt. Indessen können wir constatiren, daß der Roman bei aller Spannung, bei allem Sensationellen voll und ganz durchweht ist von einem tiefen, sittlichen Ernst.“
(Vaterland.)

„Echt dramatische, durch scharfe aber dabei stets wahre Charakteristik blendende Darstellungsweise des Stoffes, und sorgsame, liebevolle Ausführung und Ausarbeitung desselben zeichnen den neuen Roman eben so sehr aus, wie die sehr geschickt und in manchfachem Scenenwechsel verwickelte Handlung und die überraschende, hoch befriedigende Lösung.“
(Wochen-Rundschau f. dr. Kunst u. Lit.)

„Der Roman hat bereits von Anfang an eine spannende und auch recht wechselreiche Handlung. An drei Fäden knüpft Verfasser an, vereinigt dieselben jedoch mit geschickter Hand bald zu einem einzigen. Das Buch macht entschieden Front gegen die materialistische Richtung und die Genußsucht unserer Zeit.“ (Allg. Moden-Ztg. Leipzig.)

„Wessen Magen noch nicht durch die Paprika des französischen »Naturalismus« verdorben ist, der kann sich an dem Erben von Weidenhof diejenigen Empfindungen erlesen, die man rechtmäßig mit »Sensation« bezeichnet — auf Deutsch also: Spannung, lebhafte Theilnahme, Rührung! Denn der genannte Roman bildet eine fast ununterbrochene Kette theilnahmeerregender Schilderungen und unerwarteter Ereignisse in buntem Scenenwechsel. Die »dramatische Mache« zeugt von geschickter Hand: die ganze Geschichte ist eine Bilderreihe. Hinter jedem Bild darf der Leser — die Handlung fortempfindend — in eigener Phantasie den Faden weiterspinnen, um zum nächsten Bild die Brücke zu schlagen. Der Leser darf mitschaffen. Solche Lecture regt den Geist an.“
(Pap.-Ztg. Berlin.)

3. Band: Alda Renzani.

Roman. Nach Melati von Java von **Leo van Heemstede.**

Ein Lichtblick.

Novelle von **M. Herbert.**

Wir haben hier einen Roman ganz un-hnlicher Art vor uns: im ersten ne interessante holländische Familien-ie, zum andern einen Künstler-Ro-oll Gluth und Leidenschaft. Im Ganzen en sich planvoller Aufbau und spannende mit vorzüglicher Zeichnung der Cha- Ein eigenthümlicher Reiz n den holländischen Familiengeschichten. ehaglichem Genuß versenkt man sich in ne, zart abgestufte Schilderung, die das enherz in seinem Ringen und Sehnen in zten Verhältnissen und kleinstädtischer ung so anziehend darzustellen vermag. t darüber ein poetischer Hauch, der un-fesselt. Melati von Java entfaltet dies der niederländischen Erzähler in hohem e. Leo van Heemstede beweist seine Fä-als vortrefflicher Uebertrager, so daß der ke an eine Uebersetzung beim Leser nicht amt. Eine heißblütige ruhmbegierige lerin reißt sich, verblendet von der Gewalt nderbaren Stimme, aus engen heimath- familien-Banden los. Ueberrascht ch der Leser aus der weltverlorenen Ab-denheit eines holländischen Winkels in den der großen Welt, in ihre Leidenschaften, und Genüsse versetzt. An den blauen Fluthen des schönen Genfer See's hatte die junge Frau auf ihrer Hochzeitsreise unver-muthet ihren verschollenen Vater wiedergefun-den, der als berühmter Tenorist am Kunsthimmel strahlte. Er wußte sie vom Wege ihrer Pflicht abzuwenden, verleitete sie, heimlich Gatten und Kind zu verlassen und mit ihm die Bretter zu betreten, die die Welt bedeuten. Rasch wechselt die Scene: St. Petersburg und die mitteleuro-päischen Hauptstädte sehen das Sängerpaar und seine unerhörten Triumphe. Aber hart und jäh trifft der Wellenschlag des Lebens nach kurzem ruhmvollem Aufflug die hochstrebende Seele. In Nizza erliegt der alternde Tenorist einem tückischen Anfall. Alda, erschüttert aber nicht gebeugt, nimmt den Kampf mit dem Leben von neuem auf, bis in Paris vor offener Scene eine zweite Katastrophe über sie hereinbricht — das Ende ist Reue, Sühne und Erlösung in der Heimath. Neben der Hauptperson nimmt die in ihrer Seelenstärke imponirende Gestalt der edeln Judith das Interesse des Lesers in hohem Maße in Anspruch. — Dem stattlichen Bande (408 Seiten) ist eine kleine reizende Novelle von M. Herbert, Verf. des im vorigen Jahre erschienenen bedeutenden Romans „Das Kind seines Herzens" (2. Auflage) beigegeben."

(Deutsches Adelsblatt.)

Bachem's Novellen-Sammlung.

(20 Ein-Mark-Bände.)

Eine belletristische Haus- und Familien-Bibliothek.

Auswahl der besten **Novellen** und **Romane** von rühmlichst bekannten Autoren neuerer Zeit in gleichartigen, elegant ausgestatteten Bänden. Das Hauptgewicht bei der Auswahl für die Sammlung ist auf

Gediegenheit des Inhalts, fesselnde Gestaltung und Schönheit der Form

gelegt und zugleich nach reichem Wechsel der Stoffe und der Scenerie gestrebt. Die sittliche Reinheit des Inhalts ist ganz besonders berücksichtigt.

Jeder Band wird in elegant-solidem dunkelviolettem Calico-Einband mit Goldtitel geliefert, so daß das lästige Einbindenlassen und die Buchbinderkosten dem Käufer erspart bleiben. Die Vorzüge der Ausstattung (bequemes Octav-Format, deutlicher, großer, die Augen schonender Druck, schönes, festes Papier von lichter, dem Auge wohlthuender Chamois-Farbe, solider und geschmackvoller Einband) vereinigen sich mit der Gediegenheit des Inhalts und dem außerordentlich wohlfeilen Preise, um eine innerlich und äußerlich allen Anforderungen entsprechende belletristische Hausbibliothek zu schaffen, die auch der herangewachsenen Jugend — ohne gerade für sie bestimmt zu sein — unbedenklich in die Hand gegeben werden kann, somit eine **Familien-Bibliothek, ein Hausschatz** im eigensten Sinne des Wortes, deren außerordentlich billiger Preis auch dem weniger Bemittelten die Anschaffung ermöglicht.

Jeder Band 1 Mark. 20 Bände 19 Mark.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hirschfeld, Hermann,

<<Die>> Hexe von Scharnrode Roman von Hermann Hirschfeld. Prinzessin Irrlicht. Roman von M. von Pelzeln

Köln [1885]

P.o.germ. 1807 u
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11675660-4